Almanach der Psychoanalyse

1932

Erik Carstens.

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1932

Almanach

der

Psychoanalyse

1932

Herausgegeben von

A. J. Storfer

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien



Druck der Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

INHALTSVERZEICHNIS

Porträtbeilagen

KALENDARIUM FÜR DAS JAHR

1932

	JANUAR				
Mo		4	11	18	25
Di		5	12	19	26
Mi		6	13	20	27
Do		7	14	21	28
Fr	1	8	15	22	29
Sa	2	9	16	23	30
So	3	10	17	24	31

	FEBRUAR				
Mo	1	8	15	22	29
Di	2	9	16	23	
Mi	3	10	17	24	
Do	4	11	18	25	
Fr	5	12	19	26	
Sa	6	13	20	27	
So	7	14	21	28	

	MÄRZ				
Mo		7	14	21	28
Di	1	8	15	22	29
Mi	2	9	16	23	30
Do	3	10	17	24	31
Fr	4	11	18	25	
Sa	5	12	19	26	
So	6	13	20	27	

	APRIL				
Mo		4	11	18	25
Di		5	12	19	26
Mi		6	13	20	27
Do		7	14	21	28
Fr	1	8	15	22	29
Sa	2	9	16	23	30
So	3	10	17	24	

	MAI					
Mo		2	9	16	23	30
Di		3	10	17	24	31
Mi		4	11	18	25	
Do		5	12	19	26	
Fr		6	13	20	27	
Sa		7	14	21	28	
So	1	8	15	22	29	

	JUNI				
Mo		6	13	20	27
Di		7	14	21	28
Mi	1	8	15	22	29
Do	2	9	16	23	30
Fr	3	10	17	24	
Sa	4	11	18	25	
So	5	12	19	26	

	JULI				
Mo		4	11	18	25
Di		5	12	19	26
Mi		6	13	20	27
Do		7	14	21	28
Fr	1	8	15	22	29
Sa	2	9	16	23	30
So	3	10	17	24	31

	AUGUST				
Mo	1	8	15	22	29
Di	2	9	16	23	30
Mi	3	10	17	24	31
Do	4	11	18	25	
Fr	5	12	19	26	
Sa	6	13	20	27	
So	7	14	21	28	

	SEPTEMBER				
Mo		5	12	19	26
Di		6	13	20	27
Mi		7	14	21	28
Do	1	8	15	22	29
Fr	2	9	16	23	30
Sa	3	10	17	24	
So	4	11	18	25	

	OKTOBER					
Mo		3	10	17	24	31
Di		4	11	18	25	
Mi		5	12	19	26	
Do		6	13	20	27	
Fr		7	14	21	28	
Sa	1	8	15	22	29	
So	2	9	16	23	30	

	NOVEMBER				
Mo		7	14	21	28
Di	1	8	15	22	29
Mi	2	9	16	23	30
Do	3	10	17	24	
Fr	4	11	18	25	
Sa	5	12	19	26	
So	6	13	20	27	

	DEZEMBER				
Mo		5	12	19	26
Di		6	13	20	27
Mi		7	14	21	28
Do	1	8	15	22	29
Fr	2	9	16	23	30
Sa	3	10	17	24	31
So	4	11	18	25	

Ostersonntag 27. März
Pfingstsonntag 15. Mai

Ritter zwischen Tod und Teufel

Ein Brief von

Thomas Mann

an die Redaktion der „Vossischen Zeitung" am 6. Mai 1931.

Sie haben recht, einen Gruß und Glückwunsch an Sigmund Freud zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag von mir zu verlangen. Die aufrichtigste Bewunderung für den großen Forscher im Menschlichen und sein Wahrheitsrittertum gehört längst zu meinem inneren Bestande. Ja, er hat viel von Dürers Ritter zwischen Tod und Teufel, auf den Nietzsche anzuspielen scheint, wenn er von einem anderen Verwandten Freuds, von Schopenhauer, sagt: „Ein Mann und Ritter mit erzenem Blick, der den Mut zu sich selber hat, der allein zu stehen weiß und nicht erst auf Vordermänner und höhere Winke wartet." Er hat nie Rücksicht darauf genommen, daß der Mensch nur vernimmt, was ihm schmeichelt, hat nicht mit dem Frommen von der Tugend Lohn gesprochen, mit Ixion von der Wolke, mit Königen vom Ansehen der Person und von Freiheit und Gleichheit mit dem Volke. Er hat Illusionen zerstört, die Menschheit mit Erkenntnissen skandalisiert, deren radikaler Naturalismus ihre „Würde" zu bedrohen schien, und Widerstände hervorgerufen, deren Gründe ihm offen lagen. Aber alle Kritik an seinem Werk — ich meine natürlich jene Kritik, die nicht über die Analyse hinaus, sondern hinter sie zurückwill — hat etwas unendlich Müßiges und Steriles, auch da noch, wo sie recht hat, und es ist schwer zu verstehen, daß diejenigen, die

sich spottend und scheltend damit abmühen, der Nutzlosigkeit ihres Tuns nicht inne werden.

Freuds Werk, dies persönlichkeitsgeborene und weltverändernde Werk eines tiefen Vorstoßes ins Menschliche von der Seite der Krankheit her, ist heute schon eingegangen ins Leben und in unser aller Bewußtsein, und ich sagte gewiß nicht zuviel, als ich es, am Ende einer ausführlicheren essayistischen Ehrerweisung, einen der wichtigsten Bausteine nannte, die beigetragen worden sind zum Fundament der Zukunft der Wohnung einer freieren und wissenderen Menschheit.

Ich bin froh, daß ich doch einmal, wenn auch zu spät, als daß noch irgendwelches Verdienst damit hätte verbunden sein können, ein solches Bekenntnis zu ihm abgelegt habe —, froh namentlich deshalb, weil es den großen alten Mann gefreut hat. Seine Erkenntlichkeit dafür, daß ich ihn „in den Zusammenhang des deutschen Geisteslebens eingereiht hätte“, ihn, „der für diese Nation ein Fremdkörper zu sein vermeinte“, hat mich tief ergriffen. Ich wäre sehr versucht, aus dem großartigen Briefe, den er mir damals schrieb, mehreres Charakteristische und Aufschlußreiche mitzuteilen, darf es aber nicht ohne seine Erlaubnis. Nur einen Satz noch daraus anzuführen, will ich mir die Freiheit nehmen, weil doch den Lesern ein unbekanntes Wort Freuds willkommener sein muß, als jedes Wort über ihn: „Ich habe immer Dichter bewundert und — beneidet, besonders, wenn sie wie das Ideal meiner Jugend, Lessing, ihre Kunst dem Denken unterwarfen und sie in dessen Dienst stellten.“

Bemerkungen am 6. Mai

Von

Theodore Dreiser

Tischrede Th. Dreisers anläßlich des Festessens zu Ehren des 75. Geburtstages von Prof. Sigm. Freud. In Abwesenheit des verhinderten Autors vorgelesen von Dr. A. A. Brill, New York, am 6. Mai 1931.

Ich habe Freud als Kopernikus der Psychologie begrüßen hören. Also als eine Art von Gegenstück zu Darwin in der Welt revolutionärer Gedankenarbeit. Mir erscheint er eher als ein Napoleon oder Hannibal des Geistes, der mit der unerhört durchdringenden Schärfe und Strategie seines Verstandes alles vor sich hergefegt hat.

Nie werde ich die erste Begegnung mit seinen „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie", seinem „Totem und Tabu", seiner „Traumdeutung" vergessen. Damals und auch heute noch wurde mir jeder Abschnitt zur Erleuchtung — ein helles, klärendes Licht in den dunkelsten Fragen, die mich und mein Werk bedrängten und verstörten. Die Lektüre Freuds hat mir bei meinen Studien über Leben und Menschen geholfen. Ich sagte damals, und wiederhole es heute, daß er mich an den Eroberer gemahnte, der eine Stadt erstürmt hat, der die uralten, grauen Gefängnisse dieser Stadt edelmütig öffnete und aus düsteren, verrosteten Kerkern die Gefangenen jener Formeln, Vorurteile und Irrmeinungen freiließ, die den Menschen hunderte und tausende von Jahren gequält und erschöpft haben. Ich denke heute noch so.

Das Licht, das er dem Menschengeist gebracht hat! Die

mächtige Hilfe gegen Trug und verblendetes Vorurteil! Ein ungeheures, ein herrliches Ereignis!

Aber es befinden sich unter Ihnen so viele, die seine erstaunlichen Beiträge zum menschlichen Geistesleben aus intimer Kenntnis und in glänzender Form zu würdigen vermögen — mein Freund Dr. Brill zum Beispiel — daß ich lieber verstumme und lausche. Aber ich betrachte es als ein ehrenvolles Vorrecht, gleich vielen Andern hierher berufen zu sein, um auszusprechen, was ich Freuds unschätzbarem Werk zu danken habe. Auch, ihm Gesundheit, Kraft und eine glückliche Zukunft zu wünschen. *Immense wisdom he has.*

Elf Bände, die die Welt erschütterten

Von

Kurt Tucholsky

Wir entnehmen diese Zeilen der von Siegfried Jacobsohn gegründeten, von Carl v. Ossietzky und Kurt Tucholsky tapfer geleiteten, gehaltvollen und lebendigen Wochenschrift „Die Weltbühne"; sie sind dort anfangs Mai 1931 — anläßlich des 75. Geburtstags Freuds — erschienen.

Die Gesamtausgabe der Freudschen Schriften ist da. Elf Bände, die die Welt erschütterten.

Einer der wenigen Männer, die diesen Mann richtig sehn, scheint Freud zu sein. Mit dem Lorbeergemüse seines Ruhmes kann er die faulen Äpfel seiner Tadler garnieren, und wenn er weise ist, sieht er die Schar seiner Schüler an und denkt sich sein Teil. Lassen wir die schlechten Schüler, halten wir uns an die guten und halten wir uns an ihn.

Es ist das Schicksal der Wahrheiten, hat Schopenhauer gesagt, daß sie erst paradox erscheinen und dann trivial. An Freud ist das genau zu studieren. Die Gesamtausgabe seiner Schriften zeigt aber noch etwas anderes.

Langsam beginnt sich das Fleisch von diesem Werk zu lösen, das Zufällige, das Alltägliche — und es bleibt das Skelett. Wir können nicht sehen, was davon noch im Jahre 1995 erhalten sein wird, und ob überhaupt noch etwas erhalten sein wird, nämlich in der Form, die er ihm gegeben hat. Fortwirken wird es, das kann man sagen. Er hat eine Tür aufgemacht, die bis dahin verschlossen war.

Es gibt Partien in diesen elf Bänden, besonders in den

ersten, die muten an wie ein spannender Kriminalroman. Wie da die Theorien langsam keimen und aus den platzenden Hüllen kriechen, wie sie sich scheu ans Licht wagen, ins Helle sehen und plötzlich sehr bestimmt und fest auftreten: nun sind sie da und leben und wirken. Die Darstellungskunst Freuds ist fast überall die gleiche: in den grundlegenden Schriften, in den kleinen Aufsätzen, so in dem wunderschönen Gedächtnisartikel für Charcot — überall ist ein klarer, methodisch ordnender Geist am Werk.

Das Modische an diesen Schriften wird vergehen; die kindische Freude der Amerikaner und sonstiger puritanisch verbildeter Völker, nun einmal öffentlich über Sexualität sprechen zu können ... das hat mit Freud nicht viel zu tun. Bleiben wird der große Erneuerer alter, verschütteter Wahrheiten — dieser Wahrheit: der Wille des Menschen ist nicht frei.

Das schön gedruckte und gut gebundene Werk ist im Internationalen Psychoanalytischen Verlag zu Wien erschienen. Es finden sich darin auch die jüngsten Schriften Freuds, auf die immer wieder hingewiesen werden muß, als letzte die „Zukunft einer Illusion". Es fehlt noch das „Unbehagen in der Kultur"; ein zwölfter Band wird erscheinen. Die Grenzen Freuds werden in seinem Gesamtwerk erkenntlich. Er ist nicht der liebe Gott, doch hat er uns gelehrt, wie viel Krankheitsgeschichte in den gereizten Kritiken über ihn zu finden ist. Für halbgebildete Katholiken sei gesagt: es ist die Bibel der Gottlosen. (Josef Wirth darf das falsch zitieren.) Man versteht die Welt nicht, wenn man diese Bände nicht kennt. Sigmund Freud wird am sechsten Mai fünfundsiebzig Jahre alt. Wir grüßen ihn voller Liebe und Respekt.

Der neurotische Stil

Von

Paul Federn

Aus dem Kongreßbericht: „I. Internationale Tagung für angewandte Psychopathologie und Psychologie, Wien 5. bis 7. Juni 1930." Sonderausgabe von Heft 61 der „Abhandlungen aus der Neurologie, Psychiatrie und ihren Grenzgebieten". (Mit Genehmigung des Verlags S. Karger, Berlin.)

„Schreiben können" heißt, seine Gedanken so mitteilen, daß sie der Leser genau und richtig kennen lernt. Damit der Leser sie aber auch richtig verstehe und aufnehme und sie behalten und verarbeiten könne, dazu gehört mehr als die bloße „richtige" Mitteilung. Daß die Vorbildung des Lesenden genügend sein muß, ist eine Bedingung, die nicht vom Schreibenden abhängt, die aber auch von ihm berücksichtigt werden muß. Es ist schwerer, gemeinverständlich zu schreiben als für Berufsgenossen, und das Schreiben wird um so leichter, je mehr der Beruf zum Fache, zum Spezialfach, zur Spezialrichtung im Fache sich einschränkt. Der Psychoanalytiker aber begegnet täglich der wichtigsten Bedingung, von der die Aufnahme und das Verstehenkönnen abhängen, es ist der affektive Widerstand. Dieser tritt beim Patienten und Leser in gleicher Weise auf. Zu seiner Überwindung ist die bloß richtige Darstellung des Gegenstandes unzureichend; man muß, wenn man seine Mitteilung verstanden, nicht nur kennen gelernt haben will, die Widerstände berücksichtigen. Die genaueste Argumentation kann aber nur gegen Widerstände wirken, die nach Inhalt, Ursache und Herkunft und auch in ihrer vollen Intensität dem Leser bewußt sind. Wenn der Widerstand bewußt ist, so kann man trotz desselben die

Mitteilung verstehen, sie unter dem Druck des bewußten Widerstandes ablehnen und diesen selbst rationalisieren. Bei unbewußtem Widerstande mißlingt aber das Verstehen.

In reziproker Anwendung gilt das Gesagte auch vom Schreibenden selbst. Bei einem unbewußten Widerstand gegen das, was man schreibt, wird es schwer, sich verständlich zu machen. Wenn es sich aber um neurotische Widerstände handelt, also um solche, bei denen die Verdrängung der widerstrebenden Gegenströmung nicht voll gelungen ist, kommen bestimmte Störungen zustande, die mir einer genauen psychoanalytischen Untersuchung wert waren. Ich kam zu dieser Arbeit dadurch, daß die Fehler im Stile mich an bestimmte Arten von Störungen erinnerten, die man bei der Psychoanalyse als Zeichen von Widerständen besonderer Art findet. Daraus schloß ich, daß diese Stilstörungen von gleicher Herkunft seien. Bald wurde ich sicher, daß es sich um neurotische Stilstörungen handelt. Ihre spezielle Schilderung würde aber die Mitteilung von Beispielen mit deren Analyse verlangen. Das würde den Rahmen dieses Referates weit überschreiten.

Während die direkte Untersuchung des normalen Stils die Schaffung einer psychoanalytischen Charakter- und Ausdruckslehre zur Voraussetzung hätte, verspricht uns der hier eingeschlagene Weg indirekt auch Belehrung über den normalen Stil. Wie sonst bei psychoanalytischen Untersuchungen suchen wir zuerst Sinn und genetische Ursache der Störungen, um die Norm als breite Mittellage zwischen den verschiedenen Störungen zu erkennen. Da aber eine Neurose nicht nur die Art des Ausdrucks, sondern den Charakter selbst, wenigstens im gebräuchlichen weiteren Sinne des Wortes — ändert, so ergänzt meine Mitteilung auch jene

Untersuchungen, welche den Charakter aus dem Stile ergründen wollten.

Einige sehr große Schriftsteller haben dies in polemischer und erzieherischer Absicht getan. Von deutschen Schriftstellern haben vor allem Schopenhauer, Nietzsche und Karl Kraus im Stile von Autoren den Ausdruck von Unreife, Verlogenheit, Feigheit und Gemeinheit nachgewiesen. Voll Liebe und Verehrung für das Wunderwerk der deutschen Sprache wecken sie das Sprachgewissen jener, welche berufsmäßig zu schreiben haben. Die Beherrschung der Sprachregel genügt nicht, auch nicht die der Stilgesetze. Der Autor muß in dem, was er zu sagen hat, eine ehrliche und entschiedene Meinung erarbeitet haben. Mit psychoanalytischer Methode wurde bis nun der Stil eines angesehenen Mannes untersucht, Woodrow Wilsons. Das Resultat der Untersuchung ist so überzeugend, daß die Methode gewiß wiederum benützt und weiter verbessert werden wird. Hales, der Sekretär Wilsons, hatte Grund, sich am Präsidenten wegen Gedankenraubs zu rächen. Er schrieb deshalb „The history of a style". Unter anderem zählt er die Adjektiva und attributiven Wendungen im Verhältnis zu den Verben aus und zählt die grundlosen Wiederholungen und die nichtssagenden Abstrakta. Er verfolgt alle wiederkehrenden Gedankengänge, die nur schwulstig ein Schlagwort umschreiben, analysiert inhaltlich die gewählten Abstrakta und Schlagworte selbst und kommt zu dem Schlusse: Aus all dem sprechen Gedankenleere, Vorliebe für inhaltlose suggestible Phrasen und starker Narzißmus, der das Objektinteresse überwiegt. Daß der Charakter dieses Stils schon in der Studentenzeit sich zu erkennen gab, und Persönlichkeit und Stil sich parallel entwickelten, wird zu beweisen

versucht. Meine eigenen Untersuchungen sind nicht polemisch; im Gegenteil kann, wie so oft, auch hier die psychoanalytische Methode zu großem Teile „exkulpieren". Sie findet neurotische Ursachen für ein schlechtes Schreiben, wo Schopenhauer einfach festgestellt hätte, daß sich Unwissenheit, Verlogenheit und „Schurkentum" hinter ihm verbergen.

Mit dem Eingreifen der Psychoanalyse wird der neurotisch schlechte Stil etwas Heilbares. Schon lange wissen wir Analytiker, daß oft als Nebengewinn einer Heilung eine völlige Änderung der Schreibweise erworben wird. Befreiung von Angst und Überwindung der Ambivalenz erlauben eine wahrhafte und eindeutige Ausdrucksweise in Sprache und Schrift. Seit einigen Jahren habe ich manche Autoren mit gutem Erfolge auf ihre Stilneurose aufmerksam gemacht. In diesen günstig verlaufenden und noch mehr in refraktären Fällen zeigte sich zunächst der abwehrende Widerstand. Die Abwehr ist so heftig gegenüber der objektiven Gleichgültigkeit einer Korrektur, die Empfindlichkeit zuerst so übertrieben, daß dadurch allein bereits die Komplexbedingtheit der Stilstörung zu erkennen ist. Und wie in der wirklichen Psychoanalyse läßt der Widerstand von selbst nach, wenn es sich um einen aktuell gesteigerten Komplex handelt. Regelmäßig wird der zuerst ungläubig und selbst erbost gewesene Stilneurotiker bereit, bei sich und noch mehr bei anderen die neurotischen Zeichen zu entdecken, nachdem die Einsicht, die er so ungern von mir empfangen hat, ihm nach der Passage seines Unbewußten wie spontan als eigener Fund wiederkehrte.

Mein Untersuchungsmaterial erhielt ich durch die vielen Manuskripte, die ich als Herausgeber, Redakteur und Lektor lesen mußte. Solche Schriftstücke sind weniger korrigiert und

gefeilt als die zum Druck gebrachte endgültige Form. In den gedruckten Zeitschriften und Büchern finden sich aber die gleichen Störungen in geringerer Zahl. Die Autoren sind Männer und Frauen mit Hochschulbildung, also solche, die den Kulturschatz der Wissenschaft zu wahren haben und zu mehren suchen. Dichter und Literaten sind nicht unter den unabsichtlich zu Untersuchungsobjekten gewordenen Mitarbeitern. Dennoch waren zahlreiche Arbeiten als normal und nicht neurotisch zu bezeichnen. Wenn die Mehrzahl der Arbeiten gehäufte neurotische Störungen zeigte, so müssen die Autoren, mit dem Maßstabe der Praxis gemessen, trotzdem nicht Neurotiker sein. Aus Gründen, die wir noch besprechen werden, ist das Publizieren besonders geeignet, sonst nicht störende Komplexe wirksam werden zu lassen. Andererseits wissen wir, daß die Neurosen die verbreitetsten Kulturkrankheiten sind, deren geziehen zu werden sich niemand zu schämen braucht. Es dürfte ebenso schwer sein, das Hemd des Unneurotischen zu finden wie das des Glücklichen.

Man wird einwenden, daß unsere Kollegen die Sache und nicht die Form im Auge haben; sie seien ohne Interesse für Sprache und Stil und gäben sich gar keine Mühe, gut zu schreiben. Es handelt sich aber nicht um die Vortrefflichkeit des Stils, sondern um seine Ungestörtheit. Die bestehende Gleichgültigkeit gegenüber der Sprache hat den entgegengesetzten Einfluß, als der Einwand annimmt. Viele Autoren, die sonst neurotisch schreiben würden, bewahren sich davor dadurch, daß sie eine Mimikry im Schreiben angenommen haben, eine weitschweifige, unpersönliche Art, die in ihrer Ganzheit der Abwehr aller persönlichen Beziehung zu Thema und Publikum dient. Auch hier kann daher die soziale Neurose die der Individuen ersparen. Aber völlig ent-

geht doch niemand den Fanggruben der Neurose oder der vorübergehend neurosemäßig wirkenden aktuellen Konflikte.

Das wissen wir bereits durch die von Freud entdeckte „Psychopathologie des Alltagslebens". Die Irrtümer im Schreiben, das Verschreiben, die Verwechslungen, Umstellungen, Auslassungen, Wiederholungen entstehen dann, wenn verdrängte Regungen sich störend durchsetzen, ebenso wie die Fehlleistungen im Lesen, Sprechen und Zuhören. Solche Entgleisungen beweisen, wenn sie gehäuft auftreten, einen aktuell gestörten Zustand des Schreibenden. Jede für sich zeigt die Nähe eines Komplexes an. Für den schreibenden Autor wirken sie wie Ventile, durch die verdrängte Kräfte einen Ausweg finden, ohne andere Störungen des Stils zu bewirken. Wer solche Fehlleistungen beachtet, kann durch ihre Analyse unbewußte oder aktuell unbewußt gewordene Schwierigkeiten, die der Gegenstand ihm machte, kennen lernen, bevor er das „Imprimatur" erteilt.

Ich will nur ein Beispiel von komplexgestörter Stilisierung geben und wähle eine Störung, welche jedem auffallen muß, geringe psychoanalytische Kenntnisse voraussetzt und keine genauere Untersuchung der Komplexstörung verlangt.

In einer ärztlichen Zeitung findet sich in einem Berichte über Verhandlungen mit einer Krankenkasse folgender Satz: „Es fand eine erste Besprechung statt, bei der sich zeigte, daß die Kasse C. geneigt ist, die in dem mit der Kasse A. festgelegten und auch in dem Vertragsentwurf mit der Kasse B übernommenen prinzipiellen Bestimmungen zu akzeptieren, welche geeignet erscheinen, das System der freien Ärztewahl zu sichern und zu verbessern."

Jeder Leser wird den Satz schlecht geschrieben finden. Könnte er hier ohne unbewußten Widerstand den Stand der

Verhandlungen einfach mitteilen, so würde er schreiben: „Bei der ersten Besprechung zeigte sich der Vertreter der Kasse C. geneigt, die prinzipiellen Bestimmungen, welche die freie Ärztewahl sichern und verbessern, aus dem Vertrage mit der Kasse A. und dem Vertragsentwurf mit der Kasse B. anzunehmen."

In meiner Fassung genügen 34 Worte, die des Autors zählt 48 Worte. Meine Fassung hat einen Hauptsatz, der Neues mitteilt, und einen Nebensatz, der erinnert, um welches bekannte Thema es sich handelt. Der Autor bringt die neue Mitteilung in einem dreimal subordinierten Nebensatze und schachtelt vor dem bloß in Erinnerung gebrachten Gegenstand eine überflüssige Nebensatzkonstruktion ein.

Die Abwehr des Gegenstandes zeigt sich im Hinausschieben der Mitteilung. Kompensierend wird unpersönlich mit „Es zeigte sich, daß ..." begonnen, und in Form einer Tatsachenmitteilung möglichst lange nichts gesagt. In Fällen, die der persönlichen Analyse zugänglich sind, kann man die Bestätigung dieser Begründung vom Analysierten erhalten.

Wir haben einen nicht gelungenen, aber doch begonnenen phobischen Mechanismus vor uns. Er gelingt nicht, weil der Wille des Schreibenden die Aufgabe der logischen Mitteilung doch durchgesetzt hat; sein Gegenwunsch wäre, lieber auf das Thema nicht einzugehen. So entsteht das zögernde Kompromiß, das sich deshalb nur im Stile äußert und nicht im Inhalte, weil die Tatsachen selbst unzweifelhaft gesagt werden mußten. Wo das nicht der Fall ist, zeigt sich der Gegenwunsch in der ganz überflüssigen Anwendung einer abschwächenden konjunktivalen Form des Zeitwortes, oder durch Einfügung eines verallgemeinernden Wortes. Namentlich wird das Wort „irgendein" sehr häufig

unrichtig angewendet, wenn es sich um etwas handelt, was in jedem einzelnen Falle ganz bestimmt ist. Statt der abschwächenden Form, oft auch mit ihr zusammen, wird sehr oft eines der Worte „sicher", „offenbar", „zweifellos", „unbedingt" gebraucht. Wo man wirklich berechtigt wäre, diese Worte zu verwenden, braucht man sie fast niemals hinzusetzen, weil der Leser durch die Argumente überzeugt werden konnte. Wenn in der Psychoanalyse der Patient ohne Not allgemeine Worte, beteuernde oder versichernde Flickworte, meist gehäuft, anwendet, wird der Psychoanalytiker instinktiv oder bewußter Weise darauf aufmerksam, daß ein ungelöster Widerstand da ist. In analoger Weise sei man skeptisch gegenüber der Richtigkeit einer geschriebenen Mitteilung, oder der Sicherheit des Autors in bezug auf das Mitgeteilte, wenn dieser ohne dringenden Anlaß beteuernde Worte gebraucht.

Anders zu beurteilen sind neurotische Stilstörungen, die in der gleichen Form immer wieder auftreten. Dann braucht die einzelne Störung nicht jedesmal mit dem Thema in Verbindung zu stehen; sondern sie zeigen zusammen eine bestehende Neurose an, oder aber auch nur, daß das Schreiben für den Autor eine konfliktvolle Aufgabe bedeutet, daß er also an einer dauernden und allgemeinen oder nur an einer akuten „Mitteilungsneurose" leidet.

Immer gehört zur Neurose, daß der Widerstand gegen das zu Schreibende oder gegen das Schreiben überhaupt unbewußt sei. Es können sich in der Wahl der Worte, in der Behandlung von Thema und Publikum Ehrgeiz, Eitelkeit, Narzißmus, Herrschsucht, Haß oder Verachtung zeigen; der Stil wird dadurch sehr beeinflußt, ohne daß es zu den neurotischen Störungen kommt. Der bewußt Ambitiöse schreibt

ungestört durch seine Ambition. Allerdings ist gerade die Ambition, diese Mischung von Eitelkeit und Ehrgeiz, meist noch viel größer, als dem Autor bewußt ist. Kommt nun noch die Gegenströmung hinzu, nicht ambitiös zu erscheinen, dann wird der Stil doch in störender Art beeinflußt. Am häufigsten kämpfen bei jeder Art zu publizieren die Zeigelust und die Scham, sich zu zeigen (Zeigefurcht), miteinander. Und zwar beruhigen sich die Konflikte zwischen Instinkt und Reaktion meistens, nachdem die ersten Abschnitte geschrieben sind, teils weil man sich an die Situation, vor ein Publikum treten zu müssen, gewöhnt hat, teils weil sich der unbewußte Konflikt in Fehlleistungen und neurotischen Störungen erledigt hat, bis er wieder durch die Annäherung an einen Komplex aktuell wird.

Wir sehen auch hier die allgemeine psychoanalytische Erfahrung bestätigt, daß das Mißlingen der Verdrängung zur Neurose führt. Deshalb gibt es zwei Arten, der Neurose und dem reaktiven Selbstverrat zu entgehen: Die Verdrängung muß aufgehoben werden oder sie muß gelungen sein. Aber unerwartet und trotz aller Aufmerksamkeit kann ein neuerliches Mißlingen, freilich immer nur aus wichtigen Gründen, die seelische Ordnung und, in unserem Falle, den Stil stören. Die Störung zu Beginn des Schreibens sollte viele Autoren veranlassen, die ersten Seiten ihrer Manuskripte nur als schriftliches Selbstgespräch und als Stilübung zu betrachten; da das nicht immer geschieht, sind gerade sie mit neurotischen Zügen durchsetzt. Wir dürfen daher kein Druckwerk nach dem ersten Abschnitt beurteilen und es etwa unter dem Eindruck des unsicheren Stils beiseite legen. Es ist ein allgemeiner Brauch, mit der Anführung von Befunden, Erklärungen und Theorien anderer Autoren zu be-

ginnen. So schließt man sich seinen Vorgängern an und hat objektiv zu berichten. Aber das Subjektive macht sich auch in solchen Einleitungen nur zu oft störend bemerkbar. Demnach ist beim Schreiben die gleiche Befangenheit vorhanden — zwar geringer, aber dafür im Druck verewigt —, die auch geübte Vortragende am Anfang des Sprechens verspüren und zeigen. In beiden Fällen ist das Publikum der äußere, die übertriebene narzißtische Besetzung des Publikums der innere Faktor, der die Befangenheit und beim Bestehen einer narzißtischen Neurose das Lampenfieber entstehen lassen. Alle Befangenheit hört auf, sobald die narzißtische Besetzung durch die objektlibidinöse ersetzt ist. Sie hat sowohl den Gegenstand als den Hörer, beziehungsweise in geringerem Grade den Leser zu erfassen. Auch beim Schreiben gelingt das schwerer, wenn einem die Publizität zu wichtig ist. Solange beide Besetzungen oszillieren, ist man noch durch sie befangen, und es machen sich Komplexstörungen um so eher geltend. Manche Autoren können leicht Neues mitteilen, andere sind gerade dazu fast unfähig oder müssen sich sehr dazu zwingen. Diesen Unterschied klärt die Psychoanalyse auf. Sofort ist der Stil neuerdings gestört, wenn das Wissen unsicher wurde oder wenn fremdes geistiges Eigentum für eigenes ausgegeben wird. Die weit verbreitete Gewissenlosigkeit in bezug auf Diebstahl geistigen Eigentums schützt nicht davor. Wir berühren das Thema des unbewußten Plagiats, müssen aber abbrechen und wollen nur kurz die häufigsten Störungen, nach den benützten Mechanismen gesondert, aufzählen. Die speziellen Zeichen, durch welche sich der Sadismus, die anale Komponente und der Masochismus im Stile äußern, lasse ich unbesprochen.

Bisher fand ich folgende Störungen: 1) Unvollendete Ver-

dichtung — 2) unvollendete Ablösung vom früheren Gegenstande — 3) der einfache phobische Mechanismus — 4) der alternierende phobische Mechanismus — 5) zwanghaftes Festhalten eines Ersatzbegriffes, dazu gehört auch — 6) Übertreibung des Gegensätzlichen — 7) Flucht in Verallgemeinerung — 8) Umkehrung als unvollendete paranoide Projektion — 9) überflüssige Einschiebung der indirekten Darstellung, meist durch angedeutete hysterische Phantasie oder durch hysterische Identifizierung bedingt. Diese Form benützt verschiedene Methoden der Synthese.

Wie neurotische Symptome durch bestimmte Mechanismen entstehen, so auch die Stilstörungen; diese sind aber keine vollendeten Symptome; die Mechanismen werden nicht vollendet. Das Schreiben leistet dem Schreibenden denselben Dienst in ungebundener, lässiger Art wie die Psychoanalyse dem Analysierten. Die Möglichkeit, beim Schreiben den Abwehrmechanismen nachzugeben, verhütet die Symptombildung und läßt doch, allerdings erst nach der Befriedigung der Abwehr, die richtige Assoziation finden. Der Schreibende hat es besser als der Sprechende, denn dieser muß sofort entscheidend das Wort wählen. Deshalb kommen beim Sprechen leichter Fehlleistungen vor. Stilstörungen treten auch beim Redner auf, in mildester Form als unscharfe oder falsche Betonungen, meist in Verbindung mit Flickworten und Flicksätzen.

Meine Untersuchungen sind nicht dem Wunsche entsprungen, Detektiv zu spielen oder psychoanalytische Überlegenheit zu zeigen. Der richtige Ausdruck in Sprache und Schrift ist für uns Bedürfnis und ist auch Bedingung, daß man ehrlich arbeite und publiziere. Zu diesem Zweck muß vor allem die von pädagogischer Seite wiederholt gestellte Forderung erfüllt werden, daß von der ersten Volksschulklasse

bis zur Dozenturarbeit niemand über Dinge zu schreiben gezwungen werde, für die er nicht reif ist, auch wenn deshalb der deutsche Aufsatz in seiner heutigen Form ganz verschwinden müßte. Vor allem darf er nicht zensuriert[1] werden, denn die Note zwingt den Schüler, auch zu schreiben, wenn er nichts zu sagen hat.

Individuell gibt die Analyse der Stilstörungen jedem die Möglichkeit, selbst darauf aufmerksam zu werden, daß er durch einen Mangel im sachlichen Wissen oder durch affektive Voreingenommenheit gestört wird oder daß er sich noch nicht zur Klarheit durchgerungen hat.

Zerstört die Psychoanalyse die Naivität?

Von

Felix Schottlaender

Aus dem V. Jahrgang (1931) der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik". (Jährlich — 12 Hefte im Gesamtumfang von ca. 500 Seiten — Mark 10·—)

Von den vielen Einwänden, die gegen die Psychoanalyse erhoben werden, soll hier einer herausgehoben werden, der auf den ersten Blick etwas Bestechendes zu haben scheint. Es handelt sich um die häufig geäußerte Befürchtung, die Analyse vernichte durch ihre Methode die „Naivität" des Menschen, der sich mit ihr abgibt und veranlasse ihn zu einer

1) In der österreichischen Volksschule werden die deutschen Aufsätze nicht mehr zensuriert.

unfruchtbaren, unerwünschten, zum mindesten aber übertriebenen S e l b s t b e o b a c h t u n g. Das Leben mit seinen Ansprüchen — so wird argumentiert — lasse dem gewöhnlichen Sterblichen gar keine Zeit dazu, sich mit sich selbst zu beschäftigen, zwinge ihn vielmehr dazu, sich mit einem Minimum von Reflexion mit den Forderungen seiner Umwelt auseinanderzusetzen, und das sei gut so, denn nur durch die Unmittelbarkeit der Einstellung zur Außenwelt sei ein ungebrochenes Handeln und Reagieren gewährleistet, sei außerdem naive Lebensfreude möglich. Umgekehrt werde derjenige, dem in einer oft länger als ein Jahr dauernden analytischen Behandlung so viel Zeit und Aufmerksamkeit zugewandt wird, nicht mehr imstande sein, mit der gleichen Selbstverständlichkeit zu leben und zu arbeiten. Er werde, verwöhnt durch die übermäßige Bewertung seiner Person, leicht dazu neigen, seinem Selbst grüblerisch nachzuhängen, und sich auf Schritt und Tritt in unfruchtbarer, argwöhnischer Kritik auf seinen eigenen Wegen nachspüren.

Wenn wir uns mit diesem Einwand auseinandersetzen wollen, so müssen wir uns zunächst darüber klar werden, was man unter Naivität versteht. Naivität im weiteren Sinne gilt oft schlechthin als die Eigenschaft, aus den eigenen Erfahrungen nicht die notwendigen Lehren zu ziehen. Diejenigen, die der Psychoanalyse die Gefährdung der Naivität vorhalten, fassen jedoch — unter dem Eindruck des Schillerschen Gegensatzes Naiv-Sentimentalisch — einen anderen Zug ins Auge: Die Eigenschaft, mit direkter Affektbeteiligung auf die Außenwelt zu reagieren, im Gegensatz zum Sentimentalen, dessen Gefühlsaufwand dem Vorgang des eigenen Erlebens, nicht dem Gegenständlichen gilt. Sie sehen in der „naiven" Reaktion auf die Außenwelteindrücke jedenfalls etwas Positives, einen Wert, auf den nicht ohne Not verzichtet werden sollte. Sie meinen so etwas wie Lebensfröhlich-

keit damit, eine „gesunde" Einstellung zur Umwelt in dem Sinne, daß der Naive ohne langes Zögern auf die von außen auf ihn einströmenden Reize und Anforderungen reagiert, ohne über das notwendige Minimum an Reflexion über die eigene Art der Beantwortung dieser Reize hinauszugehen. Dem Naiven wird in diesem Zusammenhang der Grübler als unerwünschter Gegensatz gegenübergestellt: Der Mensch, der nichts tun kann, sondern statt dessen darüber nachdenken muß, warum und auf welche Weise er so und nicht anders handeln würde, der beständig nicht nur über die Motive, sondern auch über die Wirkungen seines Handelns reflektiert. Wir erkennen schon, daß sich der Gegensatz zwischen naiv und unnaiv, als erwünscht und unerwünscht, aus einem praktischen Bedenken herleitet, aus dem Argwohn, daß der Unnaive, der Grübler zu viel Zeit und Kraft auf sein Ich verschwende, statt sie der Außenwelt, dem Objekt zuzuwenden. Naivität wird in dieser Gegenüberstellung annähernd gleichbedeutend mit Schlichtheit und Bescheidenheit, ihr Gegenteil mit Eitelkeit und gesteigerter Selbstliebe.

Das Wort „naiv" hat, wenn wir es einmal aus dem geschilderten Zusammenhang herausnehmen, eine ziemlich zwiespältige Bedeutung. Es bezeichnet im weiteren Sinne eigentlich nichts anderes, als den kindlichen Typ der menschlichen Verhaltungsweise. Was wir in der Kindheit hatten und durch unser Älterwerden, die Fährlichkeiten und Narben der Entwicklung und Reife, verloren glauben, war ja gerade die spontane, von Reflexion ungetrübte Einstellung zur Außenwelt: jener Zustand, in welchem wir, unbekümmert um die Folgen unseres Handelns, aber auch ohne Kenntnis von ihren inneren Antrieben dahinlebten. Nach lieber Gewohnheit erhöht und verklärt sich jener kindliche Zustand in der Erinnerung des Erwachsenen zu einer glücklichen Zeit, in welcher es das Leiden noch nicht gab, in welcher das

Bewußtsein noch unbelastet war von Gefahr und Schuld. Man mag zugeben, daß das Kind noch nicht so klug und aufgeklärt war wie der Erwachsene, man nimmt das Stück Torheit gerne in Kauf, eben um der Lust willen, die jene Zeit angeblich gebracht hat. Und diese Kindlichkeit, so fordern die Anwälte des besprochenen Einwands, darf uns nicht verloren gehen. Sie soll, trotz aller schmerzlichen Erkenntnis, die uns das Leben brachte, als ein Gut gehütet werden, das, auch im späteren Leben, einige Torheit schon wert ist.

Wie verhält sich nun der Vorwurf, daß die Analyse jene Naivität zerstöre, zu den objektiv nachprüfbaren Sachverhalten, die aus der Beobachtung der „analytischen Situation" hervorgehen? Da wäre zunächst ein sehr sonderbarer Widerspruch aufzuklären. Wir kennen die Erscheinung des W i d e r s t a n d e s als eine Grundtatsache der analytischen Situation. Der Patient, durch die „analytische Grundregel" veranlaßt, seine Einfälle kritiklos und ohne intellektuelle, moralische oder ästhetische Hemmung preiszugeben, verschanzt sich hinter den verschiedenartigsten Personen, Vorstellungen, Begebnissen, nur um nicht gezwungen zu sein, den Weg zu seinem Unbewußten, zu seinen verdrängten Phantasien und Impulsen freizugeben. Er benimmt sich also durchaus nicht etwa derart, als ob ihm die Beschäftigung mit seiner Person in der analytischen Kur angenehm oder erwünscht wäre. Im Gegenteil, er sucht sich den Andeutungen, die seine eigenen Einfälle und Träume enthalten, auch dann noch zu entziehen, wenn sie durch die zusammenfassende Deutung des Arztes unbestreitbare Hinweise auf die versteckten inneren Zusammenhänge geworden sind. Indem der Analysand im Verlaufe der Kur immer weitere Bezirke seines Selbst verstehen lernt, in immer engere Beziehungen zur unbewußten Dynamik seines persönlichen Denkens, Fühlens und Handelns tritt, erhöht sich — und das ist die zweite für uns beachtens-

werte Tatsache — sein Interesse für die Außenwelt, für den Umkreis der ihm Nahestehenden, aber auch der ihm zufallenden Pflichten. In der Übertragung auf den Analytiker, die ja zugleich immer ein Stück Identifizierung mit diesem ist, lernt er, gerade auf Grund einer vertieften Selbsterkenntnis, seine gestörten Beziehungen zur Realität fester und tragfähiger zu knüpfen.

Die Gegner der Psychoanalyse gingen von der Voraussetzung aus, daß die Beschäftigung mit dem eigenen Ich, die liebevolle und geduldige Anteilnahme des Analytikers für die minutiösesten Herzensregungen des Patienten, diesem ein Anstoß sein müßten, sich nun selber mit erhöhter Aufmerksamkeit zu beobachten, nun auch außerhalb der Analysestunde über sein Ich zu grübeln. Aber wir müssen sehen, daß diese Voraussetzung falsch war. Der Analysand ist vielmehr glücklich, die meist recht peinliche Begegnung mit sich selber abzubrechen, die ihm in der Analysestunde widerfuhr, und wendet sich erleichtert seinem Alltag zu, mit erhöhtem Interesse für die Forderungen, die er bringt.

So wäre es womöglich gerade umgekehrt, wie die Gegner annahmen? Vielleicht wäre es in erster Linie der Unnaive, der Grübelsüchtige, der Eitle, der für die psychoanalytische Kur prädestiniert ist, und die Analyse wäre der Weg, von dieser unerwünschten Einstellung zum Leben loszukommen, die verlorene Naivität, die Bescheidenheit, die festere Bindung an die Realität zu erreichen? Das klingt paradox. Können wir wirklich behaupten, daß ein Patient, der eine analytische Kur glücklich durchlaufen hat, naiver wäre, als vor deren Beginn?

Natürlich ist auch diese Behauptung unrichtig, jedenfalls in so allgemeiner Form. Aber etwas Wahres dürfte in ihr schon enthalten sein, jedenfalls mehr Wahrheit, als in ihrem Gegenteil. Der Widerspruch löst sich, wenn wir uns Rechen-

schaft darüber geben, womit denn eigentlich der Patient sich während der Behandlung so eingehend beschäftigt hat. Es war ja gar nicht das eigene „Ich", der Träger des Narzißmus, das in der Kur die Hauptrolle spielte. Im Mittelpunkt des Interesses standen vielmehr die Beziehungen des Ichs zu den Mächten, von denen es abhängig ist. Die doppelte Hörigkeit dieses Ichs wurde entdeckt, die Macht des Unbewußten, des „Es", dessen Einfluß das Ich ausgesetzt ist, und des Über-Ichs, das mit seinen überstrengen Geboten die Quelle von mancherlei Leid und Schuldgefühl wurde. Nicht also die befürchtete Erhöhung und Vergötterung des Ichs war der Erfolg der analytischen Behandlung, sondern umgekehrt die Einsicht in die Schwäche und vielfache Abhängigkeit dieses Ichs von Gewalten, die viel mehr als fremde Mächte empfunden werden, als ein Außenstehender dies sich vorzustellen vermag.

So wird in gewissem Sinne in der Tat ein Stück erhöhter „Naivität" durch die Analyse erreicht, wenn wir darunter nur Bescheidenheit und aktivere Anerkennung der Realität verstehen. Die Kindertorheit allerdings wird preisgegeben. Der Patient lernt verstehen, wie er einerseits viel mehr törichtes Kind geblieben war, als er ahnte, und er lernt zugleich erkennen, daß jene gepriesene Kindheit, die Zeit der „goldenen Unschuld", keineswegs so leicht und heiter war, wie unsere Gegner dies annahmen und glauben machen wollten. Wird er nach außen hin, in seiner Einstellung zum Milieu, naiver und freier, so ersetzt er nach innen, in der Richtung, aus der die Antriebe seiner Handlungen und Reaktionen stammen, die törichte Kindernaivität durch gereiftere Selbsterkenntnis und tut damit den entscheidenden Schritt, der verspätet aus dem Reich der Kindheit ins Reich des Erwachsenseins führt, vom Lust-Unlustprinzip zum Realitätsprinzip.

Zur Psychologie des Mitleids

Von

Ludwig Jekels

Aus dem Jahrgang 1930 (Bana XVI) der von Sigm. Freud herausgegebenen „Imago", Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften. (Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von ca. 560 Seiten — Jahresabonnement Mark 22·—.)

Das Mitleid, — ein Problem, an dem noch kein Philosoph von Rang achtlos vorbeigegangen ist; an dem heftigen Widerstreit der Ansichten, deren Gegenstand dieses Phänomen seit vielen Jahrhunderten war und wohl noch ist, sehen wir vielmehr selbst die bedeutendsten Denker lebhaft beteiligt und emsig um seine Klärung bemüht, wobei, — für den Analytiker gewiß bloß von historischem Interesse, — hauptsächlich die Frage in den Vordergrund gestellt wurde, ob das Mitleid eine primär egoistische oder altruistische Empfindung ist.[1] Die Anhänger ersterer Ansicht gingen von der Voraussetzung aus, daß das Mitleid, schon weil es ein Gefühlserlebnis ist, eine starke Beziehung zum Ich des Bemitleidenden besitzen, sohin „egoistisch" sein müsse. Überdies stützte sich diese Anschauung in hohem Maße auch auf das der Mitleidsempfindung anhaftende hedonische Moment. Ihren Vater gleichsam hat diese Ansicht in Aristoteles, dem wir eine genaue Analyse des Mitleids verdanken; darin gilt es als Unlust über ein verderben- oder schmerzdrohendes Übel, von dem man auch erwarten muß, daß es uns oder einen der Unserigen treffen könnte. Eine lange Reihe von Denkern, die sich durch die Scholastik und Aufklärungszeit bis in die modernste Philosophie fortsetzt, hat diese Ansicht zu der ihrigen gemacht; wohl als ihre Hauptvertreter sind unter den Engländern Hobbes, unter den Franzosen Helvetius, unter den Deutschen aber Lessing, Feuerbach, besonders aber E. v. Hartmann und Nietzsche zu bezeichnen.

1) Nach K. Orelli: Die philosophischen Auffassungen des Mitleids.

Von einer Reihe nicht minder hervorragender Denker wurde jedoch dieser Ansicht eine andere, die „altruistische" entgegengestellt. Gleichfalls vom Charakter des Gefühlserlebnisses beim Mitleid ausgehend vermeint diese Richtung indessen, dasselbe werde nicht, wie die „Egoisten" glauben, durch die Beziehung auf das eigene Ich, vielmehr ausschließlich durch die primäre Beziehung auf das Du bestimmt, und demgemäß als aus Liebe, Sympathie, Zuneigung, geselligen Instinkten usw. hervorgegangen angesehen. Wohl den frühesten Vertreter dieser Anschauung hätten wir, L. Schmidt zufolge, in dem „Philosophen der Liebe", dem Vorsokratiker Empedokles, zu erblicken. — In der nachscholastischen Philosophie finden wir sie vertreten durch Cumberland, für den das Mitleid aus der *benevolentia* entsprießt, dem Generalmotiv alles Lebens der Menschen untereinander. Ebenso verlegt auch Shaftesbury die Wurzel des Mitleids in altruistische Neigungen, die ihm die natürlichen Neigungen katexochen sind. Wogegen Hume und Smith hier die aus der Ähnlichkeit sich ergebende Sympathie heranziehen, während für Ferguson und Home das Mitleid eine offenbar primäre soziale Neigung ist. H. Spencer erblickt im Mitleid einen Abkömmling des elterlichen Instinktes, in welchem wir, ihm zufolge, die ursprüngliche Form des Altruismus vor uns haben.

Keiner der Philosophen der Aufklärungszeit hat indessen diese „altruistische" Auffassung des Mitleids mit derartigem Nachdruck vertreten wie J. J. Rousseau; ihm ähnlich unter den Deutschen Moses Mendelssohn, dem das Mitleid als eine Gemütsbewegung galt, „die nichts ist, als die Liebe zu einem Gegenstande, verbunden mit dem Begriff eines Unglücks". Nach Kant habe die Natur schon in den Menschen die Empfänglichkeit für die *sympathia moralis* gelegt; ihm ähnlich äußert sich auch Herder über das Mitleid. Ihren eifrigsten und hervorragendsten Vertreter — namentlich unter den modernen Denkern — hat indessen diese Anschauung in Schopenhauer gefunden, dem das Mitleid als die einzige Ausnahme im grenzenlosen, allumfassenden Egoismus des Menschen, sohin als das einzige nichtegoistische Motiv gilt.

Das in obiger mehr als flüchtiger Überschau sich spiegelnde gewaltige Interesse der Denkerwelt für das Mitleidsphänomen wird verständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß demselben, allgemein und ganz unabhängig von den obigen Grundanschauungen, die überragendste Bedeutung als sozíales Bindemittel zugestanden wird, und daß dasselbe — wenn auch nicht vollkommen unwidersprochen — so doch vielfach als das grundlegende Element der Moral gilt. So meint z. B. Rousseau: „*De cette qualité découlent toutes les vertues sociales*" und Schopenhauer[2] äußert sich, das Mitleid sei „die einzige nichtegoistische, somit die alleinige echt moralische Triebfeder, als solche die Basis aller freien Gerechtigkeit, aller echten Menschenliebe".

Zum nicht geringeren Teile scheint jedoch an dem großen Interesse, das die Forscher aller Zeiten dem Problem entgegenbrachten, auch die große Schwierigkeit mitbeteiligt zu sein, die dies außerordentlich komplexe Phänomen dem psychologischen Verständnis bietet. So bezeichnet es z. B. E. v. Hartmann als „mehr als nach einer Richtung hin rätselhaft", und noch vor ihm meinte Schopenhauer:[3] „Dieser Vorgang..., in welchem die Scheidewand, welche Wesen von Wesen durchaus trennt, aufgehoben und das Nicht-Ich zum Ich geworden ist, ist erstaunenswürdig, ja, mysteriös, das große Mysterium der Ethik, ihr Urphänomen und der Grenzstein, über welchen hinaus nur noch die metaphysische Spekulation einen Schritt wagen kann... Die Erklärung der Möglichkeit dieses höchst wichtigen Phänomens ist aber nicht so leicht... noch auf dem bloß psychologischen Wege zu erreichen."

Was dergestalt Schopenhauer an der Möglichkeit einer psychologischen Erklärung verzweifeln und ihn bei der Metaphysik Zuflucht nehmen ließ, dürfte nicht zuletzt auch der Umstand gewesen sein, daß dies Problem, trotz der jahrtausendelangen Forschung, dennoch ohne befriedigende Lösung geblieben ist. Denn all die auf uns überkommenen Ansichten entbehren selbst dort, wo sie dem richtigen Sachverhalt sich irgendwie

2) Schopenhauer: Die zwei Grundprobleme der Ethik.

3) Schopenhauer: l. c.

nähern, gesicherter Stützen, verwenden als Grundelemente Begriffe, die noch selbst der Erklärung harren, und belassen derart wesentliche Seiten des Phänomens unaufgehellt.

Uns will es indessen scheinen, daß ein mit den Mitteln der Psychoanalyse unternommener Klärungsversuch aussichtsreicher sein und erweisen könnte, daß der Pessimismus des Frankfurter Philosophen, — so berechtigt er sonst in seiner Welt- und Lebensanschauung gewesen sein mag — hier, in dieser uns interessierenden Frage, dennoch nicht zu Recht besteht.

I

Der einzige psychoanalytische Forscher, welcher dem Mitleidsphänomen Interesse entgegengebracht hat, ist meines Wissens eben der Schöpfer der Psychoanalyse, Freud. Er hat es, wenn auch bloß mit wenigen und lediglich hingestreuten, so dennoch gehaltvollen Bemerkungen gestreift.

Diese besagen vorerst, das Mitleid komme auf dem Wege der Identifizierung mit dem Leidenden, dem Mitleidsobjekte, zustande und weiters bringen sie dasselbe in innigsten Zusammenhang mit dem sadistischen Partialtrieb; doch soll das Mitleid nicht etwa eine Verwandlung des Sadismus in sein Gegenteil, sondern eine Reaktionsbildung gegen denselben sein.

Wenden wir uns zunächst dem ersten Teil der Freudschen Behauptung zu, so spricht für den innigen Konnex zwischen Mitleid und Identifizierung schon der Umstand, daß diese Ansicht in der Geschichte der Mitleidsforschung zahlreiche und gewichtige Vorgänger aufzuweisen hat. Schon in einer im Jahre 1788 erschienenen Studie des Italieners Ubaldo Cassina: „Saggio analitico sulla compassione“, finden wir diese Ansicht vor, wobei vom Wesen der Identifizierug eine mit der psychoanalytischen vollkommen gleichlautenden Auffassung sich vorfindet. Nach Schopenhauers Wiedergabe meint Cassina: „Das Mitleid entsteht durch eine augenblickliche Täuschung der Phantasie, indem wir uns selbst an die Stelle des Leidenden versetzen und nun in der Einbildung seine Schmerzen an unserer Person zu leiden wähnten.“

Nebst vielen anderen versuchen es aber auch Rousseau und Schopenhauer, das Mitleid durch Identifizierung zu erklären. Ersterer meint z. B.: *„La commisération (pitié) est d'autant plus énergique, que l'animal spectateur s'identifiera plus intimement avec l'animal souffrant."* Bei Schopenhauer aber lesen wir: „Dies (nämlich daß ich bei seinem Wehe als solchem geradezu mitleide, sein Wehe fühle wie sonst nur meines) erfordert aber, daß ich auf irgend eine Weise mit ihm identifiziert sei." An einer anderen Stelle: „... dies setzt aber voraus, daß ich mich mit dem Anderen gewissermaßen identifiziert habe und folglich die Schranke zwischen Ich und Nicht-Ich für den Augenblick aufgehoben sei: nur dann wird die Angelegenheit des Anderen unmittelbar zur meinigen."

Nur daß von den beiden letztgenannten Philosophen der Identifizierungsvorgang entgegengesetzt wie von Cassina verstanden wird. Denn Rousseau meint, *„la pitié c'est un sentiment, qui nous met à la place de celui qui souffre"*, und noch deutlicher, daß wir uns dem Mitleid überlassen *„en nous transportant hors de nous", . . . „en quittant notre être pour prendre le sien"*, und *„ce n'est pas dans nous, c'est dans lui, que nous souffrons"*.

Und nicht minder scharf hebt es auch Schopenhauer hervor, daß wir das Leid des Anderen nicht im Ich, sondern im Anderen erleben: „Daß ich es, obgleich mir nur als ein Äußeres, bloß vermittelst der äußeren Anschauung oder Kunde gegeben, dennoch mitempfinde, es als meines fühle und doch nicht in mir, sondern in einem Anderen" . . . oder „in ihm leide ich mit, trotzdem daß seine Haut meine Nerven nicht einschließt". Ja, Schopenhauer bestreitet sogar energisch die Ansicht Cassinas und meint: „So ist es keineswegs; sondern es bleibt gerade jeden Augenblick klar und gegenwärtig, daß Er der Leidende ist, nicht wir; und gerade in seiner Person, nicht in unserer, fühlen wir das Leiden. Wir leiden mit ihm, also in ihm; wir fühlen seinen Schmerz als den seinen und haben nicht die Einbildung, daß es der unserige ist."

Analytisch läßt sich der Unterschied der beiden Auffassungen: Cassinas einerseits und der von Rousseau und Schopenhauer andererseits, etwa so definieren, bei der ersten handle es

sich um eine echt introjektive, narzißtische, bei der der beiden Philosophen um eine Identifizierung wie bei der Hysterie, bei welch letzterer bekanntlich das Objekt erhalten und betont bleibt.

Überdies wird aber die Freudsche Ableitung des Mitleids aus der Identifizierung wesentlich auch dadurch gestützt, daß letzterer, zufolge der Charakteristik der Identifizierung nach Freud, etwas zu eigen ist, das auch, unseren gewohnten Vorstellungen und den Autoren zufolge, mit dem Mitleid innig verbunden ist, nämlich der Drang zur Hilfeleistung. Hat doch nach Freud „die Identifizierung unter anderem zur Folge, daß man die Aggression gegen die Person, mit der man sich identifiziert hat, einschränkt, sie verschont und ihr Hilfe leistet".

Eine weitere Stütze für die Freudsche Annahme bin ich geneigt auch in dem Umstande zu erblicken, daß vielfach und von sehr namhaften Untersuchern das Mitleid als ein ausgesprochen irrationaler Vorgang deklariert wurde. Schon nach der Stoa (Frgmt. III., 450) ist es ja eine *„aegritudo"*, als solche *„animi adversante ratione contractio"*; desgleichen ist es für Spinoza *„per se mala et inutilis"*, weil der *ratio* zuwiderlaufend; ähnlich bei Kant, Nietzsche, Paulsen. Wir führen es hier an, weil mir dieses Merkmal des Irrationalen dem der Identifizierung zugrunde liegenden Charakter eines unbewußten Vorganges zu entsprechen scheint.

Treten wir indessen näher einer inhaltlichen Untersuchung der hier stattfindenden Identifizierung, um dadurch möglicherweise tiefere Einsicht in das Wesen und die Natur des Mitleids zu gewinnen.

Es ist ja zur Genüge bekannt, daß das bei der Wahrnehmung des Leides eines Anderen beim Subjekt geweckte Schuldgefühl den gemeinsamen ätiologischen Anspruch, gleichsam die Plattform darstellt, von der aus die — übrigens zumeist partielle — Identifizierung hier erfolgt. Diese Feststellung erscheint uns indessen keineswegs als genügende Auskunft; vielmehr meine ich, daß unsere Einsicht erst dann bis zur gewünschten Tiefe vordringen könnte, wenn eine ganz spezielle Frage, nämlich die nach den infantilen Wurzeln des hier besprochenen Phänomens, ihre Beantwortung findet. Die Berechtigung einer solchen Fragestellung steht ja

außerhalb jeder Diskussion, denn es kann kaum zweifelhaft sein, daß der Erweis eines determinierenden Kindheitserlebnisses der Untersuchung einer Charaktereigenschaft ebenso zukommt, wie der eines neurotischen Symptoms.

Und für das Mitleid reklamieren wir hiemit als eine derartige infantile Determinante die Schlagephantasie. Was schon im vorhinein dafür spricht und geeignet ist, ein etwaiges Befremden ob dieser Behauptung zu mildern, ist vor allem die außerordentliche Häufigkeit dieser Phantasie, ihr fast ubiquitäres Auftreten. Weiters aber, daß beide Phänomene in einer gewissen zeitlichen Nähe zu einander stehen; Freud zufolge sollen ja die Schlagephantasien sich gegen das Ende oder sogar nach Ablauf des für die Entwicklung der Ödipussituation beanspruchten Zeitraumes äußern, also gewiß unferne vom Beginn der Latenzperiode, in der beim Kinde neben anderen Reaktionsbildungen auch die des Mitleides zur Entwicklung gelangt. Als gewisse weitere Übereinstimmung könnte man auch den Umstand anführen, daß die Unlust, mit der die die Schlagephantasie Produzierenden auf reale Kindermißhandlung bekanntlich reagieren, irgendwie dem anfänglichen Unbehagen entspricht, das uns bei Wahrnehmung des Leides eines Anderen beschleicht. Allem anderen voran aber der Umstand, daß beide Phänomene, sowohl das Mitleid wie die Schlagephantasie, eine stark hervortretende sadistische Komponente zur Grundvoraussetzung haben. Hat doch die masochistische Schlagephantasie, wie erinnerlich, ein als sadistisch aufzufassendes Vorstadium; und betreffs des Mitleides scheint mir der Hinweis auf die besonders große Barmherzigkeit der Zwangsneurotiker genügend beweisend.

Über all das hinaus aber die große inhaltliche Übereinstimmung.

Denn die Phantasie, vom Vater geschlagen zu werden, hat sich, wie erinnerlich, durch Regression auf die prägenitale, sadistisch-anale Libidophase aus einer anderen genitalen Phantasie entwickelt, nämlich aus dem Wunsche, „vom Vater geliebt zu werden", und zwar unter dem Drucke des Schuldgefühls, welches, mit Freuds Worten: „keine härtere Strafe zu finden weiß als die Umkehrung, nein, er liebt dich nicht, denn er schlägt dich"; demnach ist sie „sowohl eine Strafe für die verpönte genitale Beziehung, als auch der regressive Ersatz für dieselbe", und stellt

dergestalt eine Verdichtung sowohl des Liebes- als auch des Strafbedürfnisses dar, und besitzt somit nebst dem erotischen in hohem Maße auch den Sinn der Bestrafung.

Andererseits aber lassen die bisherigen Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung kaum einen Zweifel darüber, daß unser Unbewußtes jegliches über die Menschen verhängte Leid als eine tragische, die Bestrafung unabwendbar nach sich ziehende Schuld erfaßt und als solche bewertet. Nein, es ist wahrlich keine zufällige und jeglichen Sinnes bare, vielmehr eine außerordentlich inhalts- und beziehungsreiche Redewendung, wenn wir von all dem Leid des Erdenwallens gewöhnlich als von Schicksalschlägen und von dem vom Leid Betroffenen als vom Schicksal Geschlagenen sprechen und ein jähes und schweres Unheil als einen Keulenschlag bezeichnen. Und dies nicht nur etwa allein in der deutschen, auch in vielen anderen Sprachen ist mit der Vorstellung des Leids das Element des Schlagens mehr oder minder deutlich verknüpft: englisch heißt es *buffets* oder *knock of fate;* portugiesisch, ich glaube auch spanisch, bezeichnet man es als *golpe da destino*, polnisch *ciosy*, ukrainisch *udar*. Ja sogar die französische Sprache, deren Grazie und Eleganz nicht zuletzt der von ihr geprägten Devise zu dienen scheint: *la langue est donnée pour cacher les pensées*, vermochte trotz allem diesen Zusammenhang hier nicht gänzlich zu verwischen, denn sie spricht von *revers de fortune*, wo doch, wie wir wissen, in den Schlagephantasien gerade die Revers- — die Kehrseite — des Körpers so deutlich unterstrichen ist.

Und wenn wir nun nach alledem noch darauf verweisen, daß die Schlagephantasie sich im Hinblick auf ihr Vorstadium als eine der frühesten Identifizierungen darstellt, so glauben wir damit jede Möglichkeit eines Zweifels beseitigt zu haben, daß das Mitleid tatsächlich, wie dies z. B. Labruyère meinte, nichts als ein bloßes *retour en nous-mêmes*, ein Zurückbiegen auf uns selbst, somit nichts als eine Identifizierung ist.

Wobei wir jedoch gewahr werden, daß, so beweiskräftig auch dieses Zurückführen des Mitleids auf die Schlagephantasie für den einen Teil der Freudschen Aufstellungen über das Mitleid, nämlich für den Identifizierungscharakter ist, so sehr setzt

er uns in einen kontradiktorischen Widerspruch mit einem anderen, sehr essentiellen Teil seiner Behauptung. Denn, wo doch Freud so nachdrücklich die Auffassung vertritt, das Mitleid sei keine Verwandlung des Sadismus in sein Gegenteil, führte der Weg unserer Untersuchung zum ganz entgegengesetzten Ergebnis, nämlich: genau so wie die hier herangezogene Schlagephantasie sei auch das Mitleid nichts anderes, als eine ausgesprochene und reine Äußerung des masochistischen Triebes.[4]

II

Das Befremden über dies so widerspruchsvolle Ergebnis dürfte wesentlich gemildert werden, wenn ich vorgreifend hervorhebe, daß die soeben besprochene Genese des Mitleids keine allgemein gültige und ausschließliche ist, vielmehr bloß einen Typus des Mitleidsaffektes darstellt, und daß es daneben noch einen zwei-

---

4) Als sprechender Beleg für diese hier entwickelte Auffassung des Mitleids als Identifizierung auf Grundlage der Schlagephantasie, diene die nachstehende Episode, entnommen dem Briefe von Rosa Luxemburg aus dem Breslauer Gefängnis an eine Freundin (Sonja):

„. . . *Ach, Sonitschka, ich habe hier einen scharfen Schmerz erlebt: auf dem Hof, wo ich spaziere, kommen oft Wagen vom Militär, voll bepackt mit Säcken . . .*

Neulich kam so ein Wagen, bespannt, statt mit Pferden, mit Büffeln . . . [Folgt genauere Beschreibung der Tiere.]

Vor einigen Tagen kam also ein Wagen mit Säcken hereingefahren, die Last war so hoch aufgetürmt, daß die Büffel nicht über die Schwelle bei der Toreinfahrt konnten. Der begleitende Soldat, ein brutaler Kerl, fing an, mit dem dicken Ende des Peitschenstieles loszuschlagen . . . Die Tiere zogen schließlich an und kamen über den Berg, aber eines blutete. Sonitschka, die Büffelhaut ist sprichwörtlich an Dicke und Zähigkeit, und die war zerrissen. Die Tiere standen dann im Abladen ganz still, erschöpft, und eins, das, welches blutete, schaute dabei vor sich hin mit einem Ausdruck in dem schwarzen Gesicht und den sanften schwarzen Augen wie ein verweintes Kind. Es war direkt der Ausdruck eines Kindes, das hart bestraft worden ist und nicht weiß, wofür, weshalb, nicht weiß, wie es der Qual und der rohen Gewalt entgehen soll.

. . . ich stand davor und das Tier blickte mich an, mir rannen die Tränen herunter, — es waren seine Tränen, man kann um den liebsten Bruder nicht schmerzlicher zucken, als ich in meiner Ohnmacht um dieses stille Leid zuckte.

. . . Oh, mein armer Büffel, mein armer, geliebter Bruder, wir stehen hier, beide so ohnmächtig und stumpf und sind nur eins in Schmerz, in Ohnmacht, in Sehnsucht . . ." [Letztere Hervorhebung von mir.]

ten Mitleidstypus gibt, dessen Entstehung ein ungleich komplizierterer Mechanismus zugrunde liegt; und der insoferne einen vollen Gegensatz zu dem besprochenen darstellt, daß an ihm nicht die Identifizierung, sondern eine volle Objektbeziehung das Wesentliche ist.

Dies sollen die nachstehenden zwei, sozusagen klinischen Fälle der Mitleidsgenese, illustrieren, von denen jedoch bloß der eine der eigenen Beobachtung entstammt, der andere aber der klassischen psychoanalytischen Literatur entlehnt ist.

Es handelt sich um einen Patienten, bei dem neben einer passiv-femininen Einstellung auch eine sehr intensive Identifizierung mit dem Vater bestand. Im Laufe der Analyse erkrankte der Vater an einem Nabelbruch und wurde zwecks Vornahme einer Radikaloperation in ein Sanatorium überführt. Am Tage der Operation stellt sich beim Sohn das sichere Gefühl ein, der Vater sei aus der Narkose nicht erwacht, sondern sei gestorben, welches Gefühl sich auch auf eine Unterlassung der Mutter stützt, die ihn vom Erwachen aus der Narkose hätte rechtzeitig verständigen sollen. Patient weint, ist untröstlich; entschließt sich endlich im Sanatorium anzufragen, wobei er sich zuerst als „Häuptling" vorstellen will, um sich dann „Haupt" zu nennen. (In Wirklichkeit hat er einen ganz anderen Namen.) Vom Tage der Überführung des Vaters ins Sanatorium und durch die ganze Zeit seines Aufenthaltes dort, leidet Patient an intensivster Obstipation, gegen die sich die zahlreichen von ihm verwendeten Abführmittel wirkungslos erweisen. In der ersten Nacht nach der Operation träumt er nun: *er liegt am Diwan, der quer vor den Elternbetten steht* (in Wirklichkeit schlief er in dieser wie in den nachfolgenden Nächten im Bette des Vaters). *Auf einmal steht der Vater auf, wirft die Decke über die Bettkante, so daß sie auf den Patienten fällt; er erwacht im Traume, setzt sich auf, sieht den Vater in der Unterhose dastehen mit einem schmerzverzerrten Gesicht, als ob er infolge von Abführmitteln Bauchschmerzen hätte* (in Wirklichkeit nahm der Patient solche), *empfindet mit dem Vater Mitleid und sagt zu ihm: Warum gehst du nicht hinaus?*

Die Identifizierung mit dem Vater (die Bauchschmerzen, die auf ihn fallende Decke des Vaters, das Sich-als-„Haupt"-Bezeich-

nen) drückt dieser Traum ebenso deutlich aus, wie den starken Wunsch, diese Identifizierung aufzuheben (das Evidenzgefühl vom Tode des Vaters, das Schlafen im Traume nicht im Bette des Vaters im Gegensatz zur Wirklichkeit, „Häuptling", endlich der deutliche Appell an den Vater: warum gehst du nicht hinaus, im Sinne des Wunsches den Vater als Kot auszuscheiden). Dies wird übrigens durch den Traum der folgenden Nacht gesichert: *„Ich bin der Sohn Goethes, habe dabei ein göttliches Gefühl."* Hiezu fällt ihm beim Erwachen sofort ein, daß Herder Goethe folgendermaßen apostrophiert hat: „Ob du von Gothen, Göttern oder vom Kothe stammst," worauf er wieder einschläft und träumt, *er spreche mit August von Goethe, dem Sohne.*

Womöglich noch plastischer ergibt sich der hier behauptete Sachverhalt aus Freuds „Geschichte einer infantilen Neurose" (Ges. Schr., VIII). Das Kind hat, wie erinnerlich, mit dreieinviertel Jahren eine Verführung seitens der älteren Schwester erlitten, wies als Folge derselben eine Charakterveränderung auf; vom vierten Geburtstage an trat als Folge und Abwehr eines homosexuellen Wunschtraumes eine Wolfsphobie auf, zu der sich ein halbes Jahr später eine bis zum ungefähr zehnten Lebensjahre anhaltende Zwangsneurose gesellte. Die hauptsächlichsten Symptome, zumal der „Schlimmheit" und der Phobie, waren um intensivste Kastrationsangst zentriert. Diese aber war Folge von Drohungen und Abmahnungen, die das Kind bei seinen sexuellen Vorstößen seitens dreier weiblicher Pflegepersonen über sich hatte ergehen lassen müssen, — und fand eine starke Beglaubigung in den Wahrnehmungen, die das eineinhalbjährige Kind bei der Beobachtung des elterlichen Koitus a tergo gemacht hat. Die lückenlose Deutung des Angsttraumes, der den Ausbruch der Phobie unmittelbar vor seinem vierten Geburtstage zur Folge hatte, hat ja das Vorhandensein dieser Vorstellung vom Beischlaf der Eltern nicht allein aufgedeckt, sondern auch erwiesen, daß der Sinn dieser Situation damals, im vierten Lebensjahre, bereits voll erfaßt wurde.

Eines der auffälligsten Symptome nun der späteren Zwangsneurose des Kindes bestand darin, daß es beim Anblick von Krüppeln, Bettlern, alten häßlichen und erbarmungswürdigen Leuten — intensiv ausatmen mußte; das Kind deutete diesen Zwang bloß

dahin, es tue dies, um nicht zu werden wie diese. Zunächst wurde in der Analyse das Symptom auf den Anblick des in einem Sanatorium wegen einer Erkrankung befindlichen Vaters zurückgeführt, der schlecht aussah und dem Kranken sehr leid tat. Doch tauchten im weiteren Verlaufe der Analyse noch aus einer viel früheren Zeit Erinnerungen an solche vom kleinen Kinde bemitleidete Leute auf, deren Anblick es zum Ausatmen zwang: an einen wahrscheinlich taubstummen Taglöhner, von dem die Sage ging, man habe ihm die Zunge abgeschnitten, an Diener, die kränklich oder Juden waren. „Dann wandte sich", schreibt Freud, „die Analyse plötzlich im Anschluß an einen Traum in die Vorzeit zurück und ließ ihn die Behauptung aufstellen, daß er bei dem Koitus der Urszene das Verschwinden des Penis beobachtet und den Vater darum bemitleidet . . . habe." Und an einer anderen Stelle, daß der Vater ihm auch als ein Kastrierter galt und als solcher sein Mitleid herausforderte.

*

Als psychologische Ausbeute ergibt sich aus diesen beiden Fällen vor allem die imperative Tendenz, die vorhandene Identifizierung aufzuheben, sich vom introjizierten Objekt zu trennen und dasselbe zu distanzieren, indem man es ausscheidet; bei meinem Patienten durch den Darm, bei dem Freuds auf dem Wege der Ausatmung. Und in beiden Fällen sehen wir nunmehr an Stelle der so aufgehobenen Gemeinsamkeit, gleichsam als Ersatz für die gelöste Identifizierung, Mitleid auftreten. Es geht somit hier tatsächlich haargenau so zu, wie in einer zumindest in Wien sehr verbreiteten Anekdote. Darnach ruft ein jüdischer Bankier, den ein armer Mann mit bewegten Worten um Hilfe in seiner Not angeht, seinen Angestellten zu: Werft ihn hinaus, — er bricht mir das Herz!

Das Verständnis, wieso es hier zur Mitleidsentwicklung kommt, können wir am leichtesten gewinnen, wenn wir die hier stattfindende Aufhebung der Identifizierung einer näheren Besprechung unterziehen. Vor allem sei hier mit allem Nachdruck darauf verwiesen, daß als ihr Motiv in beiden Fällen die Kastrationsangst gleichsam in die Augen springt.

*

Der innige Zusammenhang zwischen Furcht und Mitleid, die integrierende Bedeutung der ersteren für die Genese des Mitleids — dies wurde, wenn auch natürlich in einer ganz anderen Relation und Ableitung als die unserige, von der philosophischen Forschung seit altersher angenommen, ja, nachdrücklichst hervorgehoben. So nimmt schon z. B. der französische Philosoph des XVI. Jahrhunderts, Charron, unter anderen Entstehungsmodi des Mitleids auch den an, „daß wir bei uns selbst" *(„en nous-mêmes")* das fürchten, was jenem zugestoßen ist. Hobbes und Helvetius führen die Furcht vor eigenem Leiden in der Zukunft als das Motiv an, die die Mitleid genannte Unlust in uns erweckt. Auch Rousseau meint: *„L'imagination renforçant la sensation m'identifie avec l'être souffrant et me donne souvent plus d'angoisse, qu'il en sent lui-même."*

Kein Denker von Rang hat indessen mit einem derartigen Nachdruck auf den Zusammenhang zwischen Furcht und Mitleid hingewiesen wie Aristoteles. Sowohl in seiner Poetik, ganz besonders aber in seiner Rhetorik, wo es ausdrücklich heißt: All das sei uns fürchterlich, was, wenn es einem Anderen begegnet wäre oder begegnen sollte, Mitleid erwecken würde.

Bekanntlich hat Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie diese Stelle der Rhetorik zur Interpretation des aristotelischen Begriffes der Katharsis herangezogen. Wir lesen bei ihm: „Seine (des Aristoteles) Furcht ist durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorstehende Übel eines Anderen für diesen Anderen erweckt, sondern es ist die Furcht, welche aus unserer Ähnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt; es ist die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über diesen verhängt sehen, uns selbst treffen können; es ist die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenstand selbst werden können. Mit einem Worte: diese Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid." Und weiter: „Daß der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, nur die Furcht und keine andere Leidenschaft, beigesellt hat, auch dies geht klar aus dessen Auffassung vom Mitleid hervor. Er glaubte nämlich, daß das Übel, welches Gegenstand unseres Mitleids werden sollte, notwendig von der Beschaffenheit sein müsse, daß wir es auch für uns selbst oder für einen von den Unserigen zu befürchten hätten. Wo diese Furcht

nicht sei, könne auch kein Mitleiden stattfinden." An einer anderen Stelle: „Diese Furcht . . ., daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen ebenso ähnlich werden könne, . . . diese Furcht sei es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringt." Und weiters daß: „nichts unser Mitleid erregt, als was zugleich unsere Furcht erwecken kann." Derart ist, Lessing zufolge, im Sinne von Aristoteles, „die Furcht ein notwendiges Ingrediens des Mitleids". In der Fortsetzung seiner Polemik meint Lessing weiter, aus der Grundauffassung des großen Philosophen gehe ja klar hervor, daß . . . „sobald (dergleichen Handlungen der Tragödie) unser Mitleid zu erwecken fähig wären, müßten sie auch Furcht für uns erwecken; oder vielmehr nur durch diese Furcht erweckten sie Mitleid".

Die oben nachgewiesene Kastrationsangst ist hier ihrem Wesen und ihrer Funktion nach gleichsam der Antagonist der der Identifizierung zugrunde liegenden Schlagephantasie, die ihr voll entgegenwirkende Kraft. An und für sich schon Ausdruck des zähen Festhaltens an der Genitalstufe, zeigt sie uns in ihrer Auswirkung, dem Bestreben die Gemeinsamkeit mit dem Leidenden aufzuheben, daß das Mitleidsobjekt die Regression, wie sie beim Objekt stattgefunden hat, nicht mitmachen will, und damit das Schuldgefühl und die Bestrafung aufs entschiedenste ablehnt. Demzufolge wird hier das durch die anfängliche Identifizierung provozierte passagère Rückfluten der Libido durch eine Progression zur genitalen Stufe rückgängig gemacht und nunmehr an letzterer unverrückt festgehalten: Wie prägnant und plastisch schildert doch diesen Sachverhalt Nietzsche: „Zunächst Nachbilden eines fremden Schmerzes. Darauf muß eine Reaktion erfolgen . . ., gewaltsam sich — aus dem Sinne — schlagen, davonlaufen."

Allem Anschein nach ist somit der Sinn dieser Gemeinsamkeitstrennung die Wiederherstellung des ursprünglichen Inhalts der Phantasie; auf die knappe Freudsche Formel gebracht: „Nein, nicht geschlagen will ich werden wie jener vom Vater, sondern geliebt will ich von ihm werden." Nicht wie jenen möge das zur dunklen Schicksalsmacht ausgebaute Über-Ich mein Ich züchtigen, sondern es lieben und ihm hilfreich beistehen! Damit ist der Kern der Mitleidseinstellung formuliert.

Zwei Fälle des „Mitleids mit sich selbst“ sind es, die ich zur Stütze für diese Auffassung anführen will.

Der erste betrifft einen Zwangsneurotiker eigener Beobachtung, dem das Schicksal wiederholte und stets recht schwere Prüfungen auferlegt hat. Auf der Höhe seiner seelischen Bedrängnis pflegte er sich öfters vor den Spiegel zu stellen und sein Gesicht zärtlich mit den Worten zu streicheln: „Ach, was bist du für ein armes, armes Kerlchen.“ Das zweite Beispiel entnehme ich einer Mitteilung von Anna Freud im Kreise der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, wonach im Falle einer zyklischen Melancholie die jedesmalige Besserung durch den Zustand eines Sich-selbst-Bemitleidens eingeleitet wurde. Wenn auch weniger beredt als der erste, so erscheint mir dieser Fall dennoch in dem von mir behaupteten Sinne gut verwendbar, mit Rücksicht auf die sonst sonderbare Vergesellschaftung: des grausamen Über-Ich des Melancholischen und der für die Genese dieses Leidens so bedeutsamen introjektiven Identifizierung, mit dem die Restitution einleitenden Mitleid mit sich selbst.

Dieser bei der Wahrnehmung des Leids eines Anderen in der Seele des Bemitleidenden rege gewordene Wunsch seines Ichs, vom Über-Ich liebevoll und gütig behandelt zu werden, wird nun auf den Leidenden projiziert; er gelangt derart gleichsam zur Verwirklichung, indem nunmehr der Leidende völlig in das Verhältnis eines Objektes zum Bemitleidenden gerät und von ihm so behandelt wird, wie das Mitleidssubjekt sein Ich vom Über-Ich behandelt wissen möchte. Wobei nicht unerwähnt bleiben mag, daß diese Projektion, diese Ersetzung des Ich durch das Du, hier wesentlich begünstigt wird durch den Umstand, daß, wie wir es den Beispielen des „Mitleids mit sich selbst“ entnehmen können, die Spannung zwischen Über-Ich und Ich bis zu so weit gehendem Abrücken vom Ich zu führen vermag, daß das Ich dadurch ohnehin gleichsam in das Verhältnis des Nicht-Ich, des Du, gegenüber dem Ichideal gerät.

Dies mag ja letzten Endes das innerste Wesen des hervorgehobenen Wunsches des Ich ausmachen, daß es diese Spannung beseitigt und sich in völliger Einheitlichkeit und Einheit mit dem Über-Ich wissen möchte. Vielleicht ist darnach die metaphysische

Erklärung Schopenhauers: Das Mitleid sei möglich, nur weil die Vielheit *(individuatio)* bloß scheinbar, nur eine Täuschung ist, das Ding an sich aber nur Eines und identisches Wesen, — nichts anderes als bloße metaphysische Verkleidung dieses Wunsches des Ich nach Wiederherstellung der durch das Schuldgefühl gestörten Einheit.

Obigen Ausführungen zufolge ist somit das rätselhafte Phänomen des Mitleids im Grunde unser eigener, auf die von uns erwünschte Weise erledigter Konflikt, — am Anderen zum Ausdruck gebracht. Es stimmt sehr gut dazu, was wir bei E. von Hartmann lesen: „Das Mitleid bietet eine Täuschung dar; wir empfinden ein Gefühl, das nirgends anders als in unserer Seele existiert; wir denken aber nicht an dieses unser eigenes Gefühl, sondern an dasjenige, welches unser Mitgefühl erweckt; so bilden wir uns ein, gleichsam in fremder Seele zu fühlen." Ähnlich Nietzsche: „Mitleiden ist daher immer unser Leiden, von dem der Leidende selbst frei ist; es ist uns zu eigen, wie ihm das seinige. Nur das eigene Leiden ist es, das wir abtun wollen durch die Tat des Mitleids."

III

Zwei psychologisch außerordentlich von einander unterschiedene Spielarten hat demnach die Untersuchung herausgehoben, von denen die eine eine pure Identifizierung ist, die andere aber sich als eine volle Objektbesetzung darstellt, wo nicht, wie bei der ersten, das Subjekt und Objekt ineinander verschwimmen, wo vielmehr ganz im Sinne von Rousseau und Schopenhauer, aber auch des Phänomenologen Scheler, der die „phänomenale Ichdistanz" zur Voraussetzung des Mitleids macht, zwischen Subjekt und Objekt eine scharfe Distanz besteht, wo dem Ich ein betontes Du gegenübersteht.[5]

5) Orelli zufolge forderte schon die Stoa eine Trennung zwischen Subjekt und dem Gegenstand seines Mitleids. Von den Neueren verlangt auch z. B. Herbart und nach ihm Ziller für das echte Mitleid diese Trennung zwischen Subjekt und Objekt. Auch Rothe meint, nur im weichlichen Mitleid dürfte das „Ich" und das „Du" verschwimmen. Indessen: In jedem unmittelbar gefühlten Mitleid wird aber wenigstens für Augenblicke diese Trennung verschwinden müssen.

Wenn auch bloß vereinzelte, so gab es dennoch Forscher, welche diese Tatsache, daß das Mitleid gleichsam in zwei Varietäten auftritt, irgendwie erkannt haben. So meint schon Charron: *„il y a double miséricorde,“* die er schon dem Ursprung nach unterscheidet; es entstehe entweder *„par un secret consentement“* oder dadurch daß wir bei uns selbst das fürchten, was jenem zugestoßen ist. Das eine ist dumm, weibisch, leidenschaftlich, aus Schlaffheit und Schwäche *(mollesse)* hervorgehend; das andere, aus Wille und Tatkraft stammend, ist tapfer, gut, tugendhaft, dem Bedrängten hilfeleistend.

Auch bei Hegel: „Wie die Furcht, hat auch das Mitleid zweierlei Gegenstände.“ Der erste ist die gewöhnliche Rührung mit dem Leiden anderer, die er als Eigenschaft „kleinstädtischer Weiber“ bezeichnet; das andere, das „wahrhafte Mitleiden“, die Sympathie mit der zugleich sittlichen Berechtigung des Leidenden.

Aber überdies scheint mir diese Tatsache auch darin zum Ausdruck zu kommen, daß von den anderen Untersuchern dem Mitleid fast polar entgegengesetzte Eigenschaften zugesprochen werden. E. v. Hartmann hält es für eine durchaus passive Reaktion und für dasjenige Moralprinzip, welches unter allen am meisten den passiven Charakter besitzt; somit kaum verwunderlich, daß es ihm als der „Sittlichkeitsstandpunkt weibischer Männer und guter, aber unbedeutender Frauen ohne tieferen Fond“ gilt.

Wobei in Kürze darauf verwiesen werden soll, daß wir der nämlichen Charakterisierung des Mitleids als „weibliche Eigenschaft“ sowohl in der Antike (z. B. Plato, die Stoa, bei Seneca: *infirmitas muliebris animi),* wie auch bei den Denkern des Mittelalters und der Übergangszeit vielfach begegnen (Spinoza: *muliebris misericordia,* Mandeville, Hume, Montaigne usw.).[6]

Gegenüber dieser Ansicht vom Mitleid, wonach dasselbe durch das ihm innewohnende Schmelzende, Lösende lähmend wirkt und ein Hindernis für tätige Hilfe darstellt, somit ein Quietiv ist, finden wir die schroff entgegengesetzte nicht minder zahlreich und energisch vertreten; diese bezeichnet große Aktivität, Drang zur

6) Nach K. Orelli: Die philosophische Auffassung des Mitleids.

Tätigkeit und Hilfeleistung, dem Mitleid als immanent, und erhebt es dergestalt zu einem Motiv. So z. B. bei Fichte mit polemischer Beziehung auf Kant: „Da kann nicht die Rede sein vom Spielen anderer auf meiner Seele, dem ich passiv ausgeliefert bin"; Fichte hebt auch die Beteiligung des „handelnden Ich" und dessen Tätigkeit am Mitleid hervor, wie ja vor ihm schon Platner das Mitleid als „tätige Teilnahme" bezeichnet hat und vor ihm, schon Jahrhunderte zurück, auch Thomas d'Aquino und andere diese Ansicht vertraten.

Wir meinen, daß die hier angeführten kontradiktorischen Auffassungen sich nunmehr, nach unserer analytischen Ableitung, zwangslos kategorisieren und vereinigen lassen, worin wir zugleich einen nicht zu unterschätzenden Beweis für die Richtigkeit unserer Auffassung erblicken. Darnach sind die Ansichten über das sogenannte „weibliche" Mitleid fraglos auf unseren erstbesprochenen Typus, das Mitleid als Identifizierung, zu beziehen, wogegen die anderen, „aktivistischen", unserem zweiten Typus, dem reaktiv entstandenen Mitleid, fraglos zuzurechnen sind.

Denn wir wissen es ja, daß die Schlagephantasie die Grundlage der hier stattfindenden Identifizierung, zugleich auch eine grundlegende Äußerung des femininen Masochismus ist. Wissen aber nunmehr auch, daß das reaktive Mitleid sich durch die bedrohte narzißtische Männlichkeit entwickelt und der zähen Verteidigung derselben ihren Ursprung verdankt.

Somit scheint es kaum eine Vergewaltigung der Tatsachen zu sein, wenn man die beiden Typen unter der Bezeichnung des weiblichen und männlichen Mitleids voneinander unterscheidet und sie einander entgegenstellt.

Denn nach unseren Ausführungen ist es ja beim weiblichen Mitleid das masochistische, nach Strafe dürstende Ich, welches derart Triebbefriedigung sucht und findet, so daß dieses Mitleid nichts als Sexualbefriedigung ist. Ganz so wie Nietzsche es auffaßte: „Sein (Schopenhauers) Mitleid ist die eigentliche Perversität." Auf diese weibliche, aus Leidlust und Leidsuche aufgekeimte Type ist somit das von den Autoren so vielfach hervorgehobene Merkmal des Mitleids einzuschränken, wonach dasselbe, wiewohl sein Grundelement Unlust ist, dennoch auch

ein ausgesprochenes Lust-, ein hedonisches Element in sich bergen soll. Denn wenn der heilige Augustinus in seinen Konfessionen meint, daß das Leiden zwar niemandem gefalle wohl aber das Mitleiden, und er die Süßigkeit der Mitleidstränen rühmt, wenn Shaftesbury das Mitleid derart erfreuend findet, daß das depressive Moment in ihm zurücktritt, Rousseau wiederholt betont, „*la pitié est douce*", Moses Mendelssohn ekstatisch ausruft: „Welche Wollust muß sich aus der Quelle des Mitleids ergießen", und Herbert Spencer von der „Wonne des Mitleids" spricht: ja, tönt uns da nicht ausgesprochen masochistische Leidlust entgegen?

Dieses weibliche Mitleid ist es, von dem die Worte des unvergleichlich ahnenden Nietzsche gelten: „Und wie artig weiß die Hündin Sinnlichkeit um ein Stück Geist zu betteln, wenn ihr ein Stück Fleisch versagt wird. Ihr liebt Trauerspiele und alles, was das Herz zerbricht? Aber ich bin mißtrauisch gegen eure Hündin. Ihr habt mir zu grausame Augen und blickt lüstern nach Leidenden. Hat sich nicht nur eure Wollust verkleidet und heißt sich Mitleiden?"

Nichts von alledem beim männlichen Mitleid.

Das Ich sucht hier nicht nur nicht das Leid und schwelgt nicht darin, aber es ist leidverneinend, ja, sogar leidfeindlich. Denn hier und nur hier ist dem Ich der Drang zur Hilfeleistung immanent und eigentümlich; durch die helfende Tat soll aber das Leid aufgehoben, es soll vertilgt werden.

Unbeschwert vom Schuldgefühl, frei vom Strafbedürfnis will sich hier das Ich wissen; es wehrt diesen Triebanspruch des Es energisch und auf mehrfache Art ab. Zunächst durch die Progression und durch Besetzung des Objektes mit narzißtischer, desexualisierter Libido mit dem Ziele der Hilfeleistung.

Aber entsinnen wir uns doch, daß das Mitleid von so zahlreichen Ethikern zu solch überragendem Moralprinzip erhoben wurde.

Dann aber wird diese Untersuchung und ihr Ergebnis zum vollgültigen Beleg und beredter Illustration der Freudschen Unterscheidung zwischen moralischem Masochismus und echter Moral: jener Unterscheidung, die den moralischen Masochismus als Se-

xualisierung der Moral vollkommen getrennt wissen will von der echten Moral, die der Desexualisierung ihren Ursprung verdankt.

Nunmehr wissen wir aber auch, was, seiner so ausschließenden Definition zur Folge, Freud als Mitleid und somit auch als Moral gilt.

Es ist das männliche, tätige; jenes, dessen hier mühevoll entwickelte Genese Nietzsche gleichfalls voll vorausahnte, als er da „von den Mitleidigen" meinte:

„Mich selber bringe ich meiner Liebe dar und meinen Nächsten gleich mir, so geht die Rede aller Schaffenden."

Edelnarzißmus

Von

Fritz Wittels

I) Einstein und Freud

Die Mathematiker haben ihr Haupt unter uns hoch erhoben und es gibt kaum eine aufregendere Lektüre als die Mitteilung ihrer Ergebnisse. Seitdem die Psychologie die Lehre vom „sinnerfüllten Leben" geworden ist, konnte sie es nicht mehr zugeben, daß der denkende Mensch eine durchaus auf Kausalität eingestellte Maschine sei. Die mathematischen Physiker kommen nach und beweisen mit ihren Zahlen, daß auch das Weltall keineswegs als Maschine erklärt werden kann, in welcher Folgerichtigkeit herrschte. Sie finden eine gewisse Willkür in den Erscheinungen der Strahlung, die sich zwar mit den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit berechnen, jedoch nicht im Sinne Newtons kausal darstellen läßt. Das Universum war nicht immer, es ist vor Millionen und Abermillionen Jahren einmal geschaffen worden. Damit fällt auch die Ewigkeit des Zeitbegriffes. Die Zeit — so unfaßbar das klingen mag — hat einmal angefangen und wird auch nicht immer sein. Das zweite thermodynamische Prinzip macht es — wenigsten für viele leitende Mathematiker wie Sir Arthur Eddington und Sir James Jeans — zur Gewißheit, daß dieses Weltall mit Raum, Zeit und Kausalität einmal aufhören muß zu sein. Dieser Raum des Weltalls, in dem wir leben, ist nicht unendlich, das Weltall hat Grenzen und es ist nicht einmal immer gleich groß, sondern es wächst und wird immer größer. Die Annahme eines schöpferischen

Prinzips, das außerhalb der Kantschen Denkformen steht (Platos Eros), ist unabweislich. Das Vorhandensein eines zum Tode führenden Prinzipes ist so gut wie sicher. Die Materie scheint durchaus aus Strahlung und Bewegung zu bestehen, sie ist von einem mathematischen Gedanken erfüllt. Der primitive Gedanke, daß die Welt von uns ähnlichen Lebewesen geschaffen und gelenkt wurde, ist seit langem abgetan. Der moderne Gedanke einer Maschinerie, der noch zur Zeit des jungen Freud allgemein als die letzte Lösung (Haeckels Welträtsel!) angesehen wurde, ist von der Mathematik und ihrer Lichtlehre entthront. Das Weltall ist nicht eine Maschine sondern ein mathematisches Programm.

Das Leben, das nur unter sehr begrenzten Temperaturbedingungen existieren kann, ist ein Zufall, der an das Kohlenstoffatom gebunden ist, das ist an einen Kern, um den genau sechs Elektrone kreisen. Die Nachbarn in der Elementenreihe: Bor und Stickstoff unterscheiden sich vom Kohlenstoffatom durch das Kreisen von fünf und sieben Elektronen um ein Proton (einen Kern) anstatt der sechs im Kohlenstoff. Dieses eine Elektron macht den für uns so überwältigenden Unterschied zwischen belebter und unbelebter Substanz aus. Die Natur zeigt ähnliche kapriziöse Neigungen, wenn sie den Magnetismus an das Eisen mit seinen Nachbarn Nickel und Kobalt knüpft (26—28 Elektronen) und die Radioaktivität an 83—92 Elektronen. Der Mathematiker sieht im Vorhandensein des Lebens nur eine der vielen schöpferischen und vorübergehenden Launen der Natur. Ich entnehme diese Ausführungen dem Buche „The Mysterious Universe" von Sir James Jeans. Die Mathematik, sagt dieser große Gelehrte, ist im Gehirne des Menschen entstanden, zunächst unabhängig und ohne Anwendung auf

Physik, Chemie und Astronomie. Dieses theoretische Gebilde schien also zunächst eine Art Spielerei eines winzigen Lebewesens zu sein, das auf dem Bruchstück eines Sandkorns existiert. Durch irgend eine andere Laune der Natur ist unsere Erde von der Sonne losgebrochen worden. Launische Schöpfung überall, jedoch Schöpfung eines ungeheueren Mathematikers. Was die biologische (anthropomorphe) Theorie und die Maschinentheorie nicht erklären konnten, das ist nun durch die Mathematiker klar geworden, alles stimmt, alles wird erklärt, wenn man es dem Rechenstifte des Mathematikers übergibt.

Es ist ein großartiger Gedanke für uns, seit Kopernikus in einem letzten Winkel des Weltalls für kurze Zeit eingemietete Menschen, daß unser Geist in seinem mathematischen Können dem Geiste des Weltschöpfers gleicht, und wir wollen nur hoffen, daß es eine Zeit lang dabei bleibt. Wir Nicht-Mathematiker müssen den Mathematikern ohnehin alles aufs Wort glauben, was sie sagen, und wir nehmen das Antlitz eines Einstein, sein ruhiges Lächeln als Beweis. Sie sagen, Mathematik erklärt alles. Wir, von der „verstehenden Psychologie" sagen dagegen: Mathematik erklärt nichts, kann nichts erklären. Daß unser Leben an die sechs Elektrone des Kohlenstoffs gebunden ist, kann zum Verständnis des Lebens nichts beitragen. Die Billionen Lichtjahre machen uns nicht warm. Gerade dort, wo die Astronomen das schöpferische Prinzip im Größten des Weltalls und im Kleinsten des Wasserstoffatoms erklären sollen, dort versagen sie und verweisen auf Metaphysik und Religion. Was nützt es uns, wenn sie uns sagen, wie viele Billionen Elektronen nebeneinander gelegt werden müssen, um die Länge eines Zolles zu erreichen?

Somit kehren wir nach vorübergehender Trunkenheit von dem astronomischen Turme auf Mount Wilson, Kalifornien, wieder zu unserer Psychoanalyse zurück. Ich könnte mir einen Diener der Kirche vorstellen, der über die Feststellung der Mathematiker, daß ein Schöpfer das Licht geschaffen haben müsse, gar nicht besonders erschüttert ist. Diese Herren von der Wissenschaft! Noch gestern haben sie erklärt, der Mensch sei eine Maschine, heute sagen sie, daß man einen Schöpfer annehmen müsse, was werden sie morgen sagen? Wer seine Überzeugung aus religiösen Quellen bezieht, braucht sich um die wissenschaftlichen Moden nicht zu kümmern. Ebensowenig wie der Priester braucht sich die junge Psychoanalyse um die uralte, neuerdings so wunderbar verjüngte mathematische Physik zu kümmern. Zwar sieht man merkwürdige Übereinstimmungen zwischen dem Körper-Seele-Problem und den modernen Theorien über Materie und Strahlung. Diese Übereinstimmungen führen aber zu keinem tieferen Verständnis des bio-psychologischen Rätsels. Noch viel merkwürdiger sind die Übereinstimmungen zwischen dem Universum und Freuds Es. Wir haben ja gesehen oder zu sehen versucht, daß Zeit, Raum und Kausalität im Es (im Primärvorgang) nicht existieren, daß sie schon im magischen Denken primitiver Völker eine auffallend geringe Rolle spielen. Die Mathematik freilich scheint der schwache Punkt im Es zu sein. Es weiß nichts von Gerade und Ungerade, es ist ihm gleichgültig, ob zwei mal zwei vier oder fünf ist. Noch Kinder und Primitive zeigen ein gutes Stück dieses Schwachsinnes. Da Mathematik von allen gedanklichen Gebilden das zwingendste ist und sogar noch die unberechenbare Laune (Plancks Konstante h) mit ihrer Wahrscheinlichkeitsberechnung zwingt, müssen wir sie —

das edelste Produkt des Zwangsmechanismus — zum Sekundärvorgang zählen.

Freud hält den Sekundärvorgang für die Hülle, mit mit der das Es sich umgibt, um die Außenwelt zu begreifen und abzuwehren. Ich finde für mich selbst bei geringer mathematischer Begabung keine zwingende Notwendigkeit, den Nebel in Coma Berenices, der 50 Millionen Lichtjahre von uns entfernt ist, zu begreifen oder abzuwehren. Was also Zeit und Relativität mathematisch sei, das zu ergründen muß ich anderen überlassen. Einstein lehrt, daß der endlos vorwärts fließende Lauf der Zeit als solcher nicht bewiesen werden kann. Er könnte ebenso gut nach rückwärts fließen. Das post hoc ist für die Relativitätstheorie eine Illusion. Freud hat die Meinung ausgesprochen, daß Zeit eine durch Aufschub schützende Einrichtung sei. Um nicht von den Eindrücken überwältigt zu werden, bringen wir sie in zeitliche Reihenfolge. In Träumen und neurotischen Symptomen beobachten wir häufig die Umkehrung der Zeit. Bekannt ist der Traum Maurys (von Freud mitgeteilt): Er träumte von der Schreckensherrschaft zur Zeit der Revolution, machte greuliche Mordszenen mit und wurde dann endlich selbst vor den Gerichtshof zitiert. Dort sah er Robespierre, Marat, Fouquier-Tinville und alle die Helden jener Epoche, stand ihnen Rede, wurde nach allerlei Zwischenfällen verurteilt und dann, von einer unübersehbaren Menge begleitet, auf den Richtplatz geführt. Er steigt aufs Schafott, der Scharfrichter bindet ihn aufs Brett; es kippt um; das Messer fällt herab; er fühlt, wie sein Haupt vom Rumpfe getrennt wird, wacht in der entsetzlichsten Angst auf — und findet, daß der Bettaufsatz herabgefallen war

und seine Halswirbel, wirklich ähnlich wie das Messer einer Guillotine, getroffen hatte.

Die Zeit läuft in diesem Traume umgekehrt ab, wie (im Kino) manchmal die Speichen schnell rollender Räder. Eine ähnliche Umkehrung der Zeit beobachtete Freud bei der Deutung zwangsneurotischer Symptome. Man braucht nur ein Weniges in das System des Unbewußten zu tauchen und schon verwirren sich die logischen Begriffe. Freuds (Nietzsches) Verbrecher aus Schuldgefühl gibt uns eine Ahnung von dieser umgekehrten Dialektik. Die Umkehrung des Zeitbegriffes, die Umkehrung von Ursache und Wirkung sind aber die geringere Leistung, wenn man die vollkommene Annullierung der Zeit betrachtet, wie sie für den Primärvorgang nachgewiesen ist. Wie in der mathematischen Physik bleibt auch im Es nichts anderes übrig als die Welle mit ihrem ewigen Hin und Her, der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Die Psychoanalyse sieht in der Libido die schöpferische, aufbauende Energie und hat sie in ihren psychologischen Gestalten beschrieben. Die mathematische Physik kann diese Energie vorläufig nicht brauchen. Sie ist noch nicht meßbar, obgleich in absehbarer Zeit der Charakter eines Menschen vielleicht in Libidoprozenten angegeben werden kann: so viel Prozent Narzißmus, so viel Homo-, so viel Heterosexualität, Sadismus und so weiter. Unsere Terminologie, die von einer Besetzung mit Libido spricht, setzt ein Vehikel voraus, das sich von der Libido besetzen läßt: Objekte, die dem Begriffe des Äthers entsprechen, der von der modernen Physik abgeschafft worden ist. Falls auch unser psychisches Geschehen reine Strahlung der Libido ist, wie das des Weltalls Lichtstrahlung, wäre hier neuerlich eine Verführung zum Monismus gegeben.

II) *Verwundeter Narzißmus*

Im Ganzen scheint mir ein Vergleich zwischen Psychoanalyse und Astronomie unfruchtbar. Die Mathematiker können uns und wir sie — vorläufig — nicht verwenden. Das übergroße Interesse an den Gesetzen des Himmels und der Sternenwelt ist der Psychoanalyse verdächtig wie jede Übertreibung. Ich behandelte eine Patientin, die wegen zwanghafter Störungen ihr Leben so ziemlich verfehlt hatte. Sie hielt begeisterte Reden über Einstein. „Verstehen Sie ihn denn?" — Sie verstand seine Theorien nicht im geringsten. „Warum bewundern Sie ihn dann?" — „O", erwiderte sie mit einer verzückten Handbewegung, „er macht mich so frei!" Einstein hat Lehren, an die man seit Newton, ja seit Euklid fest geglaubt hat, erschüttert, teilweise vernichtet. Er ist der Riese, der die Drachen der Zwangsneurotiker Du mußt und Ist es so? tötet, er ist anbetungswürdig. Seine Präzision und mathematische Beweiskraft kann die Menge nicht beurteilen. Aber er ist der große erfolgreiche Zweifler unter den erfolglosen, den Neurotikern.

Es spricht für die Weisheit Einsteins, daß er in seiner Adresse an die amerikanische Nation eine gerechte Verteilung der Güter für das Hauptproblem der Zeit erklärt. Er fand anläßlich seines Besuches in Amerika auch starke Worte zu Gunsten des Pazifismus. Er weiß, daß die Menge, die ihn umbrandet, ganz andere Sorgen hat, als die Geheimnisse des Weltalls zu ergründen, und eben wegen dieser unlösbaren Sorgen jede Gelegenheit gierig ergreift, um wegzuschauen. Die Psychoanalyse nennt das: Gegenbesetzung. Statt sich am mathematischen Gepränge zu berauschen, soll man lieber einen anderen Hauptzug

unserer Zeit beachten. Es wird dem sozialen Gewissen immer unerträglicher, daß so viele Menschen Not leiden. Die mathematische Physik gibt uns ein trügerisches Freiheitsgefühl. Auch die moderne Technik gibt uns Freiheitsgefühl, wenn sie den Widerstand des Raumes überwindet. Nun sollen Wissenschaft und Technik noch einen Schritt weiter gehen und machen, daß wir alle diese Errungenschaften auch bezahlen können, wenigstens unseres täglichen Brotes sicher werden, wenn wir schon nicht alle über den Ozean fliegen, schwimmen, telephonieren können. Daß die Verteilung der Güter so unerträglich ungerecht und grausam ist, geht — psychoanalytisch gesehen — auf den Sadismus der einen und den Masochismus der anderen zurück. Unser Narzißmus hat das Ich geschaffen, nun will sich das Ich auch durchsetzen gegen die Gier der einen und die lustbetonte Ergebenheit der anderen. Ohne Masochismus ist Zivilisation kaum denkbar. Er muß aber nicht so weit gehen, daß wir Hunger und Elend als dauernde Einrichtungen anerkennen.

Jedes Zeitalter zeigt seine die Zeit kennzeichnende Form und Spannung des Narzißmus. Auch der Wilde leidet, wenn ihn hungert. Aber sein Leiden ist nicht verschärft durch den narzißtischen Gedanken: das dürfte nicht so sein, das sei gegen Menschenwürde und Menschenrecht. Die Libido des primitiven Menschen kennt noch kein Ich in unserem Sinne. Das Ich und sein Narzißmus will sein Recht. Die Forderung ist heute so stark, daß sie auch gesicherte Existenzen ansteckt. Gesichert zu sein wird immer mehr eine Verlegenheit, weil so viele nicht Gesicherte um die wenigen Gesicherten herumstehen. Ob und wie man die ungesicherten Existenzen in gesicherte verwandeln könnte, weiß die Psychoanalyse natür-

lich nicht. Aber sie weiß, was mit der als Narzißmus im Ich investierten Libido geschieht, wenn sie ihre Befriedigung nicht findet. Die Psychoanalyse hat diese Kenntnis an pathologischen Fällen erworben, an Formen und Graden von Narzißmus, den keine denkbare Gemeinschaft befriedigen kann. Wir sprechen aber hier vom normalen Narzißmus, das ist von jener Menge Libido, die notwendig ist, um das kulturelle Ichgefühl zu schaffen und zu erhalten. Wenn man es verwundet, dann zerfällt die Harmonie des Ichs und erscheint in Form der Teiltriebe, von denen Sadismus und Masochismus am deutlichsten sichtbar sind. Wir können unsere Frauen, unsere Brüder, unsere Kinder, unseren Beruf, unsere Kunst nicht lieben, wenn wir aus narzißtischen Gründen um unser Ich zu sehr besorgt sein müssen. Weit davon entfernt, unsere Feinde zu lieben, hassen wir unsere Freunde, Geliebte und uns selbst. Wir hören allenthalben, daß der Weltkrieg uns sehr verwandelt habe. Ich glaube das nicht. Der Weltkrieg war nur eine Erscheinungsform des Zerstörungstriebes, der allgemeinen Wut, die in uns steckt und immer auf die Gelegenheit lauert, loszubrechen. Wir sind nicht durch den Weltkrieg brutaler geworden als vorher, sondern die Brutalität ist im neunzehnten Jahrhundert durch die sozialen Verhältnisse immer höher gestiegen. Der Weltkrieg zeigte den Zerstörungstrieb und seine Gewalt anno 1914—1918 wie in einem Barometer an. Die Brutalität wächst weiter und wird uns bald wieder von ihrer unheimlichen Gewalt überzeugen. Man wird dann sagen, was man ja schon heute voraus sagt, der Weltkrieg sei nur ein unbedeutendes Vorspiel gewesen.

Man spricht überhaupt zu viel vom Kriege und überschätzt seine Bedeutung als zerstörendes Element. Ein preußi-

scher General hat den Satz aufgestellt: „Der Krieg ist nur eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln." Er hätte auch sagen können: der Friede ist nur eine Fortsetzung des Mordens mit anderen Mitteln. In den letzten fünfzig Jahren sind allein durch den Stockfischfang Hunderttausende Menschen zugrunde gegangen. Der Krieg ist eine Teilerscheinung im sozialen Getriebe und bei aller Gräßlichkeit unparteiischer als der gemeine Hunger. Die Granaten haben zwischen Aristokraten und Proletariern keinen grundlegenden Unterschied gemacht. Auch ist der Krieg ein Ausnahmefall; der mörderische Friede ist die Regel. Der Arbeiter wird im Durchschnitt nur vierzig Jahre alt, Tuberkulose, Unterernährung, Sorge, Berufskrankheiten fällen ihn. Statistiker haben berechnet, daß der Wirtschaftskampf des letzten Jahrhunderts in Europa sechsunddreißig Milliarden von menschlichen Lebensjahren verschlungen hat (nach Nicolai, Biologie des Krieges). Da haben wir „astronomische" Zahlen auf Erden, und was sind die paar Millionen Kriegsleichen dagegen?

Wenn nun alle diese Grausamkeit und Hilflosigkeit den Narzißmus von Millionen und Abermillionen Menschen erbittert, so mag uns eine Ahnung aufsteigen, wie viel Sadismus und Masochismus vorhanden sind und beseitigt werden könnten, wenn es der Wissenschaft gelänge, den Zustand zu erreichen, daß alle gleichmäßig ihren Hunger stillen können.

Der Genius der Menschheit hat in verschiedenen Zeiten auf verschiedene Arten versucht, seiner Unvollkommenheit und seiner Angst Herr zu werden. In alten Zeiten hat er sich bemüht, den Tod zu überwinden durch die narzißtische Idee von der Unsterblichkeit der Seele und dem ewigen

Leben. Er hat in den Leistungen Mosis und der anderen Religionsstifter übersinnliche Gewalten beschworen. Zu anderen Zeiten hat er in Kunstwerken das Göttliche geformt. Solche Zeiten sind nicht die unseren. Der Rausch des Christentums, des brausenden Islams ist verraucht; der Traum des griechischen Himmels, der Renaissance mit ihrem letzten Ausläufer Goethe ist nahe von uns und doch schon ferne von uns ausgeträumt. Wir dienen aber der ewigen Idee nicht minder: wir dienen ihr heute in der Form der Wissenschaft und des technischen Aufschwungs. Wurde der Christenmensch frei durch seinen Glauben, der Künstler durch seine Schöpferkraft, so erreicht der Wissenschaftler seine Freiheit durch Sicherheit. Sicherheit ist Freiheit. Der wissenschaftliche Beweis, die wissenschaftliche Methode ist sicher. Alles strebt im modernen Zeitalter nach Sicherheit. Unsere Reisen vollziehen sich nicht nur mit größerer Schnelligkeit als früher, sondern auch mit einer unvergleichlichen technischen Sicherheit. Wir kennen auf das Kilogramm die Tragfähigkeit der Brücken; wir wissen, daß unsere Kessel nicht explodieren, unsere Züge nicht zusammenstoßen, unsere Strecken durch Unwetter und Hochwasser nicht gefährdet sind. Soweit aber diese Gefahren noch bestehen, arbeiten Armeen von Sachverständigen an weiterreichenden Sicherungen, an der Befreiung von Unvollkommenheit. Unsere Gesundheitspflege hat so große Fortschritte gemacht, daß manche Krankheiten, die den Schrecken früherer Zeitalter gebildet haben, fast völlig aus der Kulturmenschheit getilgt wurden. Nach Sicherheit ruft man, Sicherheit erreicht man allenthalben. Nur die scheinbar einfachste Sicherheit besteht nicht, und sie wird zwar von jedem einzelnen mit aller Macht erstrebt, aber der ein-

zelne hat nur selten das Glück, sein ökonomisches Ziel, die Sicherheit der Existenz, zu erreichen. Die Gesellschaft hilft ihm nicht dazu. Es liegt durchaus im Geiste unserer wissenschaftlichen Epoche, daß Techniker jeden einzelnen von uns vor Not schützen. Ich habe mir sagen lassen, daß die Frage technisch schon gelöst ist, daß die Gesellschaftstechniker jedoch auf politische Widerstände stoßen. Politische Widerstände kann die Psychoanalyse nicht beurteilen. Sie sieht auch an den sozialen Erscheinungen nur die wirksamen Triebkonflikte.

In Wien lebte bis zum Jahre 1921 Josef Popper-Lynkeus, ein Ingenieur und Mathematiker, der fünfzig Jahre lang — er war 84 als er starb — die Meinung vertrat, die soziale Frage als Magenfrage sei nur vom einzelnen Individuum aus zu lösen und nicht im kollektiven Sinne des Sozialismus. Er meinte, wie die Kirche hinter jedem ihrer Söhne stehe, bei seiner Taufe, Hochzeit, Tod, so müsse auch die Gesellschaft hinter jedem einzelnen stehen, um ihn vor Not zu sichern. Er wollte das durch eine nationale Arbeitsarmee erreichen, in der jeder Mann und jede Frau einige Jahre ihres Lebens zu dienen hätten und alles erzeugen sollten, was zum Mindesten des Lebens für alle gehört, also Nahrung, Kleidung, Obdach.[1] Er meinte, Jesus Christus habe das religiöse Individuum entdeckt, Rousseau das politische, Kant das moralische. Das physische Individuum mit seiner körperlichen Not sei aber noch immer nicht anerkannt, obgleich es die Voraussetzung aller anderen ist. Wenn ich diese Einteilung in verschiedene Ansichten des Ichbegriffes in unsere psychoanalytische Sprache übersetzen sollte, würde

1) Siehe mein Buch: An End to poverty, Allen & Unwin London 1925

ich sagen: das religiöse Individuum entspricht einem christlichen Ich-Ideal, das politische einem demokratischen, das moralische einem ethischen Ich-Ideal. Das physische Ich muß sich sein Ideal erst erkämpfen. Die in anderen Idealen groß gewordenen Menschen getrauen sich noch nicht, mit Einverständnis ihres Über-Ichs das Ideal der Sattheit und Sicherheit zu verehren. Und doch sind wir auf dem Wege dazu. Ich schlage vor, dieses Ideal Edel-Narzißmus zu benennen.

III) Sozialer Masochismus

Der Masochismus der Massen, ihre willige Unterordnung unter irgend eine Vateridee, ihre unwiderstehliche Sucht nach Diktatur und möglichst grausamer Führung ist von allen Instinkten der erstaunlichste. Es gibt keinen noch so armseligen Menschen, der nicht wenigstens in gewissen Feierstunden seines Lebens fühlte, daß er „zu etwas Höherem" geboren sei. Von übersinnlichen Gewalten fühlen wir uns umwittert, sie weben in uns wie außer uns, und es bedeutet Glück — masochistisches Glück — sich ihnen hinzugeben.

> In unseres Busens Reine wogt ein Streben,
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben . . . .
>
> (Goethe, Trilogie der Leidenschaft)

Ich fürchte sehr, daß dieses edle Gefühl in der Weltgeschichte immer wieder mißbraucht wurde.

Unter geschickter Benützung des allgemein verbreiteten Masochismus wird die Meinung verbreitet, daß die Kultur nur durch die Not vorwärts getrieben werde, und daß alles Streben nach Höherem, also die Idee der Menscheit aufhören müsse, wenn die Not aus der Welt geschafft sei. Schon das

bloße Streben nach einer Sicherung aller Existenzen vor Not sei kulturwidrig. Die gesicherten Existenzen von heute sind also nicht nur von Not und Sorge befreit, sie allein sind ohne Verpflichtung, die Kultur zu fördern, da ja glücklicherweise die große Masse genügend tief im Dreck steckt, um die Gewissen der Gesicherten zu beruhigen. Sie könnten sonst aus Sorge um den Fortschritt der Kultur nicht schlafen. Wenn ein Juwelenschieber, ein Valutenspekulant, ein Getreidewucherer, der früher als ein Habenichts zum kulturfördernden Dünger gehört hat, jetzt auf einmal duftendes Frauenfleisch bezahlen kann, in Palästen wohnt und sich dem Fraß ergibt: der zwar ist befreit davon, sein Scherflein an Kummer zur Gesamtnot beizutragen, die der Menschheit angeblich unentbehrlich ist. Aber ein Spinoza mußte Gläser schleifen, ein Rousseau Noten abschreiben, und das geht so bis auf den heutigen Tag und man darf das nicht ändern, oder die Kultur ist verloren.

Dieser masochistische Unsinn wird noch immer geglaubt, besonders gern von der Jugend, die in ihrem schönen Idealismus leicht einen Vorwand annimmt, der ihr sogar schmutzige Not als göttlich und die Idee der Menschheit fördernd vergoldet. Wer die furchtbaren Kämpfe Tausender begabter und genialer Menschen überblickt — aber wer könnte sie überblicken? — und sich für einen Augenblick vorstellt, alle diese Köpfe wären von dem aufreibenden Kampfe um die nackte Existenz befreit und könnten ihre Gaben ohne Kraftverlust in den Dienst der Kultur stellen, der wird nicht leicht glauben, daß die Not kulturfördernd wirkt. Ohne Schwächung hat sich keiner durchgerungen; viele sind zugrunde gegangen. Hundert Bände lassen sich füllen mit den Mühen der Größten, den niedrigsten Sorgen und Fron-

diensten, die ihre göttliche Sendung angefressen und aufgezehrt haben.

IV) Der Christ

Der Psalmist singt: „Unser Leben währet siebenzig Jahr, und wenn es hochkommt, sind es achtzig Jahr, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen." Aber es ist doch wohl ein Unterschied, ob ein Staatsmann sich aus freien Stücken, nur aus innerem Antrieb die Größe seines Landes zur Aufgabe setzt und diese Aufgabe seines Lebens unter unsäglichen Mühen und Gefahren löst; ob ein wohlhabender Dichter, wie Goethe, den mühevoller Weg zur Vollkommenheit wandelt oder ob ein Buchhalter über die Strazza gebückt bis in sein zittriges Greisenalter Ziffern einschreibt, ob ein Handlungsgehilfe in einem langen Leben mehrere hunderttausend Pakete zusammenschnürt. Man muß diesen Unterschied immer wieder hervorheben. Wer getraute sich zu leugnen, daß die Mühe und Arbeit eines ausgedienten Briefträgers, Kohlenarbeiters, Kanalräumers, Buchhalters unsagbar traurig gewesen ist, und daß in solch einem Leben gewiß gar nichts köstlich war als ein paar Lichtblicke, die trotz der Tretmühle des Broterwerbes selten genug in das graue Leben gefallen sind?

Wer das leugnen wollte? Der gläubige Christ leugnet es und das mit Recht. Denn er weiß, daß dem, der hienieden kummervoll unter dem Kreuze wandelt, drüben das glorreichste Schicksal bereitet ist. Nur durch Mühe und Arbeit ist der Himmel zu verdienen. Es geht den Menschen schlecht auf der Erde, und sie haben sich dafür das Paradies im Jenseits ersonnen. Auf einem Berge in Galiläa wurden die Sätze geprägt: Selig Ihr Armen, denn Euer ist das Reich

Gottes. Selig, die Ihr jetzt hungert, denn Ihr werdet gesättigt werden. Selig, die Ihr jetzt weinet, denn Ihr werdet lachen. Sowie diese gewaltigen Aphorismen in der Welt waren, konnte es den Christen gar nicht schlecht genug auf Erden gehen. Es hieß nur diese Sätze zu Ende denken, wenn man das Leben haßte, in Wüsten floh, sich kreuzigen, braten, spießen ließ. Da aber die meisten für Einsiedelei und Martertod nicht geboren sind, so nahmen sie das tägliche Kreuz, den Schmutz, die Gebresten, die Seuchen, den Hunger von Jerusalem auf sich und, weil es ihnen schlecht erging, mußte es ihnen um so schlechter gehen, damit sie gewißlich das Himmelreich errangen.

Der Himmel ist eine schöne Aussicht und eine auch dem geringsten Verstand einleuchtende Begründung, warum es auf Erden trotz Gottes Liebe gar so ungerecht zugeht, und warum man nach Verbesserung von Grund auf nicht streben dürfe. Man darf das Zeitliche nicht zu sehr betreiben, sonst verliert man sein Ewiges. Es ist nur eine Bedingung dabei: man muß daran glauben. Den Glauben hat unser Zeitalter verloren, die Entsagung hat keinen religiösen Sinn mehr, steckt uns aber dennoch in den Knochen. Am wenigsten findet man sie in der Welt, wo man die großen und meistens guten Geschäfte macht. Sie wird aber gerade von dort aus mächtig gefordert. „Das Volk muß Religion haben." Wo in der Welt fänden die Sadisten eine bequemere Weltanschauung zur Entwaffnung ihrer Opfer?

Das verzückte Starren nach dem Himmel hat das Gehirn der Europäer, und insbesondere ihr soziales Gewissen viele Jahrhunderte lang ganz unglaublich geschwächt. Ungeheure Armeen von schwarzen Kutten haben den Erdteil überschwemmt und Frömmigkeit gepredigt, die sie durch die

Angst vor Höllenstrafen verstärkten, wo die Versprechung des Paradieses nicht ausreichte. Sie haben alles herangezogen, was ihre Lehre vertiefen konnte. Nichts war zu dumm, alles wurde geglaubt, ja sogar von erlesenen Geistern philosophisch begründet. Der Sexualakt unserer Eltern, unsere Zeugung sei eine tragische Schuld, die wir durch ein langes Leben voll Leiden büßen müssen. Sogar bei Schopenhauer kann man das nachlesen.

V) *Indien*

Das großartige und zugleich fürchterlichste Erzeugnis des Masochismus ist die indische Philosophie. Sie lehrt, daß alles menschliche Streben nach Glück vergeblich sei und nur die Leiden noch vermehre. Es gibt keinen Himmel, es gibt nur eine Hölle, und diese Hölle ist die Erde, auf der die Menschen wohnen. Ein Irrtum zu wähnen, der Mensch werde glücklich, wenn er seine Bedürfnisse befriedige. Es kommen immer neue Bedürfnisse, wenn die alten befriedigt sind, und werden dann gerade so heftig und schmerzlich empfunden wie vorher die nun befriedigten. Man muß die Menschen dazu erziehen, daß sie keine Bedürfnisse haben, daß sie frei werden von allen Sorgen, wenn sie nichts mehr wollen, wenn sie das Nichts wollen. Sie sollen absterben; nichts lieben, nichts hassen, nichts erstreben, keine Freude und keinen Kummer haben. Solche Heilige werden am Ganges verehrt. Sie hocken regungslos am Wege und, die vorübergehen, stecken ihnen Beeren in den Mund. Diese Heiligen, die nicht spüren, wenn man sie sticht, die man vergraben kann, ohne daß sie ersticken, haben in der Tat in ihrer Art Vollkommenheit erreicht. Weder fürchten sie den Tod, noch sehnen sie sich nach ihm. Sie würden niemals die Hand ausstrecken,

um sich selbst zu töten. Denn sie haben ihren Willen ertötet, sie sind nicht irdisch, trotzdem sie atmen und ihre Augen manchmal öffnen.

Sagten griechische Weise: Du kannst nur froh sein, wenn du möglichst wenig Bedürfnisse hast, und genoß Diogenes fröhlich den Sonnenschein vor seiner Tonne, so predigt Indien: Du kannst überhaupt nicht froh werden, du kannst dich höchstens vor dem Leben, das ist vor hoffnungslosem Leiden schützen, wenn du dich in einen lebenden Leichnam verzückst. Schopenhauer hat uns diese Lehre erneuert. Er selbst lebte in geordneten Vermögensverhältnissen. Das harte Herz eines verbitterten Genies, das Menschenleben und Menschenschicksal verachtet, blickt uns aus seinem berühmten Altersbildnis entgegen. Man hat seiner Philosophie, dieser durch Sprachgewalt und mächtige Vision überwältigenden Leistung immer wieder den flachen, aber bezeichnenden Einwand gemacht: Warum hat sich der Herr im Gasthaus „Zum Schwan" zu Frankfurt das tägliche Essen so viele Jahre gut schmecken lassen? Er hat dort nicht von Beeren gelebt.

Es gibt Sittenlehren, die völlige Entsagung oder überhaupt Entsagung nicht verlangen, und dennoch zu einem hohen Grad von Vollkommenheit geleiten. Die Lehre des Confucius ist so eine Sittenlehre. Es mag aber sein, daß die indische Weltanschauung tiefer ist, tiefer als Confucius, tiefer als der Galiläer. Vielleicht gibt es keinen anderen Schutz vor Leid, als herzliche Hingabe an das Nichts. Dann ist jeder zu preisen, ja zu beneiden, der diesen Ausweg findet und ihn zu gehen vermag. Er ist Herr über alle irdische Not, über alle Gefahren, die uns bedrohen, ist vollkommen und scheidet aus. Was aber geschieht mit den

anderen, die Hunger haben und essen wollen, denen die indische Entsagung wider die Natur geht, die in dem Irrtum befangen sind, sie müßten sich sichern und es gäbe wohl Wege, um sie vor Not und Elend zu schützen? Für dieses niedrige Geschmeiß hat ein indischer Weiser nur Lehren übrig, die es nicht versteht. Es wäre besser, wenn er ein fühlendes Herz hätte. Aber sein Herz hat er ja abgetötet, um nicht leiden zu müssen durch den Anblick fremder Leiden, wie der Prinz Sidharta, der später Buddha wurde, litt, als er zum erstenmal menschliches Elend sah. Auch die indische Weisheit wurzelt im Mitgefühl. Masochismus aber hat sie zu Ende geführt in Tiefen, wo unser Herz nicht schlägt.

In solchen Tiefen sollten wir nicht verweilen, wenn unseres Bruders Not zum Himmel schreit. Wir sollten ihn nicht hungern lassen, bis er die Tiefe des Stammgastes im Wirtshaus „Zum Schwan" erreicht, und auch nicht Bekehrungsversuche an ihm vornehmen, bis er durch seinen Glauben an den Himmel die Hölle auf Erden als Vorbereitung empfindet. Dem Bettelvolke in Jerusalem und in Benares war nur mit übersinnlichen Gedanken über des Lebens nackte Not zu helfen. Ihnen fehlten unsere Wissenschaft, unsere Technik, unsere gesellschaftlichen Möglichkeiten. Entbehrung war ihr unentrinnbares Geschick. Die Anschauung, daß dennoch alles gerecht zugehe, weil der Himmel alle Leidenden versöhnt, und die Anschauung, daß diese Welt so schlecht sei, daß sie nur durch Abtötung des Willens überwunden werden kann: sind beide Kinder des äußersten Elends und entsprachen der materiellen und sozialen Hilflosigkeit des antiken Orients. Das überhitzte Elend explodierte und zeigte der Welt das strahlende Wunder

Jesu Christi, des Erscheinens von Gottes Sohn auf Erden. An den Folgen dieser Explosion tragen wir noch heute, so wenig wir geneigt sind, an Wunder zu glauben.

Christian Science behauptet, daß Leiden nur Schein sei. Es ist aber die Not ein furchtbarer Schein. Wird man vielleicht durch Philosophie, durch starken Glauben bis zu einem hohen Grade Herr über die eigene Not, so ist man es doch nicht im geringsten über die Not, die andere drückt. Daher das philosophische Begreifen, die metaphysische Begründung von Not und Schmerz anderer immer bedenklich ist und Herzlosigkeit bedeutet.

VI) Universalisten

„Wissen Sie nicht", ruft einer, „daß von hunderttausend Apfelblüten nur sehr wenige reifen, und daß immer Tausende Blüten zugrunde gehen müssen, damit die Früchte desto besser gedeihen?"

Das ist eine nichtswürdige Verwundung meines Narzißmus, ausgedacht vom Sadisten, geglaubt vom Masochisten. Andere vergleichen das Individuum mit einem Rade in der Maschine. Wir werden auch die Maschinerie des Staates nicht als Moloch anerkennen, demzuliebe wir unseren Narzißmus vollkommen aufzugeben hätten. Wir sehen die Staatsrechtslehrer geteilt in Individualisten und Universalisten. Einer der Universalisten in Wien (Othmar Spann) ruft aus: „Das Ganze [daher ‚Universalist'] ist die Amme des einzelnen!" Die Amme hat sich oftmals grausam gegen ihren Pflegling betragen. Der aber merkte nicht, was für eine furchtbare Amme er hatte, weil ihm der Verstand dazu noch fehlte. Die Sklaven glaubten dem Aristoteles, daß sie von Natur aus zur Sklaverei bestimmt seien; der Papua glaubte seinem

Feinde, daß der ein Recht habe, ihn aufzufressen; die indische Witwe dem Brahmanen, daß sie sich verbrennen lassen müsse. Ebenso glauben viele brave Soldaten, daß sie sich müßten totschießen lassen, und glauben andere, daß sie sich ohne Hoffnung zu Tode rackern müssen. Es war, es ist eine Amme da, die dem Moloch gleicht und ihr eigenes Kind verzehrt.

Aber nur Säuglinge brauchen eine Amme. Der Säugling ist ein Riese geworden. Wehe der Amme, wenn sie ihm sein Recht nicht freiwillig gibt. Das Individuum ist nicht wie eine Blüte am Baume, nicht wie ein Ton in der Harmonie, nicht wie ein Glied im Organismus einer Maschine. Das sind lauter unzutreffende und unerlaubte Vergleiche der Universalisten von rechts und links. Das Individuum ist einig und einzig. Es ist mit nichts anderem auf dem Erdenrunde zu vergleichen. Oder leiden Apfelblüten Schmerz? Hat ein Ton Todesangst? Weint ein Maschinenteil?

VII) Edelnarzißmus

Alle diese Vergleiche, besonders der mit der Maschine, der von Descartes bis Haeckel so unabweisbar klang, sind ja sogar von den Mathematikern des Weltalls als unzutreffend erkannt worden. Sie gelten nicht einmal für einen Himmelskörper, der scheinbar leblos nach bestimmten Gesetzen seine Bahn dahinzieht. Und da sollten sie dem Narzißmus des Kulturmenschen Stand halten? Im Weltall stecken nicht Ursache und Wirkung als treibende Kräfte, sondern eine Idee. Diese Idee ist von der Astronomie mathematisch, von der Psychoanalyse psychologisch erkannt worden. Der narzißtische Teil dieser Idee fordert heute Sicherung der Existenz für jedermann.

Seit man weiß, daß die Gemeinschaft vor dem Individuum da war, und daß sich der einzelne im Laufe der Kultur erst aus der Gemeinschaft entwickelt hat und noch weiter entwickelt, wundert man sich nicht mehr, wenn das Rechtsbewußtsein des Kulturmenschen für den einzelnen immer neue Rücksichten verlangt und erkämpft. Das Recht des Individuums wächst mit ihm.

Falls in sehr alten Zeiten die Sklaven ihr Los als unabänderlich und nicht als Unrecht empfanden, dann war die Sklaverei damals gerecht. Der freie antike Mensch war zweifellos davon überzeugt, daß die Gesellschaft ohne Sklaverei nicht bestehen könne. Haben doch die amerikanischen Südstaaten noch Lincoln gegenüber so gesprochen. Der Staat kann angeblich immer nur mit allen Opfern bestehen, die er dem Individuum auferlegt.

Schon der erste Sklavenaufstand beweist aber ein sittliches Einzelbewußtsein, das sich verletzt empfindet, und schon Spartakus hat den Sieg der Sklavenbefreiung entschieden. Seit dem ersten Sklavenaufstand ist die Idee der Sklaverei unsittlich, ungerecht gewesen und war mehrere tausend Jahre ein fressendes Geschwür am Gewissen der Gesellschaft. So lange kann es dauern, bis sittliche Gefühle sich durchsetzen. Gottes Mühlen mahlen langsam.

Die mittelalterliche Rechtspflege des Staates mußte das Individuum foltern, rädern, verbrennen. Die letzte Hexe wurde 1782 zu Glarus verbrannt. Damals war der Aufklärer Voltaire schon seit sechs Jahren tot. Die letzte Hinrichtung mit dem Rade: 1838! Im ancien régime besaß der adelige Herr das Recht auf die erste Nacht der Neuvermählten; und jedes Recht besitzt man im Namen des Staates.

Das Recht des Individuums, das ist sein kulturell gerecht-

fertigter Narzißmus, liegt beständig im Kampf mit dem Staat und seinen angeblichen Notwendigkeiten. Das Individuum, der schwache einzelne Mensch kämpft mit dem Kolossus von privilegiertem Staat. Das Individuum von heute kommt zu seiner bösen Amme und fordert einmal die absolute Sicherheit vor Ermordung.

Unter gar keinem Vorwand, wie immer er formuliert sei, darf die Gemeinschaft vom Individuum verlangen, daß es sich gegen seinen Willen und im Vollgefühl seiner Unschuld ermorden lasse. Dieses ist das lebendige narzißtische Rechtsbewußtsein aller nicht hypnotisierten Kulturmenschen. Die Generäle sagen, daß die Gemeinschaft bei so geringer „Opferwilligkeit" des Individuums nicht bestehen kann. Also wiederum ein angeblich unlösbarer Gegensatz zwischen der Idee des Individuums und der Idee des Staates. Der schreckt uns nicht.

Das Individuum fordert noch mehr, nämlich die absolute Sicherstellung seiner Existenz. Fachmänner haben ihm erklärt, daß seine Sicherstellung technisch ausführbar ist. Mehr braucht das Individuum nicht zu wissen, um die Sicherstellung zu verlangen. Man muß ein Professor der universalistischen Volkswirtschaftslehre sein, um nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß das unaufhaltsame Individuum auch diesen neuen Sieg erringen wird. Der Weg scheint allerdings durch Ströme von Blut zu führen. Naturgemäß auch durch eine Periode allgemeiner Nervosität. Unser Narzißmus wird täglich so sehr gekränkt, daß die anderen Partialtriebe ihm zu Hilfe kommen und ihren Hexensabbat aufführen.

August Aichhorn

Von

Julius Epstein

Wir entnehmen diesen Aufsatz dem Juniheft 1931 der in Genf erscheinenden von der „Union Internationale de Secours aux Enfants" (U. I. S. E.) herausgegebenen „Revue Internationale de l'Enfant". — Von Aichhorns Buch „Verwahrloste Jugend" ist soeben im Internationalen Psychoanalytischen Verlag, Wien, die 2. Auflage (mit einem Geleitwort von Sigmund Freud) erschienen. (Geheftet Mark 6·—, in Ganzleinen Mark 8·—)

Wie wäre ich glücklich gewesen, in meiner Jugend jemals einem Lehrer, einem Freund, einem Mann wie Aichhorn begegnet zu sein! Einem Manne, von dem ein derartiger Liebesstrom ausgeht, daß er es freilich leicht hat, alle Kinder wirklich zu verstehen. Weil er weiß, daß das Recht ihrer Entwicklung auf ihrer Seite ist. Daß es nur darauf ankommt, auf die Logik und damit auf das Recht ihrer tiefen, geheimen und schmerzensreichen Leiden zu kommen, um diese auch schon zu rechtfertigen. Er versteht das Bedürfnis der Jugend, die Wirklichkeit ganz einfach über den Haufen zu werfen und sofort, ohne Zeitverlust, das Reich des Paradieses zu errichten. In dem Maße des Verstehens dieser jugendlichen Ansprüche vermag er Manchem die Anpassung an diese Wirklichkeit bedeutend zu erleichtern.

Wer ist August Aichhorn? August Aichhorn ist Direktor einer Wiener Fürsorgeabteilung. Der schon seit vielen Jahren — von der sogenannten großen Öffentlichkeit ziemlich unbemerkt — seine durch Freud geschulte Erziehungstätigkeit ausübt. Und der erst vor kurzem auf der Dresdener Tagung der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft etwas davon erzählte. Der Autor dieses Aufsatzes hatte das Vergnügen, sowohl diesen Vortrag Aichhorns in Dresden zu hören, als auch seinen Urheber bereits vor Monaten in Wien kennen gelernt zu haben.

Es genügt, diesen Menschen zu sehen, um es ihm zu glauben, daß er mit dem Verwahrlostesten, der längst schon von der

Polizei aufgegriffen, zu ihm als zur letzten Instanz der Wiener Fürsorgeerziehung gebracht worden ist, zunächst von seinen Leiden und Schmerzen spricht, niemals von seinen Streichen. Er gibt auch noch dem Verwahrlostesten Recht, weil er ihn versteht, also auch die Genese seiner Streiche, auch der schlimmsten. Aus diesem tiefen, unausrottbaren Bewußtsein der Berechtigung aller Schlimmheiten wird dieser große Künstler ein Verbündeter der Verwahrlosten und oft wird er ein Verbündeter gegen die Eltern und bisherigen Erzieher. Wie muß ihn der Junge geliebt haben, der völlig verwahrlost zu ihm gebracht wurde und über den die Mutter stundenlang schimpfte und dem er zunächst — einzig sichtbare Tat des Erziehers — einen Fußball kaufen ließ! Verwirklichung des geliebtesten Traumes! Als die Mutter, eine arme Frau, sich darüber beklagte, weil der Junge jetzt noch mehr Schuhe zerreißen würde, ließ Aichhorn diesem auch noch ein Paar Schuhe kaufen.

Aichhorn sagte mir einmal, er sei der Ansicht, daß alle Menschen ausnahmslos kriminelle Triebe haben. Und daß sie alle ebenso in dem Maße verwahrlosen, asozial oder neurotisch werden, in welchem es ihnen nicht gelingt, sich mit der gegebenen Realität unserer Kulturwelt zu versöhnen. Das Zeichen dieser Versöhnung ist die gelungene Dissimulation. Die gute, brave Welt der Bürger, besonders die der Spießbürger, beschwindelt dauernd sich und andere, indem sie dauernd die Meinung verbreitet, sie sei im Grunde ihres Wesens gesund, sozial wertvoll und andere Dinge. Da das Alle gegenseitig dauernd tun, obwohl manche Aufgeklärte sich dabei schon wissender zublinzeln — nur sagen dürfen sie's nicht — ist alles in bester Ordnung. Der Leser hat schon gemerkt, daß dies eigentlich die Theorie Freuds vom Wesen unserer Kultur ist, nur daß Aichhorn das, was Freud Verdrängung nennt, Dissimulation betitelt. (Die natürlich auch unbewußt erfolgt.) Gewiß ist das eine der genialen Entdeckungen Freuds. Es ist aber das Verdienst Aichhorns, diese Theorie speziell auf die Praxis der Verwahrlostenfürsorge angewandt zu haben. Er hat mit dieser Entdeckung Freuds täglich praktische Arbeit geleistet und sie so in sich aufgenommen, daß er auf den ersten Blick sieht, wie sehr „Recht" der Verwahrloste hat und wie sehr

da wieder einmal die „normale“ Umgebung Anständigkeit dissimuliert. Das fühlt dann natürlich jedes Kind und es entdeckt daher in dieser letzten und gefürchtetsten Erziehungsinstanz der Gesellschaft, es entdeckt in dem Fürsorgedirektor Aichhorn den wahren Freund, den Mann seiner Partei. Das erste, was Aichhorn mit jedem zu ihm Gebrachten tut, ist, daß er ihn reden läßt, das heißt in den meisten Fällen, daß er ihn schimpfen läßt. Auf wen und was er will, in welcher Tonart es ihm behagt. So entstehen die ersten Gefühlsbindungen des Kindes zu diesem Erzieher.

Ich glaube, daß das Wesen der Aichhornschen Arbeit am klarsten wird, wenn wir uns nach diesen skizzierenden Andeutungen die Grundzüge seines großartigen Vortrages, gehalten auf der zweiten Tagung der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft in Dresden, vor Augen führen. Denn dieser Vortrag enthüllt nicht nur die theoretischen Grundlagen psychoanalytisch-aichhornscher Erziehungsarbeit, sondern er zeigt die tägliche Praxis. Ich lasse also ein kurzes Resumé des Vortrages folgen, das nach sofort nachgeschriebenen Notizen gemacht ist, wobei meist die Formulierungen Aichhorns beibehalten sind.

Er sagte: „So viel die Psychoanalyse aufgedeckt hat, so wenig Gesichertes wissen wir über den Mechanismus der Verwahrlosung. Ich komme mitten aus der praktischen Arbeit. Meine absolut optimistische Einstellung zur Erziehungsarbeit wird mir oft zum Hindernis. Weil mir die Zusammenhänge oft blitzartig einleuchten, und ich mich dann gar nicht frage, ob sie das auch für andere tun. Warum nimmt die Fürsorgearbeit, die ich durchführe, die Psychoanalyse zur Grundlage und nicht eine andere Systematik? Diese Frage werde ich beantworten. Ich formuliere praktisch, nicht wissenschaftlich. Wir müssen uns vorstellen, daß jedes Kind bei der Geburt gewissermaßen eine Waage mitkriegt. Das erste eine Apothekerwaage, das zweite eine Krämerwaage und das dritte eine Brückenwaage. Aus dieser Tatsache folgt die großartige Differenzierung des Menschen. Wenn wir nämlich das wissen, verstehen wir auch, daß jedes dieser Kinder auf äußere und innere Erlebnisse vollständig anders reagieren wird. Was das Kind mit der Krämer- oder gar mit der Brückenwaage kaum berührt, wird das mit der Apothekerwaage außerordentlich erschüttern. Es ist

ungeheuer wichtig, daß wir genau entscheiden können, was für eine Waage nun ein Kind mitgekriegt hat. Leider kommen die Eltern immer erst dann, wenn sie sich schon wirklich gar nicht mehr zu helfen wissen. Dann wird der Verwahrloste gebracht. Wir hören, wie unmöglich er sich aufführt. Man verlangt von uns, daß unbedingt etwas geschieht. Wir erkundigen uns. Wir sprechen mit dem Verwahrlosten selbst. Dann treffen wir unsere Anordnungen. Alles geschieht und die Geschichte geht nicht. Wir sind über den Mißerfolg ungemein überrascht. Wir haben einen Fehler gemacht. Wir bildeten uns schon beim Zuhören eine feste Konstruktion. Wir hörten das, was da nicht hineinpaßt, gar nicht. Wir sind jetzt zwar nicht mehr „unsicher", wir haben solange gedreht, bis der Fall in unsere Theorie hineingepaßt hat. Jedes Typisieren ist aber ungemein gefährlich. Je einfacher der Fall, desto mißtrauischer müssen wir sein. Wir sind heute noch nicht in der Lage, auf dem Gebiete der Verwahrlosung eine psychische Lungenentzündung von einem psychischen Rheumatismus unterscheiden zu können. Wir haben noch keine Symptomatologie der Verwahrlosung. Ich glaube, man soll auch nicht immer gleich mit nur Psychologie an den Verwahrlosten herantreten. Man darf sich nur vom Fall selbst in die Tiefe führen lassen. Es verwahrlosen ja sehr viele psychisch vollkommen normale Menschen, einfach aus Wirtschaftsnot[1]. Das Familienleben besteht da sehr oft nur der Form nach. Gatten leben völlig nebeneinander. Häufig wurden durchaus Normale als schwere Psychopathen beschrieben. Das kam daher, weil sich diese Menschen, wenn man sie nicht mit Liebe behandelt, ganz so zu benehmen verstehen, als ob sie psychopathisch seien.

Warum ist der Mensch überhaupt erziehbar? Weil er fähig ist, Gefühlsbindungen mit den Anderen einzugehen. Die Verwahrlosung des Milieus hat nun zur Folge, daß gefühlsmäßige Bindungen nicht mehr zustande kommen können. — Wir sprechen mit dem Verwahrlosten nur von seinen Interessen, nicht von seinen

---

1) Dr. Meng, Frankfurt a. M., zitierte in einem anderen Vortrag der Dresdener Tagung eine neue Statistik, wonach von 200 deutschen Kindern heute 169 — es ist kein Druckfehler es heißt tatsächlich 169! — kein eigenes Bett haben und daher mit anderen zusammen schlafen müssen!

Missetaten. Wenn er seine Wut bei uns abreagieren kann, stellt er bereits eine Gefühlsbindung her. Er hat ein Liebesobjekt gefunden. Es sieht aus, als ob wir Wunder wirken würden. Schule und Elternhaus liegen platt auf dem Bauch. Das Benehmen des Jugendlichen ändert sich sehr rasch, dann ändert sich auch das Benehmen der Erwachsenen. So kommt es vor, daß sich der Jugendliche und seine erwachsene Umgebung gegenseitig hinauf lizitieren, wie sie sich früher herunterlizitiert haben. Allerdings wird diese Entwicklung oft durch das Haus mit seinem Familienleben illusorisch gemacht. Jene Gefühlsbindungen, die der Verwahrloste bei seinem Verkehr mit uns herstellt, werden durch das Haus wieder aufgelöst.

Wir wissen durch die Psychoanalyse, daß die jugendlichen Gefühlsbindungen Prozesse der Identifikation sind. Es kommt alles darauf an, mit wem das Kind sich identifizieren kann. Hier liegt die große Bedeutung des sozialen und psychischen Milieus. Das diebische Kind einer Diebsfamilie ist vollständig normal entwickelt. Es nimmt sich den väterlichen Imperativ: „Stehlen darfst du, aber erwischen darfst du dich nicht lassen!" zum Identifikationsziel. Die Gesellschaft nennt so ein stehlendes Kind oft erblich belastet, anormal, nur deshalb, weil sie nur die Tatsache sieht, daß hier schon mehrere Generationen stehlen. Das ist natürlich eine völlig falsche Auffassung.

Manche Identifizierungen ergreifen nur Teile aus dem Ich des Kindes. Ich erinnere mich da eines bettelnden Mädchens. Es bettelte trotz strengen Verbotes. Als ich mit ihm sprach, erzählte es mir, daß es etwas Geld „verdienen" müsse, um dem Vater zu helfen. Sein Lieblingsspiel sei das mit einer Puppe. Ich fragte es: „Was spielst du denn mit der Puppe?" Da sagte es mir: „Die Puppe bringt mir Geld nach Hause, wenn ich krank bin." Auf meine Frage, woher denn die Puppe das Geld nähme, kam die bemerkenswerte Antwort: „Die Puppe hat gebettelt."

Ein anderer Fall, der beweist, wie Kinder oft ihre Wirklichkeit ins Spiel übertragen, ist der eines sechsjährigen Mädchens, das zu mir gebracht wird, weil es immer von zu Hause davon läuft. Auf der Polizei wird es stets trotzig, wenn die Beamten nach dem Grund fragen. Ich spreche zunächst von ganz anderen

Dingen mit dem Kinde. So kommt ungefähr folgender Dialog zustande:

„Woher hast du denn die schöne Masche im Haar?" — „Von der Mama."

„Hast du noch mehr solcher Maschen?" — „Ja, zwei rote und eine blaue."

„Hast du auch Puppen?" — „Ja, eine sehr schlimme."

„So, wieso ist sie denn so schlimm?" — „Sie läuft immer davon."

„Ja, warum läuft sie denn immer davon?" — „Weil es so furchtbar langweilig ist!"

Ich rate in diesem Fall zu Gespielinnen. Mein Rat wird befolgt. Das Kind ist nicht mehr davongelaufen.

Es kommen auch Fälle vor, in denen das Kind vom Standpunkt der Gesellschaft aus gesehen vollständig normal ist und die Umgebung krank. Da wird mir zum Beispiel ein sechsjähriger Bub gebracht, den mir die Mutter als schrecklich schlimm schildert. Es entwickelt sich folgendes Gespräch:

„Was tut denn der Bub so Schlimmes?" — „Na, heute wollte er sich zum Beispiel nach dem Essen die Hände durchaus nicht waschen."

Ich werde etwas stutzig. Denn häufiges Händewaschen, noch dazu nach dem Essen, ist ja in diesen Kreisen einer einfachen Arbeiterin nicht üblich. Ich frage: „Nun, ist das denn gar so arg? Was macht er sonst?" — „Er wollte sich aber auch vor dem Essen nicht waschen und sträubte sich gestern vor dem täglichen Bad mit Lysoformzusatz."

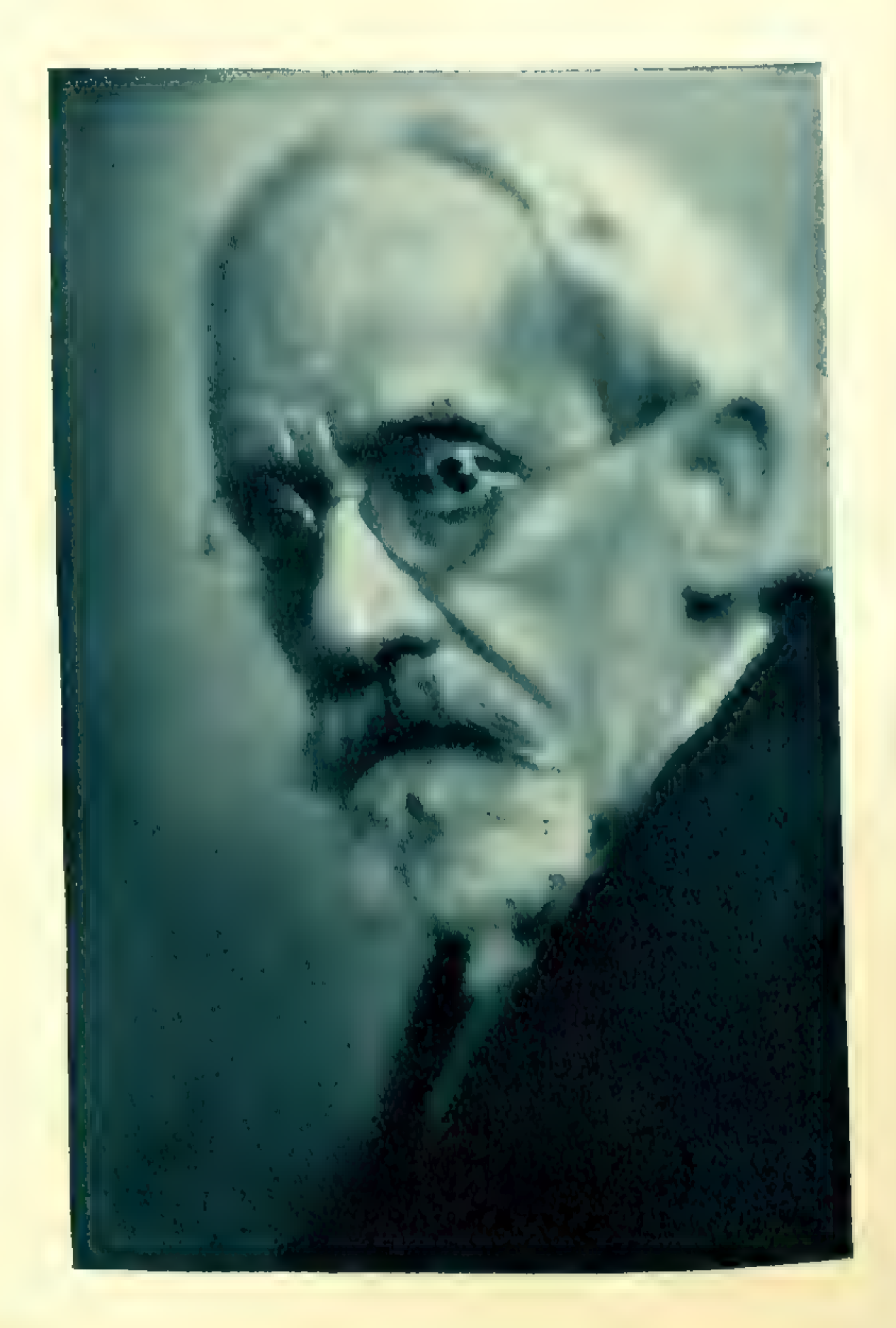
„Ja, wie oft waschen Sie sich denn selbst die Hände am Tage?" — „So ungefähr fünfunddreißig bis vierzig Mal."

Es stellte sich also heraus, daß in diesem Fall die Mutter an einem schweren Waschzwang litt und ihren Jungen nur deshalb quälte, weil er diesen nicht teilte. Die ganze Schwererziehbarkeit des Buben stellte sich als erklärliche Reaktion auf die Verrücktheit der Mutter heraus. Wir schickten diese in eine psychoanalytische Behandlung.

Ein anderer Fall: Ein siebenjähriger Junge wird zu mir gebracht. Die Mutter klagt stundenlang über ihn und seine Streiche.



August Aichhorn



Ludwig Jekels

Nach langem Anhören rate ich ihr, die auch eine einfache Proletarierin ist, ihren Jungen doch einmal eine ganze Woche lang machen zu lassen, was er will. Sie willigt in das Opfer ein. Und nun geht's zu Hause los. In der ersten Woche verspritzt der Bub den Inhalt eines Tintenfläschchens auf Möbel, Wände und Fußboden. Die Mutter kratzt die Wände ab, reinigt den Fußboden und die Möbel, damit der heimkehrende Vater nichts merke. Der Bub stülpt in der Küche die Kohlenkiste um und wäscht sich darauf solange die Hände, bis das ganze Stück Seife aufgebraucht ist. Die Mutter sagt nichts. Der Junge geht dazu über, ihr andauernd den Gasherd auszudrehen, so daß die Frau am Kochen verhindert ist. In der zweiten Woche, in der auf meinen Rat das Gewährenlassen fortgesetzt wird, bohrt der Junge plötzlich die Milchkanne an, so daß am Morgen die ganze Milch ausläuft. Auf meine Frage, warum er denn das getan habe, sagt er mir, er und sein Vater hätten schon alles kaputte Metallgeschirr gelötet. Da hätten sie begreiflicherweise für nächsten Sonntag etwas zum Löten gebraucht. Deshalb habe er die Milchkanne angebohrt. Dann zieht er mit seiner Uhrwerklokomotive tiefe Rillen in das Holz des Fensterbrettes. Auch diesen Schaden repariert die Mutter, damit der Vater nichts merke und den Jungen nicht schlecht behandle. Das Experiment wird auch in der dritten Woche noch fortgesetzt. Der Junge verspeist da auf einmal das Dreifache des ihm zugedachten Quantums an Pfannkuchen und hierauf ein halbes Pfund Staubzucker. (Was übrigens keinerlei Magenbeschwerden zur Folge hatte.) Damit war sein Rachebedürfnis befriedigt. Eine offenbar sehr tiefe narzißtische Kränkung war mit der Summe dieser Taten abreagiert. Das großartige Opfer, das diese Mutter hier gebracht hat, hätte auch vergeblich sein können. Ich habe diese einfache Frau, die Vollbringerin einer grandiosen Leistung, der Wiener Elternversammlung vorgestellt."

*

Dies ist freilich nur in aller Kürze das Wichtigste aus dem wundervollen Vortrag, den Aichhorn in Dresden gehalten hat. Der Leser erkennt daraus die Grundzüge der Aichhornschen Theorie und vor allem die seiner Praxis. Er sieht, wie sehr untheoretisch dieser Mann arbeitet. Dies kann er, weil er die weni-

gen großen theoretischen Wahrheiten, die die Psychoanalyse auf dem Gebiete der Verwahrlostenpsychologie erkannt hat, so lebendig in sich aufgenommen hat, daß sie in ihren Anwendungen schon ganz selbstverständliche Praxis geworden sind.

Es ist ein großes Glück für die Menschheit, daß es solche Männer wie Aichhorn gibt. Ein großes Glück für unseren optimistischen Glauben an die Erde. Ein einziger solcher Mensch erlaubt uns wieder mehr Mut zu fassen, wenn wir manchmal, angesichts des grenzenlosen Erziehungsblödsinns, den wir sahen und erlebten, an uns und an anderen, zu verzweifeln drohten. Ein solcher Mensch beweist uns, daß alle Wunder der Technik nichts sind, gemessen an den möglichen Wundern der Erziehung. Wird diese nur ausgeübt von einem Mann wie Aichhorn, der die Liebe und das Rüstzeug der Erkenntnisse moderner Psychologie besitzt! Und der darüber hinaus den unüberwindlichen Mut hat, zu sagen, was ist, und zu tun, was er für richtig hält.

Wir beneiden Wien um diesen Mann.

Hysterische Identifizierung

Von

Otto Fenichel

Wir geben hier ein kleines Bruchstück aus dem I. Kapitel des soeben erschienenen Buches „Hysterien und Zwangsneurosen" von Otto Fenichel wieder. Dieses Buch und ein gleichzeitig erschienenes zweites Buch desselben Verfassers („Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen") tragen einem lange empfundenen Bedürfnis Rechnung: sie geben die erste ausführliche und systematische Darstellung der psychoanalytischen speziellen Neurosenlehre. Das Buch „Hysterien und Zwangsneurosen" (Geh. Mark 7·—, in Ganzleinen Mark 9·—) behandelt im ersten Kapitel die Hysterie, in einem zweiten die Angsthysterie und in den weiteren Kapiteln die hysteriformen Krankheiten, die Zwangsneurose, und die prägenitalen Konversionsneurosen (Stottern, Asthma bronchiale, psychogener Tic). Ein umfassendes Literaturverzeichnis (mit nahezu 400 Titeln) und ein sehr detailliertes Register schließen das Werk ab.

Neben den direkten Gefühlsbeziehungen zu Objekten, Liebe und Haß, gibt es noch eine zweite Möglichkeit von Beziehungen zwischen einem Subjekt und Objekten, die Identifizierung, die Angleichung des eigenen Ichs an das Vorbild des anderen, die durchaus unbewußt und praktisch meist als Ersatz für eine verloren gegangene eigentliche Objektbeziehung eintritt. Solche Identifizierungen spielen bei der Hysterie in mehrfacher Form eine große Rolle.

a) Am verständlichsten ist die „Identifizierung auf Grund des gleichen ätiologischen Anspruchs". Daß die Hysterie alle Krankheiten nachahmt, war stets bekannt. Was aber bewegt sie dazu? „Die Sucht aufzufallen" kann uns nicht wirklich etwa eine Epidemie von chorea maior erklären. Wenn aber, nach dem Beispiel Freuds, die Anfälle des ersten Mädchens im Pensionat nach einem Liebesbrief aufgetreten sind, so versteht man, wenn dann auch alle anderen Mädchen Anfälle produzieren: Sie wollen auch Liebesbriefe bekommen. Sie sagen sich gleichsam, wenn man von einem solchen Anlaß Anfälle bekommen kann, dann bekommen wir auch welche, denn wir wollen den gleichen Anlaß haben. Die Identifizierung erfolgt hier, weil das Objekt einen längst ersehnten Wunsch erfüllt bekommen hat, also „auf Grund

einer rezenten Gemeinsamkeit", ohne daß vorher zu dem betreffenden Objekt irgend welche Beziehungen bestanden haben müssen. Warum aber bekommen die Mädchen Anfälle, also Schmerzen, Leidenssymptome? Hier müssen wir uns daran erinnern, daß das Symptom ja ein Kompromiß darstellt. Es muß auch den verdrängenden Kräften Genüge tun. Diese Kräfte sind es, die etwa sagen: Du wolltest so glücklich sein wie die X... — nun sei zur Strafe so unglücklich wie die X...! Es geht so zu wie in der Sage von Midas, der bestraft wird, indem er durch das ihm gewährte viele Gold zugrundegeht. Immerhin sei hier bemerkt, daß die beiden Bedeutungen der hysterischen Symptome, eine Triebbefriedigung und eine Strafbefriedigung darzustellen, nicht gleichwertig erscheinen, sondern daß der entstellte Befriedigungscharakter überwiegt. Von reinen Hemmungssymptomen abgesehen (z. B. Impotenz — siehe später —) scheint es keine hysterischen Symptome zu geben, die nur die verdrängenden Kräfte befriedigen und nicht den Trieb. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß es umgekehrt triebbefriedigende Symptome gibt, denen aber keine Strafbedeutung zukommt; man denke etwa an die sogenannten hysterischen Stigmata, von denen der Patient selbst nichts weiß.

b) Vom gleichen Typ ist die hysterische Identifizierung mit dem glücklichen Rivalen. Freuds Patientin Dora (Bruchstück einer Hysterieanalyse, Ges. Schr. VIII) bekommt denselben Husten, den ihre unbewußte Rivalin, Frau K., hatte. Die Analyse wies den Ödipuskomplex nach; sie liebte den Vater und wäre gerne an Stelle der Geliebten des Vaters. Nun heißt es wieder wie bei Midas: Du wolltest selbst die Geliebte des Vaters sein; sei sie nun dort, wo sie leidet. Die Identifizierung in der Schuld ist so der Index für die intendierte Identifizierung im Triebverlangen. So wird dieser Fall identisch mit dem Mechanismus, den Freud als „entlehntes Schuldgefühl" bezeichnet hat („Das Ich und das Es", Ges. Schr. VI, 395.) Nach dem gleichen Typus identifizieren sich hysterische Mädchen häufig mit ihrer Mutter, wobei dann nicht eine gefühlsindifferente Person auf Grund einer rezenten Gemeinsamkeit nachgeahmt wird, sondern gerade die, an deren Stelle zu sein einem alten

tiefen Triebwunsch entspricht, nur durch den Einfluß des Schuldgefühls an einer anderen Stelle als ursprünglich beabsichtigt.

c) Ein anderer Typus von hysterischer Identifizierung ist schwerer zu verstehen. Es kommt vor, daß die am Ödipuskomplex erkrankte Hysterika sich nicht mit der Rivalin Mutter, sondern mit dem geliebten Vater identifiziert. Das ist eine tiefere Angelegenheit, zu deren vollem Verständnis uns erst das analytische Studium der Melancholie führt. Hier nur so viel: Wird man gezwungen, ein Objekt aufzugeben, so versucht man den Verlust dadurch wettzumachen, daß man sich mit ihm identifiziert. Übernimmt die Hysterika die Krankheit des Vaters, so beweist sie uns, daß sie vergebens danach strebt, sich von ihm zu lösen. (Die Hysterie einer Patientin ahmte jahrelang eine Tuberkulose nach. Ihr Vater hatte als junger Mann eine Tuberkulose durchgemacht. Sie selbst hat den Beruf des Vaters ergriffen und war der manifesten Homosexualität sehr nahe.)

Eine solche Identifizierung mit dem andersgeschlechtlichen Elternteil bietet natürlich gleichzeitig Gelegenheit zur Befriedigung des „negativen Ödipuskomplexes", wird durch konstitutionelle Erhöhung der Bisexualität erleichtert und wird uns als „geschlechtliche Fehlidentifizierung" in den folgenden Kapiteln öfter begegnen.

d) Es gibt aber auch „multiple" Identifizierungen. Die Hysterika kann gleichzeitig oder nacheinander verschiedene Personen, mit denen sie sich nach den Typen a, b oder c identifiziert hat, darstellen. Besonders die Anfälle stellen oft ganze Dramen dar.

Klassisch dafür ist das Beispiel der Patientin von Freud, die mit der linken Hand sich das Kleid herunterzureißen, mit der rechten es aber festzuhalten sucht; so identifizierte sie sich gleichzeitig mit dem vergewaltigenden Mann und der überfallenen Frau. („Hysterische Phantasien und ihre Beziehungen zur Bisexualität." Ges. Schr. V, 253.) Ein etwas komplizierteres Beispiel ist der folgende Fall, der allerdings nicht einem hysterischen Anfall, sondern einem onanistischen Spiel entnommen ist: Ein Patient tanzt erst nackt vor einem Spiegel, bekommt dann Stuhldrang und den Einfall, er könnte im Zimmer defäzieren, worauf die

Ejakulation eintritt. Seinen Einfällen nach stellte der Tanz ein Paar im Geschlechtsverkehr dar, der Stuhldrang aber die Regungen eines zusehenden Kindes. So hatte er sich mit drei Personen gleichzeitig identifiziert.

Ein Fall von zwangsneurotischer »Isolierung«

Von

Otto Fenichel

Aus dem soeben erschienenen Buche „Hysterien und Zwangsneurosen." (Siehe die Vorbemerkung zum vorangehenden Beitrag: „Hysterische Identifizierung".)

Wie etwa ein Fall von Hysterie, der ganz bestimmte Tage seines Lebens nicht erinnern kann, sich zur Demonstration der Verdrängung ganz besonders eignete, obwohl doch alle Hysterien verdrängen, so gibt es auch besondere „Isolierungs"-Fälle unter den Zwangsneurotikern, obwohl doch alle Zwangsneurotiker isolieren.

Ein 17-jähriger Mann erkrankte im Anschluß an den Kampf um die Onanieabgewöhnung. Nach kurzer Zeit schuldfreier onanistischer Befriedigung — die stets im Alleinsein erfolgt war, während er öfter mutueller Onanie seiner Kollegen, selbst unbeteiligt, zugesehen hatte — hielt der Pastor einmal eine Rede gegen die Onanie, in der er den Rat erteilte, mit Jungen, die so was täten, nicht mehr zu verkehren. Die Genitalität unseres Patienten war in der Kindheit durch eine überstarke Kastrationsangst gehemmt gewesen. Eine passiv-anale Fixierung erleichterte die neuerliche Regression. Er nahm sich die Rede des Pastors sehr zu Herzen, beschloß, seinen Rat zu befolgen und besonders mit einem Jungen, der es am schlimmsten getrieben hatte, nicht mehr zu reden. Eine Zeitlang ging das gut. Dann aber verlangte die Versuchungsgefahr stärkere Abwehr, die Vermeidung des Verkehrs nahm phobische Formen an und mußte durch zwangsneurotische

Maßnahmen gesichert werden: Wenn er mit dem Jungen zusammentraf, mußte er ausspucken; ein Zahlenzeremoniell betreffend die zwanghafte Festsetzung der Anzahl der nötigen Spuckakte konnte im Verlauf der kurzen Analyse nicht genügend durchschaut werden. Die Phobie nahm an Umfang zu: Auch der Verkehr mit Angehörigen und Freunden des „Gemiedenen“ (so nannte ihn der Patient, weil er seinen Namen nicht aussprechen durfte) mußte eingestellt werden, dann — der „Gemiedene“ war Sohn eines Barbiers — der Besuch dieses Barbierladens, dann der Besuch jedes Barbierladens, dann der Verkehr mit Menschen, die sich rasieren lassen, dann der Besuch des Stadtteiles, in dem der Barbierladen lag.

Die weitere Entwicklung dieser von Beginn an von Zwangssymptomen durchsetzten Phobie führte nun zur — sit venia verbo — „Isolierungsneurose“. Bisher war aus der Symptomatik nichts über die Ursachen der Hemmung zu sehen gewesen, auf die seine Pubertätsgenitalität stieß. Nun aber trat die Forderung auf, auch die Angehörigen, bei denen er wohnte — vor allem die weiblichen: Mutter, Großmutter und Schwester —, dürften nicht in den verbotenen Stadtteil gehen. Der Patient litt sehr darunter, daß die Angehörigen sich solche Einschränkungen ihrer Bewegungsfreiheit nicht gefallen lassen wollten. Er selbst unterwarf sich zwar dem Verbot, suchte die verbotenen Gegenden nicht auf, um so mehr mußte er aber in zwanghafter Weise an sie *denken*. Daß ihm das peinlich war, ist begreiflich. Er begründete diese Peinlichkeit aber in unerwarteter Weise: Er sehe zu Hause Mutter und Großmutter und *deshalb* dürfe er nicht an „unsympathische“ Personen oder Örtlichkeiten denken! Obwohl der Patient den Zusammenhang seiner Erkrankung mit dem Onaniekampf kannte, „ignorierte“ er ihn; die Onanie war scheinbar ganz leicht geschwunden, das Bedürfnis danach trat nicht mehr auf, an seine Stelle trat nun immer deutlicher das neurotische Bestreben, die Vorstellungen „Familienangehörige“ und „unsympathische Personen und Örtlichkeiten“ auseinanderzuhalten, sie zu *isolieren*.

Diese Isolierung wurde nun der Hauptinhalt der Neurose, die Phobie trat in den Hintergrund. Der Patient konnte nun wohl

wieder an Unsympathisches denken, aber nicht gleichzeitig an „sympathische“ Menschen. So verriet er den Ödipuskomplex als das anstößige Moment seiner Onanie. Im Ausbau dieses Isolierungsbestrebens des Ichs als Abwehr des in der Pubertät aktivierten Ödipuskomplexes bildete sich jetzt in wenigen Monaten eine Zwangsneurose allerschwerster Art aus.

Es erging dem Patienten, wie es dem Mann bei Wedekind erging, der an keinen Bären denken sollte. Wenn er etwa an den Barbierladen dachte, fiel ihm sofort die Großmutter ein. Dieses quälendste Symptom nannte er die „Verknüpfung“. Gegen sie half nur ein Mittel: Die Abwehr durch „Ungeschehenmachen“. Das war in diesem Falle die sogenannte „Auseinanderknüpfung“. Wenn er nach gleichzeitigem Denken an verbotenen Ort und sympathischen Menschen völlig isoliert das reine Bild des von allem sympathischen Beiwerk befreiten Unsympathischen sehen konnte, so war alles wieder gutgemacht und der Patient beruhigt. Schon nach kurzer Zeit war er vom Morgen bis zum Abend einzig mit „Auseinanderknüpfungen“ beschäftigt.

Nun traten die zwei Erscheinungen dazu, die eine sich ausbildende Zwangsneurose zu erschweren pflegen: Eine großartige Umfangserweiterung des Symptombereiches und der Durchbruch der abgewehrten Regung im Symptom selbst.

Die Einteilung der Objekte in „sympathische“ und „unsympathische“ umfaßte zunächst sämtliche Personen und Örtlichkeiten. Nicht nur alle Mitschüler wurden unsympathisch, alle Verwandten sympathisch, sondern alle anderen Menschen wurden nach oberflächlichen Assoziationen auch einer der beiden Kategorien zugeordnet und verfielen damit dem Bereich der Verknüpfung und Auseinanderknüpfung (z. B. wurden Freunde und Berufsgenossen von Leuten, die er etwa auf dem Weg in den verbotenen Stadtteil sah, unsympathisch, fast alle Frauen, wenn gegen sie nichts Besonderes vorlag, sympathisch). Das Analoge geschah mit allen Örtlichkeiten, so daß es eine Anzahl Variationen der „Verknüpfung“ (sympathischer Mensch an unsympathischem Ort, unsympathischer Mensch an sympathischem Ort, sympathischer Mensch gleichzeitig mit unsympathischem Mensch, sympathischer Ort mit unsympathischem Ort, „Mischperson“, d. h.

solche, die Züge von sympathischen und unsympathischen Menschen vereinigte, z. B. die Großmutter mit Gesichtszügen der Mutter des Gemiedenen, „Mischorte") und „Auseinanderknüpfung" gab. — Des weiteren gelangten alle Konkreta in den Symptombereich (z. B. wurden Spiegel, die an den Barbierladen erinnerten, unsympathisch, so daß die Erscheinung „das Bild der Schwester in einem Spiegel" eine quälende Verknüpfung war), dann auch Abstrakta, z. B. wurden einige Worte, die er von unsympathischen Menschen gehört hatte, unsympathisch, so daß er sie nicht in Sätzen gebrauchen konnte, in denen sympathische Worte vorkamen.

Fortwährend traten die anstößigen „Verknüpfungen" (die verpönten Ödipusregungen) ins Bewußtsein, fortwährend mußten sie durch „Auseinanderknüpfungen", d. h. mit Hilfe des „Ungeschehenmachens", das in diesem Falle mit der „Isolierung" zusammenfiel, abgewehrt werden, widrigenfalls Angst und quälende Spannungsgefühle entstanden. Dabei galt noch eine schwere Bedingung: Bevor die Auseinanderknüpfung gelungen war, durfte der Ort, an dem sich der Patient zur Zeit der Verknüpfung befunden hatte, nicht verlassen, die Beschäftigung, der er zur Zeit der Verknüpfung hingegeben war, nicht unterbrochen werden. Diese Bedingung war die sozial schädigendste: Da eine Auseinanderknüpfung gelegentlich Stunden benötigte, kam es vor, daß der Patient stundenlang still stehen oder eine sinnlose Beschäftigung fortsetzen mußte. So war es immer fraglich, ob es nach der Analysenstunde gelingen werde, das Sofa zu verlassen, und die Angst, eventuell zwischen Verknüpfung und Auseinanderknüpfung eine Behandlungsstunde abbrechen zu müssen, quälte den Patienten die ganzen Stunden hindurch. Ginge die Auseinanderknüpfung auch nur in einem geringen Detail anders vor sich als die Verknüpfung, so bliebe sie wirkungslos; ein, wie mir scheint, für den Mechanismus des Ungeschehenmachens charakteristischer Zug.

Endlich wurden die zur Abwehr bestimmten Symptome selbst Ausdruck der verpönten Triebregungen: Der Zwang zur Auseinanderknüpfung machte es nötig, daß der Patient immer genügend unsympathische Menschen, Örtlichkeiten, Dinge, Eigenschaften „parat" habe. Die Sehnsucht, die quälenden Spannungen rasch zu

beendigen, besiegte die Phobie und brachte die Wiederkehr des Verdrängten: Der Patient suchte unsympathische Orte auf, sah sich unsympathische Menschen möglichst genau an, damit er sie gegebenenfalls parat habe! Allerdings gelang das nicht mit allem Unsympathischen: der „Gemiedene" z. B. blieb auch weiterhin gemieden; es stellte sich schließlich eine Reihe gradueller Verschiedenheiten her: Es gab ganz Unsympathisches, das phobisch gemieden wurde, weniger Unsympathisches, das er mit Vorliebe aufsuchte, um, wenn Sympathisches erscheint, rasch auseinanderknüpfen zu können, wenig Indifferentes, leicht Sympathisches, ganz Sympathisches. Am Ende dachte er bewußt und angestrengt fast nur an Unsympathisches, in der Hoffnung, dadurch die Auseinanderknüpfung rascher bewältigen zu können; erinnert man sich daran, daß die Gedanken an Umsympathisches eigentlich die Onanie bedeuteten, so onanierte er nun also ununterbrochen. Und tatsächlich: War die Spannung aufs höchste gestiegen und wollte die Auseinanderknüpfung trotz höchster Anstrengung nicht gelingen, so kam es gelegentlich, zur Überraschung des Patienten, zur Pollution.

Auch die Verknüpfung selbst, d. h. das Zusammenbringen sympathischer Menschen mit unsympathischen Worten, setzte sich nun, dem Patienten unbemerkt, gegen das isolierende Ich durch. Einer seiner zahlreichen sekundären Krankheitsgewinne war, daß er sich wie ein kleines Kind anziehen ließ, weil sonst das Anziehen durch die zahlreichen eingeschalteten Auseinanderknüpfungen stundenlang dauerte. Wenn ihn nun seine Großmutter anzog, so fuhr er plötzlich mit den wüstesten Schimpfworten los. Damit meinte er aber nicht die Großmutter, sondern die unsympathischen Menschen, deren Bilder ihm während dieser Beschäftigung, so eine Verknüpfung bildend, in den Sinn kamen.

In einem zweiten Fall ließ sich etwas Ähnliches beobachten: Ein schwer grübel- und zweifelsüchtiger Patient, mit dem sich wegen der Schwere seiner Krankheit die analytische Arbeit kaum durchführen ließ, protestierte gegen die Grundregel. Es stellte sich schließlich heraus, daß er bestrebt war, die Existenz einer Freundin zu verschweigen. Aber nicht etwa, weil er darüber überhaupt nicht sprechen oder die Betreffende nicht bloßstellen wollte,

sondern, weil er in der Analyse bereits über Onanie gesprochen hatte und alle grobe Sexualität von dieser Freundin isoliert gehalten bleiben mußte. Er wollte eventuell von ihr doch reden, meinte der Patient, wenn er nur sicher wäre, daß ihm dann in der gleichen Stunde nicht noch vielleicht etwas grob Sexuelles einfallen werde. Die Idee, daß auch in diesem Falle solche „Auseinanderknüpfung" die Antwort auf eine zwanghafte „Verknüpfung", die Abwehr der Ödipusregung war, fand erst viel später Bestätigung. Das Symptom, das der Patient am ängstlichsten hütete und am ausgiebigsten zu dissimulieren suchte, bestand darin, daß er, wenn er die Freundin sah oder ihr Name genannt wurde, den Zwangseinfall hatte: „Kleine Hure". Dieses Symptom also entsprach dem Ödipus-Triebanspruch, gegen den das Ich sich mit dem Mittel der Isolierung zur Wehr setzte. Wir werden daran gemahnt, daß die von Freud geschilderte, für unseren Kulturkreis und speziell für die Pubertätszeit charakteristische Spaltung der Sexualität in Sinnlichkeit und Zärtlichkeit durch „Isolierungs"-Maßnahmen gehalten wird, die das Ich ins Werk setzt, um den Durchbruch der ursprünglich ebenfalls auf das Zärtlichkeitsobjekt (Inzestobjekt) gerichteten Sinnlichkeit zu verhindern. — Interessant war, wie dieser zu paranoiden Mechanismen neigende Patient die Triebabwehr der Isolierung mit der der Projektion verband. Einen schwer überwindbaren Widerstand setzte ich durch folgende Unvorsichtigkeit: Als der Patient einmal, um die Psychoanalyse ad absurdum zu führen, meinte, es falle einem ja doch nur ein, was man wolle, antwortete ich, ihm falle ja doch „kleine Hure" ein, obwohl er es nicht wolle. Tagelang warf mir nun der Patient vor, wie gemein und sinnlich ich wäre, weil ich seine Freundin eine Hure nenne und, was er einmal gestanden hätte, ausnutzte, um ihn einer Schweinerei mit seiner Freundin zu bezichtigen; letztere gehöre eben, wie er gleich gewußt hätte, nicht in die Analyse.

Ein anderer Patient hatte durch seine Eheschließung eine großartige Isolierung geschaffen. Das Zusammenleben mit seiner Frau sollte mit der infantilen Vorzeit keinen Zusammenhang haben. An den Punkten, an denen sich gegen die Isolierungsabsicht infantil-sexuelle Strebungen in die Ehe eingedrängt hatten, waren

schwere abwehrende Zwangssymptome entstanden. Diese Isolierung bewirkte, daß eine tiefgehende Analyse der Kindheit therapeutisch erfolglos blieb, bis auch der volle Zusammenhang dieser mit der Ehe durchgearbeitet und die die Isolierung behütenden Widerstände überwunden waren.

Von einem weiteren Fall sei noch angeführt, wie er die Isolierung in den Dienst des Widerstandes stellte. Wenn er einmal verdrängtem Material, d. h. vom Ich abgewehrten Inhalten, sich mit seinen Einfällen näherte, so tat er das in der Weise, daß er etwa zehn Minuten vor Ende der Stunde damit abbrach und dann unwichtiges Zeug brachte. Der Übergang von wichtigem zu unwichtigem Material spielte sich plötzlich und ruckartig ab. Der unbewußte Zweck dieser Technik war, eine Einflußnahme des analytischen Materials auf die Realität hintanzuhalten. Das Unwichtige am Ende der Stunde ist im wörtlichen Sinn eine Isolierschicht, die die Berührung des in der Analyse Vorgebrachten mit dem Alltag verhindert, indem sie sich zwischen beide einschiebt.

Häufig wird diese Isolierschicht dadurch gesichert, daß der Kranke in einer gewissen zeremoniell festgelegten Weise zählen (Zeit messen) muß, bevor er eine neue Betätigung beginnen darf, — eine der unbewußten Absichten des Zählzwanges.

Über Exhibitionismus

Von

Otto Fenichel

Gleichzeitig mit dem Buche „Hysterien und Zwangsneurosen“ von Otto Fenichel erschien soeben noch ein zweites Buch desselben Verfassers: „Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen“ (Geh. M. 8·—, in Ganzleinen M. 10·—). Aus dem I. Kapitel dieses Buches geben wir hier den Exkurs über Exhibitionismus wieder.

Soweit Analysen von Exhibitionisten vorliegen, ergeben sie alle, daß ihr Tun eine ewige Leugnung der Kastration darstellt. Dieser kastrationsverleugnende Sinn ist ein doppelter: In

oberflächlicherer Schicht fordert der Exhibitionist durch die Demonstration seines Penis alle Menschen auf, ihm dessen Vorhandensein zu bestätigen. In tieferer Schicht bedeutet das Zeigen eine Aufforderung an die Frauen und Mädchen, denen gegenüber es geschieht, sich selbst ebenso zu zeigen. Hinter der manifesten Exhibition ist also eine latente Schaulust verborgen, und die Demonstration des Penis erweist sich dabei als eine Art magischer Geste, die den Frauen zeigt, *was* der Patient bei ihnen zu sehen wünscht: daß auch sie einen Penis haben. Beim Exhibitionisten sehen wir zum ersten Mal, wie die Bewältigung der den Ödipuskomplex bedrohenden Kastrationsangst durch einfache Hypertrophie eines infantilen Partialtriebes versucht wird. Das Zurückgreifen auf die prägenitale exhibitionistische Lust der Kinderjahre, sicher nur ermöglicht durch besondere Fixierung an diesen Partialtrieb, dient hier regressiv der Verdrängung der genitalen Konflikte. Durch die Häufigkeit und Ausschließlichkeit, mit der dieser Trieb das gesamte Sexualleben des Perversen beherrscht, verrät er, daß er die Libidoquanten auch anderer und gewichtigerer Triebregungen auf sich gezogen hat, deren Bewältigung gerade dadurch ermöglicht wurde[1].

Diese Erklärung des Exhibitionismus als Versuch, die Kastrationsangst zu überwinden, kann für das weibliche Geschlecht nicht zutreffen. Tatsächlich findet man kaum Frauen mit einer ausgesprochen genital-exhibitionistischen Perversion. Dagegen ist die nicht-genitale Exhibition aller übrigen Körperteile als nicht zur Endlust führendes sexuelles *Vorspiel* beim weiblichen Geschlecht um so häufiger (Eitelkeit). *Hárnik* konnte diesen Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Exhibitionismus eben aus der Differenz des Kastrationskomplexes bei beiden Geschlechtern erklären. Eben *weil* der Penis beim weiblichen Geschlecht nicht vorhanden ist und das als narzißtische Kränkung

---

1) In einem von mir analysierten Fall von Exhibitionismus war der Kastrationskomplex in merkwürdiger Weise mit einem „Familienroman" verknüpft. Der reale Vater, der als „niedriger Stiefvater" perzipiert war, will, so lautete die unbewußte Erwartung, kastrieren. Am narzißtisch überschätzten Penis aber sehe man dem Patienten seine hohe Abkunft an, deren Anerkennung, provoziert durch die Demonstration des Penis, ihn vor der Kastrationsgefahr schützen würde.

perzipiert wird, muß beim Mädchen die infantile Zeigelust vom Genitale weg auf das Körperganze verlegt werden. Eben deswegen eignet sich die verschobene Zeigelust dann nicht zum angsterledigenden Sexualersatz, so daß eine orgasmusfähige Perversion sich nicht entwickelt.

Die Bestätigung dafür gibt die Analyse weiblicher Exhibitionstendenzen, die jedesmal eine unbewußte genitale Basis erkennen läßt, die aus der Zeit vor der Erfassung des Geschlechtsunterschiedes stammt. Diese genitale Tendenz ging etwa dahin, beim Urinieren beobachtet zu werden, wurde aber dann durch Scham, nämlich durch die Angst, wegen der Penislosigkeit verlacht oder wenigstens nicht anerkannt zu werden, gehemmt, was eine genitofugale Verschiebung notwendig machte. So hatte eine Patientin einen merkwürdigen Stolz auf Photographien, auf denen sie barfuß dargestellt war. Die unbewußt-phallische Natur dieser Exhibition wurde durch das hysterische Symptom geklärt, während des Sexualverkehrs die großen Zehen strecken und spreizen zu müssen.

Die seltenen Ausnahmen, bei denen doch auch die Tendenz, das weibliche Genitale zu exhibieren, eine bedeutendere Rolle im Sexualleben spielt, erklären sich in der Analyse als weitgehende männliche Identifizierungen.

So konnte die weibliche Onaniephantasie, die Patientin werde gezwungen, ihr Kleid in der Genitalgegend so auszuschneiden, daß das Genitale sichtbar werde, die kombiniert mit einer Bevorzugung des Cunnilingus als Sexualbefriedigung auftrat, auf die unbewußte Phantasie zurückgeführt werden, es sei tief im Genitale dennoch ein Penis verborgen. Die Patientin war als kleines Mädchen von ihrem Bruder wegen analer Inkontinenz verlacht worden. Es war auch ein analer Anlaß gewesen, bei dem sie sich die Überzeugung von der Existenz des verborgenen Penis geholt hatte. (Man hatte ihrem Stuhldrang nicht getraut.) Nun fordert ihre Perversion die Männer auf, sich doch davon zu überzeugen, daß, wenn man nur genau hinsehe, doch ein Penis da sei, dient also ganz in männlicher Art der Kastrationsverleugnung.

Kinderanalysen mit Erwachsenen

Von

S. Ferenczi

Festvortrag, gehalten anläßlich des fünfundsiebrigsten Geburtstages von Professor Freud in der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung" am 6. Mai 1931. Erschienen in der Internat. Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. XVII (1931), Heft 2.

Meine Damen und Herren!

Es bedarf einer Erklärung oder Entschuldigung, daß in einer Vereinigung, in deren Mitte so viele Würdige und Würdigere dieses Amtes walten könnten, gerade ich, ein Fremder, zum Redner unserer heutigen Feier erkoren wurde. Die Anciennität allein, die 25 Jahre, die ich an der Seite des Meisters und unter seiner Führung erleben durfte, macht es nicht aus; sitzen doch in Ihren Reihen Kollegen, die ihm noch länger als ich treue Gefolgschaft leisten. Lassen Sie mich also eine andere Begründung konstruieren. Vielleicht wollten Sie diese Gelegenheit dazu benützen, um eine weitverbreitete und von Uneingeweihten und Widerständischen gerne gehörte Lüge aus der Welt zu schaffen. Unzählige Male hört man leichtsinnig hingeworfene Äußerungen über die Unduldsamkeit, die „Orthodoxie" unseres Lehrers. Er lasse in seinem Kreise keine Kritik seiner Theorien zu. Er dränge alle selbständigen Talente aus diesem Kreise heraus, um tyrannisch seinen wissenschaftlichen Willen durchzusetzen. Einige sprechen von seiner alttestamentarischen Strenge, die sie sogar rassentheoretisch begründen wollen. Nun, es ist eine traurige Wahrheit, daß ihm einige hervorragende Talente und viele Geringerwertige im Laufe der Zeit, nach kurzer oder längerer Gefolgschaft, den Rücken gekehrt haben. Sind sie wirklich rein wissenschaftlichen Motiven gefolgt? Ich meine, ihre wissenschaftliche Unfruchtbarkeit seit der Abkehr spricht nicht zu ihren Gunsten.

Ich möchte nun Ihre freundliche Einladung an mich als Argument gegen die Orthodoxie der Internationalen Vereinigung und

ihres geistigen Führers, Professor Freud, in die Wagschale werfen. Ohne mich an Bedeutung mit den Kollegen, auf die ich anspiele, messen zu wollen, Tatsache ist, daß ich ziemlich allgemein als ein unruhiger Geist, oder wie man mir es unlängst in Oxford sagte, als *enfant terrible* der Psychoanalyse bekannt bin.

Die Vorschläge, die ich in technischer und theoretischer Hinsicht Ihrem Urteil unterbreitete, werden von einer respektablen Mehrheit als phantastisch, allzu originell, bekrittelt. Ich kann auch nicht behaupten, daß Freud selber mit allem, was ich publiziere, einverstanden ist. Er nahm kein Blatt vor den Mund, als ich ihn um seine Meinung bat. Er setzte aber gleich hinzu, daß die Zukunft in mancher Hinsicht mir recht geben mag, und weder ihm noch mir fällt es ein, wegen dieser Differenzen bezüglich der Methodik und der Theorie unsere Zusammenarbeit zu unterbrechen; sind wir doch über die wichtigsten Grundsätze der Psychoanalyse vollkommen einer Meinung.

In einer Hinsicht ist Freud allerdings orthodox. Er schuf Werke, die seit mehreren Jahrzehnten unverändert, unangetastet, wie kristallisiert dastehen. Die Traumdeutung z. B. ist ein solch scharfgeschliffenes Juwel, inhaltlich und formal so festgefügt, daß sie allen Wandlungen der Zeiten und der Libido widersteht, so daß sich die Kritik kaum an sie heranwagt. Danken wir dem Schicksal, daß wir das Glück haben, mit diesem großen und, wie wir es laut verkünden können, liberalen Geiste zusammenwirken zu dürfen. Hoffen wir, daß sein 75. Lebensjahr ihm zur ungebrochenen geistigen Frische auch die Herstellung der Körperkräfte bringen wird.

*

Nun, zum Thema meines heutigen Vortrages. Es fügte sich, daß sich im Laufe der letzten Jahre bei mir gewisse Erfahrungstatsachen der Analyse um Ideen gruppierten, die mich dazu drängen, den bisher so scharfen Gegensatz zwischen der Analyse der Kinder und Erwachsenen wesentlich zu mildern.

Die ersten Ansätze der Kinderanalyse stammen aus Ihrer Gruppe. Abgesehen von einem einzigen, allerdings wegweisenden Versuche Freuds, war die Wiener Analytikerin v. Hug-Hellmuth die erste, die sich methodisch mit der Analyse von Kindern be-

faßte. Ihr verdanken wir die Idee, die Analyse mit Kindern sozusagen als Kinderspiel zu beginnen. Sie und später Melanie Klein sahen sich genötigt, wollten sie sich mit Kindern analytisch beschäftigen, wesentliche Änderungen an der Technik der Erwachsenenanalyse vorzunehmen, meist im Sinne einer Milderung der sonst üblichen technischen Strenge. Allgemein bekannt und geschätzt sind die systematischen Arbeiten Ihres Mitgliedes Anna Freud über diesen Gegenstand und die meisterhaft geschickten Kunstgriffe Aichhorns, auch die schwierigsten Kinder gefügig zu machen. Ich selber hatte mit Kindern analytisch sehr wenig zu tun, und es ist für mich selber eine Überraschung, nun von einer ganz anderen Seite her auf die Probleme der Kinderanalytik zu stoßen. Wie kam ich eigentlich dazu? Es ist in wenigen Worten erzählt, es ist aber nicht überflüssig, bevor ich diese Frage beantworte, Ihnen von einer persönlichen Eigenheit meiner Arbeitsrichtung Mitteilung zu machen. Eine Art fanatischen Glaubens an die Leistungsfähigkeit der Tiefenpsychologie ließ mich die gelegentlichen Mißerfolge weniger als Folgen der „Unheilbarkeit", denn als die Konsequenz unseres eigenen Ungeschicks ansehen, eine Voraussetzung, die mich notwendigerweise dazu führte, in schweren, mit der üblichen Technik nicht zu bewältigenden Fällen Änderungen an dieser Technik vorzunehmen.

Ich entschließe mich also nur höchst ungern dazu, auch den zähesten Fall aufzugeben, und entwickelte mich zu einem Spezialisten besonders schwerer Fälle, mit denen ich mich viele, viele Jahre hindurch befasse. Urteile, wie: der Widerstand des Patienten sei unbezwingbar, oder, der Narzißmus gestatte es nicht, in dem Fall weiter vorzudringen, oder gar die fatalistische Ergebung in die sogenannte Versandung eines Falles, blieben für mich unannehmbar. Ich dachte mir, so lange der Patient überhaupt noch kommt, ist der letzte Faden der Hoffnung nicht gerissen. Ich mußte mir also immer wieder die Frage stellen, ist immer der Widerstand des Patienten die Ursache des Mißerfolges und nicht vielmehr unsere eigene Bequemlichkeit, die es verschmäht, sich den Eigenheiten der Person auch in der Methodik anzupassen? In solchen anscheinend versandeten Fällen, in denen die Analyse über recht lange Zeiten hindurch weder neue Einsichten noch therapeutische Fortschritte

brachte, bekam ich die Empfindung, daß das, was wir freie Assoziation nennen, immer noch zu sehr bewußte Gedankenauswahl ist, drängte also die Patienten zu tieferer Relaxation, zu vollständigerer Hingebung an die ganz spontan auftauchenden inneren Eindrücke, Tendenzen und Emotionen. Je freier nun die Assoziation wirklich wurde, um so naiver — man könnte sagen, kindischer — wurden die Äußerungen und sonstigen Manifestationen der Patienten; immer häufiger mengten sich unter die Gedanken und bildmäßigen Vorstellungen auch kleine Ausdrucksbewegungen, gelegentlich auch „passagère Symptome", die dann, wie alles übrige auch, der Analyse unterzogen wurden. Nun erwies sich in einigen Fällen die kühl zuwartende Stummheit und Reaktionslosigkeit des Analytikers als eine Störung der Assoziationsfreiheit. Kaum, daß sich der Patient bereitfindet, wirklich selbstvergessen alles herzugeben, was in ihm vorgeht, erwacht er wie mit einem Ruck plötzlich aus der Versunkenheit und beklagt sich, er könne doch unmöglich seine Gemütsbewegungen ernst nehmen, wenn er sieht, daß ich ruhig hinter ihm sitze, meine Zigarette rauche, und höchstens etwa teilnahmslos und kühl mit der stereotypen Frage reagiere: „Nun, was fällt Ihnen dazu ein?" Da dachte ich mir denn, daß es Mittel und Wege geben müßte, diese Assoziationsstörung zu beseitigen und dem Patienten Gelegenheit zu bieten, die um Durchbruch ringende Wiederholungstendenz in weiterem Ausmaß zu entfalten. Es dauerte aber recht lange, bis ich die ersten Anregungen dazu empfing, und zwar wieder von den Patienten selbst. Hier ein Beispiel: Ein im besten Mannesalter stehender Patient entschließt sich nach Überwindung schwerer Widerstände, insbesondere seines starken Mißtrauens, sich Vorgänge seiner frühesten Kindheit zu vergegenwärtigen. Dank der analytischen Aufhellung seiner Vorzeit weiß ich bereits, daß er mich in der wiederbelebten Szene mit seinem Großvater identifiziert. Auf einmal — mitten im Gespräch — schlingt er seinen Arm um meinen Hals und flüstert mir ins Ohr: „Du, Großpapa, ich fürchte, ich werde ein kleines Kind bekommen!" Da verfiel ich auf die, wie mir scheint, glückliche Idee, ihm zunächst nichts von Übertragung u. dgl. zu sagen, sondern im gleichen Flüsterton die Rückfrage an ihn zu richten: „Ja, warum glaubst du denn das?" Wie Sie sehen, habe ich mich da in ein

Spiel eingelassen, das man Frage- und Antwortspiel nennen könnte, durchaus den Vorgängen analog, die uns die Kinderanalytiker berichten, und ich bin mit diesem kleinen Kunstgriff eine Zeitlang gut gefahren. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich in der Lage bin, in einem solchen Spiele alle möglichen Fragen zu stellen. Ist meine Frage nicht einfach genug, nicht wirklich der Fassungskraft eines Kindes angepaßt, so ist das Zwiegespräch bald abgebrochen, ja, mancher Patient sagt es mir gradwegs ins Gesicht, ich hätte mich ungeschickt benommen, sozusagen das Spiel verdorben. Das passierte mir nicht selten in der Art, daß ich in meine Antworten und Fragen Dinge einmischte, von denen das Kind seinerzeit unmöglich wissen konnte. Eine noch energischere Zurückweisung wurde mir zuteil, wenn ich gar gelehrte, wissenschaftliche Deutungen zu geben versuchte. — Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß meine erste Reaktion auf solche Vorkommnisse eine Art autoritärer Empörung war. Für einen Moment fühlte ich mich durch die Zumutung verletzt, daß der Patient oder Schüler die Sachen besser wissen solle als ich selbst, zum Glück kam mir aber sofort der andere Gedanke, am Ende müsse er ja die Dinge über sich wirklich besser wissen als ich sie erraten könne. Ich gab also die Möglichkeit des Irrtums meinerseits zu, und die Folge war nicht das Verlieren meiner Autorität, sondern die Steigerung seines Vertrauens zu mir. Nebenbei gesagt, waren einzelne Patienten darüber empört, daß ich dieses Verfahren ein Spiel nannte. Sie sagten, das sei ein Zeichen, daß ich die Sache nicht ernst nehme. Auch damit hat es seine Richtigkeit; bald mußte ich mir selbst und dem Patienten eingestehen, daß diese Spielereien viel von den ernsthaften Realitäten des Kindesalters versteckt enthalten. Den Beweis erhielt ich, als einzelne Patienten anfingen, aus diesem halb spielerischen Gehaben in eine Art halluzinatorischer Entrücktheit zu versinken, in der sie mir traumatische Vorgänge voragierten, deren unbewußte Erinnerung auch hinter dem Spielgespräch steckte. Bemerkenswerterweise machte ich bereits in den Anfängen meiner analytischen Laufbahn eine ähnliche Beobachtung. Ein Patient begann plötzlich im Zwiegespräch mit mir in einer Art von hysterischem Dämmerzustand eine Szene zu agieren. Ich schüttelte damals den Mann recht energisch und schrie ihn an, er solle es doch zu Ende sagen,

was er mir soeben sagen wollte. Diese Aufmunterung half, er gewann durch meine Person, wenn auch nur in eingeschränktem Maße den Kontakt mit der Außenwelt wieder und konnte mir einiges von seinen verborgenen Konflikten, statt in der Gebärdensprache seiner Hysterie, in verständlichen Sätzen mitteilen.

Wie Sie sehen, meine Damen und Herren, habe ich bei meinem Vorgehen den technischen Kunstgriff der „Spielanalyse" mit einem — allerdings auf eine Reihe von Beobachtungen gestützten — Vorurteil verbunden, dem nämlich, daß man sich mit keiner Analyse zufriedengeben darf, solange sie nicht die reale Reproduktion der traumatischen Vorgänge der Urverdrängung herbeigeführt hat, auf der Charakter und Symptombildung schließlich beruhen. Wenn Sie bedenken, daß nach unseren bisherigen Erfahrungen und Voraussetzungen die Mehrzahl der pathogenen Erschütterungen in die Kinderzeit fällt, werden Sie sich nicht darüber wundern, daß der Patient beim Versuch, die Genese seines Leidens preiszugeben, plötzlich ins Kindische oder Kindliche verfällt. Nun erheben sich aber einige wichtige Fragen, die ich auch mir selber stellen mußte. Hat man etwas davon, wenn man einen Patienten in die kindliche Primitivität sinken und ihn in diesem Zustande frei agieren läßt? Ist damit wirklich eine analytische Aufgabe erfüllt? Ist das nicht etwa die Bekräftigung des uns vielfach gemachten Vorwurfs, die Analyse erziehe die Menschen zu unbeherrschter Triebhaftigkeit, oder sie provoziere einfach hysterische Anfälle, die doch auch ohne analytische Hilfe, aus äußeren Gründen, plötzlich auftreten können, ohne dem Menschen mehr als eine vorübergehende Erleichterung zu bringen? Und überhaupt, wie weit darf so ein analytisches Kinderspiel gehen? Gibt es Kriterien, die uns gestatten, die Grenze zu bestimmen, bis zu der die kindliche Relaxation gestattet werden darf, und bei der die erzieherische Versagung beginnen muß?

Natürlich ist mit der Reaktivierung der Kindlichkeit und mit der Reproduktion der Traumata im Agieren die analytische Aufgabe nicht erfüllt. Das spielerisch agierte oder sonstwie wiederholte Material muß einer gründlichen analytischen Durchforschung unterzogen werden. Natürlich hat Freud recht, wenn er uns lehrt, daß es ein Triumph der Analyse ist, wenn es gelingt, das Agieren durch Erinnerung zu ersetzen; ich meine aber, es ist auch

von Vorteil, bedeutsames Aktionsmaterial zu beschaffen, das man dann in Erinnerung umsetzen kann. Auch ich bin im Prinzip gegen unkontrollierte Ausbrüche, meine aber, daß es zweckdienlich ist, die verborgenen Aktionstendenzen möglichst breit aufzudecken, bevor man an die gedankliche Bearbeitung und damit gleichzeitig an die Erziehung zur Selbstbeherrschung herangeht. Auch die Nürnberger hängen keinen Dieb, sie hätten ihn denn. Glauben Sie also nicht, daß meine Analysen, die ich gelegentlich zum Kinderspiel degradiere, im Grunde so verschieden von den bisherigen sind. Die Stunden beginnen, wie immer, mit Gedanken, die von der psychischen Oberfläche ausgehen, befassen sich — wie auch sonst — recht viel mit den Ereignissen des Vortages, dann kommt etwa eine „normale" Traumanalyse, die allerdings schon gerne ins Infantile oder in die Aktion ausartet. Aber ich lasse keine Stunde vergehen, ohne das Aktionsmaterial gründlich zu analysieren, natürlich unter voller Verwertung alles dessen, was wir von Übertragung und Widerstand und von der Metapsychologie der Symptombildung wissen und dem Patienten bewußt zu machen haben.

Auf die zweite Frage, wie weit die Aktion im Kinderspiel gehen darf, kann man antworten: auch der Erwachsene sollte in der Analyse sich wie ein schlimmes, d. h. unbeherrschtes Kind benehmen dürfen, wenn er aber selber in den Fehler verfällt, den er uns gelegentlich vorwirft, wenn er also beim Spiel aus der Rolle fällt und darauf ausgeht, die infantile Realität in den Aktionen eines Erwachsenen auszuleben, dann muß man ihm zeigen, daß nun eben er der Spielverderber ist; und es muß so gelingen, wenn auch oft mit Mühe, ihn dazu zu bringen, Art und Umfang seines Betragens auf das Kindliche zu beschränken. In diesem Zusammenhange möchte ich der Vermutung Ausdruck geben, daß die gemütlichen Ausdrucksbewegungen des Kindes, insbesondere auch die libidinösen, im Grunde auf das zärtliche Mutter-Kind-Verhältnis zurückgehen und daß die Elemente der Bosheit, der Leidenschaftlichkeit, der unbeherrschten Perversion meist schon die Folgen taktloser Behandlung seitens der Umgebung sind. — Es ist für die Analyse von Vorteil, wenn es dem Analytiker gelingt, mit nahezu grenzenloser Geduld, Verständnis, Wohlwollen und Freundlichkeit dem Patienten soweit als möglich entgegenzukommen. Man schafft sich

so einen Fond, auf den gestützt man die früher oder später unvermeidlichen Konflikte mit Aussicht auf Versöhnung auskämpfen kann. Der Patient wird dann unser Benehmen als Kontrast zu den Erlebnissen in der wirklichen Familie empfinden, und da er sich nun vor der Wiederholung geschützt weiß, getraut er sich, in die Reproduktion der unlustvollen Vergangenheit zu versinken. Die Vorgänge, die sich dabei abspielen, erinnern lebhaft an jene, die uns von den Kinderanalytikern berichtet werden. Es kommt z. B. vor, daß der Patient beim Bekennen einer Schuld plötzlich unsere Hand erfaßt und uns bittet, ihn ja nicht zu schlagen. Recht häufig versuchen es die Kranken, den bei uns vermuteten versteckten bösen Willen durch ihre Schlimmheit, Sarkasmus, Zynismus, verschiedene Unarten, auch Grimassen, zu provozieren. Es ist nicht vorteilhaft, auch unter diesen Umständen den immer Guten und Nachsichtigen zu spielen, es ist ratsamer, ehrlich einzugestehen, sein Benehmen berühre uns unangenehm, daß wir uns aber beherrschen müssen, wissend, daß er sich nicht ohne Grund der Mühe des Schlimmseins unterziehe. Man erfährt dann auf diese Weise so manches von der Unaufrichtigkeit und der Hypokrisie, die der Patient in seiner Umgebung in der Form von zur Schau getragener oder behaupteter Liebe oft beobachten mußte, seine Kritik vor Allen, später auch vor sich selber verbergend.

Nicht selten bringen uns die Patienten, oft mitten in der Assoziation, kleine selbstgemachte Geschichten, oder gar Gedichte, Reime, manchmal verlangen sie nach einem Zeichenstift, um uns irgend ein meist sehr naives Bild zum Geschenk zu machen. Natürlich lasse ich sie gewähren und diese kleinen Gaben zum Ausgangspunkt weiterer Phantasiebildungen nehmen, die ich nachher der Analyse unterziehe. Klingt nicht schon das allein wie ein Stück kinderanalytischer Erfahrung? — Gestatten Sie übrigens, daß ich bei dieser Gelegenheit einen taktischen Fehler bekenne, dessen Gutmachung mir in einer prinzipiell wichtigen Frage zu einer besseren Einsicht verhalf. Ich meine das Problem, inwieferne das, was ich mit meinen Patienten treibe, Suggestion oder Hypnose ist. Unsere Kollegin, Elisabeth S e v e r n, die sich bei mir in Lehranalyse befindet, machte mich, über dieses Thema, wie über manches andere disputierend — einmal darauf aufmerksam, daß ich zeit-

weise mit meinen Fragen und Antworten die Spontaneität der Phantasieproduktion störe. Ich sollte meine Hilfe bei der Produktion darauf beschränken, die etwa erlahmende Kraft des Geistes zu weiterer Tätigkeit anzuspornen, ängstliche Hemmungen zu überwinden u. dgl. Noch besser sei es, wenn ich die Anregung in die Form von sehr einfachen Fragen, statt Behauptungen, kleide, die den Analysanden zwingen, die Arbeit mit eigenen Mitteln fortzusetzen. Die theoretische Formulierung, die daraus folgt, und deren Befolgung ich so manche Einsicht verdanke, ist die, daß die Suggestion, die man sich auch in Analysen gestatten darf, eher allgemeine Ermutigung als spezielle Wegweisung sein soll. Ich denke, das ist wesenhaft von den sonst bei Psychotherapeuten üblichen Suggestionen verschieden; es ist eigentlich nur eine Verstärkung der in der Analyse doch unvermeidlichen Aufgabestellung: nun legen Sie sich hin, lassen Sie Ihre Gedanken frei spielen und sagen Sie uns alles, was Ihnen in den Sinn kommt. Auch das Phantasiespiel ist nur eine ähnliche, allerdings verstärkte Ermutigung. Was die Frage der Hypnose anbelangt, mag sie in gleicher Weise beantwortet werden. Elemente der selbstvergessenen Entrückung sind bei jeder freien Assoziation unvermeidlich; die Aufforderung, hier weiter und tiefer zu gehen, führt allerdings gelegentlich — ehrlich gestanden, bei mir recht häufig — zur Entstehung tieferer Entrücktheit, die man, wenn sie sich gleichsam halluzinatorisch gebärdet, meinetwegen Autohypnose nennen darf; meine Patienten nennen es gerne einen Trancezustand. Wichtig ist, daß man dieses gewiß viel hilflosere Stadium nicht dazu mißbraucht, eigene Theorien und eigene Phantasiegebilde in die widerstandslose Psyche des Patienten zu pressen, sondern diesen nicht zu leugnenden großen Einfluß dazu verwertet, die Fähigkeit des Patienten zu Eigenproduktionen zu vertiefen. Mit einem sprachlich gewiß unschönen Ausdruck könnte man also sagen, die Analyse darf nicht Dinge in den Patienten hineinsuggerieren oder -hypnotisieren; heraussuggerieren oder -hypnotisieren ist aber gestattet, ja förderlich. Und hier eröffnet sich ein pädagogisch bedeutsamer Ausblick auf den Weg, den man auch in der rationellen Kindererziehung betreten sollte. Die Beeinflußbarkeit der Kinder, ja ihre Neigung, sich in Momenten der Hilflosigkeit widerstandslos auf einen

„Großen" zu stützen, also ein Stück Hypnotismus in der Beziehung zwischen Kindern und Erwachsenen, ist unleugbare Tatsache, mit der man sich abfinden muß. Doch anstatt, wie üblich, die große Macht, die die Erwachsenen den Kindern gegenüber haben, immer noch dazu zu verwenden, die eigenen starren Regeln in die plastische Seele des Kindes wie etwas von außen Aufoktroyiertes einzudrücken, könnte sie zu einem Mittel zur Erziehung zu größerer Selbständigkeit und Mut ausgestaltet werden.

Fühlt sich der Patient in der analytischen Situation verletzt, enttäuscht, im Stich gelassen, so beginnt er manchmal wie ein verlassenes Kind mit sich selbst zu spielen. Man hat entschieden den Eindruck, daß Verlassensein eine Persönlichkeitsspaltung nach sich zieht. Ein Teil der eigenen Person beginnt Mutter- oder Vaterrolle mit dem restlichen Teile zu spielen und macht dadurch das Verlassensein sozusagen ungeschehen. Merkwürdigerweise werden bei diesem Spiele nicht nur einzelne Körperteile, wie Hand, Finger, Füße, Genitalien, Kopf, Nase, Auge, Vertreter der ganzen eigenen Person, an der alle Peripetien der eigenen Tragödie zur Darstellung gebracht und dann zu einem versöhnlichen Ende geführt werden, sondern man bekommt Einblicke in die Vorgänge jener von mir so benannten narzißtischen Selbstspaltung in der geistigen Sphäre selbst. Man erstaunt über die große Menge autosymbolischer Selbstwahrnehmung oder unbewußter Psychologie, die in den Phantasieproduktionen der Analysanden, wie offenbar in denen der Kinder zutage treten. Es wurden mir kleine Märchen erzählt, in denen etwa ein böses Tier einen Gallertfisch mit seinen Zähnen und Krallen vernichten will, ihm aber nichts anhaben kann, weil er wegen seiner Geschmeidigkeit vor jedem Stiche und Bisse ausweicht und dann seine Kugelform wiedererlangt. Diese Geschichte läßt zwei Deutungen zu: sie drückt einerseits die passive Resistenz aus, die der Patient den Angriffen der Umwelt entgegensetzt, anderseits ist sie die Darstellung der Spaltung der eigenen Person in einen schmerzlich fühlenden, brutal destruierten und in einen gleichsam alles wissenden, aber fühllosen Teil. Noch deutlicher wird dieser Urvorgang der Verdrängung in Phantasien und Träumen ausgedrückt, in denen der Kopf, d. h. das Denkorgan, vom übrigen Körper abgetrennt auf eigenen Füßen geht,

oder mit dem übrigen Körper nur durch einen Faden verbunden ist, alles Dinge, die nicht nur nach historischer, sondern auch nach autosymbolischer Auslegung verlangen.

Über die metapsychologische Bedeutsamkeit aller dieser Spaltungs- und Wiederverwachsungsvorgänge will ich mich bei dieser Gelegenheit nicht näher auslassen. Es genügt mir, wenn ich Ihnen meine Ahnung übermitteln konnte, daß wir in der Tat von unseren Kranken, unseren Schülern und offenbar auch von den Kindern noch so manches zu lernen haben.

Schon vor vielen Jahren machte ich kurze Mitteilung über die relative Häufigkeit eines typischen Traumes; ich nannte ihn den Traum vom gelehrten Säugling. Es sind das Träume, in denen ein eben geborenes Kind oder ein Säugling in der Wiege plötzlich zu reden beginnt und den Eltern oder sonstigen Erwachsenen weise Ratschläge erteilt. In einem meiner Fälle nun gebärdete sich die Intelligenz des unglücklichen Kindes in der analytischen Phantasie wiederum als besondere Person, deren Aufgabe es war, einem beinahe tödlich verletzten Kinde rasch Hilfe zu bringen. „Rasch, rasch, was soll ich machen? Man hat mein Kind verwundet! Niemand da, der ihm helfen kann! Es verblutet ja! Es atmet kaum mehr! Ich muß die Wunde selbst verbinden. Nun, Kind, atme tief, sonst stirbst du. Jetzt stockt das Herz! Es stirbt! Es stirbt! ..." Nun hörten die Assoziationen, die sich an eine Traumanalyse knüpften, auf, der Patient bekommt einen Opisthotonus, macht Bewegungen, wie zum Schutze des Unterleibs. Es gelang mir aber, den Kontakt mit dem beinahe komatösen Kranken wiederherzustellen und ihn mit Hilfe der oben charakterisierten Ermutigung und Fragestellungen zum Aussagen über ein im frühen Kindesalter erlittenes Sexualtrauma zu zwingen. Was ich jetzt hervorheben möchte, ist das Licht, das diese und ähnliche Beobachtungen auf die Genese der narzißtischen Selbstspaltung werfen. Es scheint wirklich, daß unter dem Drucke einer imminenten Gefahr ein Stück unserer selbst sich als selbstwahrnehmende und sich-selbst-helfen-wollende Instanz abspalte, möglicherweise schon im frühen und allerfrühesten Kindesalter. Ist es uns doch allen bekannt, daß Kinder, die moralisch oder körperlich viel gelitten haben, die Gesichtszüge des Alters und der Klugheit bekommen. Sie neigen dazu,

auch andere zu bemuttern, sie dehnen dabei offenbar die Kenntnisse, die sie beim Behandeln des eigenen Leidens schmerzlich errungen haben, auch auf andere aus, sie werden gut und hilfsbereit. Nicht alle gehen so weit in der Bewältigung der eigenen Schmerzen, manche bleiben in Selbstbeobachtung und Hypochondrie stecken.

Zweifellos aber ist, daß hier der vereinigten Kraft der Analyse und der Kinderbeobachtung noch ungeheuere Aufgaben gestellt sind, Fragestellungen, zu denen uns wesentlich die Gemeinsamkeiten in den Analysen von Kindern und Erwachsenen verhelfen.

Das Verfahren, das ich meinen Analysanden gegenüber anwende, kann man mit Recht eine Verzärtelung nennen. Mit Aufopferung aller Rücksichten auf eigene Bequemlichkeit gibt man den Wünschen und Regungen, soweit als irgend möglich, nach. Man verlängert die Analysenstunde, bis eine Ausgleichung der vom Material angeregten Emotionen erreicht ist; man läßt den Patienten nicht allein, bevor die unvermeidlichen Konflikte in der analytischen Situation durch Aufklärung der Mißverständnisse und Rückführung auf die infantilen Erlebnisse in versöhnlichem Sinne gelöst sind. Man verfährt also etwa wie eine zärtliche Mutter, die abends nicht schlafen geht, ehe sie alle schwebenden kleinen und großen Sorgen, Ängste, bösen Absichten, Gewissensskrupel mit dem Kinde durchgesprochen und in beruhigendem Sinne erledigt hat. Mit dieser Hilfe gelingt es uns, den Patienten in alle frühen Stadien der passiven Objektliebe versinken zu lassen, in denen er — wirklich wie ein eben einschlafendes Kind — in hingemurmelten Sätzen Einsicht in seine Traumwelt gewährt. Ewig kann aber dieses zärtliche Verhältnis auch in der Analyse nicht dauern. *L'appétit vient en mangeant.* Der zum Kind gewordene Patient geht mit seinen Ansprüchen weiter und weiter, verzögert das Eintreten der Versöhnungssituation immer mehr und mehr, um dem Alleinsein, d. h. dem Gefühle des Nichtgeliebtwerdens, zu entgehen, oder er trachtet mit mehr und mehr gefährlich werdenden Drohungen uns zu einer Strafhandlung zu veranlassen. Je tiefer und ersprießlicher die Übertragungssituation war, um so größer wird natürlich der traumatische Effekt des Momentes sein, in dem man sich schließlich gezwungen sieht, der Schrankenlosigkeit ein Ende zu setzen. Der Patient gerät in die uns so wohl-

bekannte Versagungssituation, die zunächst die hilflose Wut und die darauffolgende Lähmung aus der Vergangenheit reproduziert, und es gehört viel Mühe und taktvolles Verständnis dazu, die Versöhnung auch unter solchen Umständen im Gegensatz zur dauernden Entfremdung in der Kindheitssituation wiederherzustellen. Dabei hat man Gelegenheit, einiges davon zu sehen, was den Mechanismus der Traumatogenese ausmacht: zunächst die vollkommene Lähmung jeder Spontaneität, auch jeder Denkarbeit, ja schockartige oder komatöse Zustände auch auf körperlichem Gebiete, dann die Herstellung einer neuen — verschobenen — Gleichgewichtssituation. Gelingt es uns, den Kontakt auch in diesen Stadien herzustellen, so erfahren wir, daß das sich verlassen fühlende Kind sozusagen alle Lebenslust verliert, oder wie wir es mit Freud sagen müßten, die Aggression gegen die eigene Person wendet. Dies geht manchmal so weit, daß der Patient anfängt, die Gefühle des Vergehens und Sterbens zu erleben, man sieht das Auftreten tödlicher Blässe im Gesicht, auch ohnmachtähnliche Zustände, oder allgemeine Steigerung des Muskeltonus, die den Grad eines Opisthotonus erreichen kann. Was sich da vor uns abspielt, ist die Reproduktion der seelischen und körperlichen Agonie, die unfaßbarer und unerträglicher Schmerz nach sich zieht. Nur nebenbei bemerke ich, daß mir die „sterbenden" Patienten auch interessante Nachrichten aus dem Jenseits und über die Natur des Seins nach dem Tode bringen, Äußerungen, deren psychologische Würdigung zu weit führen würde. Die oft bedrohlichen Erscheinungen, über die ich mich mit Kollegen Dr. Rickman aus London aussprach, regten ihn zur Frage an, ob ich denn Medikamente zur Hand habe, um gegebenenfalls lebensrettend einzugreifen. Ich konnte auf diese Frage bejahend antworten, bisher kam es aber nie dazu, ein solches in Anwendung zu bringen. Taktvoll beruhigende Worte, unterstützt etwa von ermutigendem Händedruck, wenn das nicht genügt, freundliches Streicheln des Kopfes, mildern die Reaktion zu einem Grade, bei dem der Patient wieder zugänglich wird. Als Kontrast zu unserer Handlungsweise erfahren wir dann vom Patienten von unzweckmäßigen Aktionen und Reaktionen der Erwachsenen beim Manifestwerden kindlich traumatischer Erschütterungen. Das Schlimmste ist wohl die Verleugnung, die Behaup-

tung, es sei nichts geschehen, es tue nichts weh, oder gar Geschlagen- oder Beschimpftwerden bei Äußerungen traumatischer Denk- und Bewegungslähmung; diese machen erst das Trauma pathogen. Man hat den Eindruck, daß auch schwere Erschütterungen ohne Amnesie und neurotische Folgen überwunden werden, wenn die Mutter mit ihrem Verständnis und ihrer Zärtlichkeit und, was das seltenste ist, mit voller Aufrichtigkeit bei der Hand ist.

Ich bin hier auf die Einwendung gefaßt, ob es denn notwendig sei, den Patienten zuerst durch Verzärtelung in den Wahn grenzenloser Sicherheit einzuwiegen, um ihn dann ein um so schmerzlicheres Trauma erleben zu lassen. Meine Entschuldigung ist die, daß ich diesen Vorgang nicht absichtlich herbeigeführt habe, er entwickelte sich als Folge des meines Erachtens legitimen Versuchs, die Freiheit der Assoziationen zu verstärken; ich habe eine gewisse Achtung vor solchen spontan sich ergebenden Reaktionen, lasse sie also ungestört eintreten und vermute, daß sie Reproduktionstendenzen manifestieren, die man — wie ich meine — nicht hemmen, sondern zur Entfaltung bringen soll, ehe man sie zu meistern versucht. Ich muß den Pädagogen die Entscheidung darüber überlassen, inwieweit solche Erfahrungen auch in der gewöhnlichen Kindererziehung zu finden sind.

Höchst merkwürdig, ich kann auch getrost sagen bedeutsam, ist das Benehmen der Patienten nach dem Erwachen aus solcher infantil-traumatischer Entrückung. Man gewinnt da förmlich Einblick in die Schaffung von Prädilektionsstellen der bei späteren Erschütterungen einsetzenden Symptome. Eine Patientin z. B., die während der traumatischen Konvulsion ungeheueren Blutandrang im Kopfe bekam, so daß sie blau im Gesicht wurde, erwacht wie aus einem Traume und weiß von den Vorgängen und ihren Ursachen nichts, sie fühlt nur den Kopfschmerz, eines ihrer gewöhnlichen Symptome, außerordentlich verstärkt. Ist man da nicht auf der Spur der physiologischen Prozesse, die die hysterische Verschiebung von einer rein psychischen Gemütsbewegung auf ein Körperorgan zustande bringen? Ich könnte Ihnen ein halbes Dutzend solcher Beispiele mit Leichtigkeit zitieren, einige mögen genügen. Ein Patient, der als Kind von Vater, Mutter, ich möchte

sagen von allen Göttern verlassen, den peinlichsten körperlichen und seelischen Leiden ausgesetzt war, erwacht aus dem traumatischen Koma mit Unempfindlichkeit und leichenhafter Blässe einer Hand, im übrigen ist er, abgesehen von der Amnesie, ziemlich gefaßt und fast plötzlich leistungsfähig. Es war nicht schwer, die Verschiebung alles Leidens, ja des Sterbens, auf einen einzelnen Körperteil, sozusagen in flagranti, zu ertappen: die leichenblasse Hand repräsentierte die ganze leidende Person und den Ausklang ihres Kampfes in Empfindungslosigkeit und Ersterben. Ein anderer begann nach der Traumareproduktion zu hinken: die mittlere Zehe eines Fußes wurde schlaff und nötigte den Patienten, auf jeden Schritt mit bewußter Aufmerksamkeit zu achten. Abgesehen von der sexualsymbolischen Bedeutung der mittleren Zehe, drückte sie mit ihrem Benehmen die sich selbst gegebene Warnung aus: Sei vorsichtig, bevor du einen Schritt machst, damit dir nicht wieder dergleichen passiert. Der englisch redende Patient ergänzte meine Deutung mit der Bemerkung: „Sie meinen etwa, ich stelle nur die englische Redensart dar: *Watch your step.*"

Wenn ich da plötzlich innehalte und mir die Worte vergegenwärtige, die auf den Lippen meiner Zuhörer schweben, so höre ich gleichsam von allen Seiten die erstaunte Frage: Ist denn das eigentlich noch Psychoanalyse zu nennen, was in den Kinderanalysen der Erwachsenen vorgeht? Sie reden ja fast ausschließlich von Gefühlsausbrüchen, von lebhaften, ja halluzinatorischen Reproduktionen traumatischer Szenen, von Krämpfen und Parästhesien, die man getrost hysterische Anfälle nennen kann. Wo bleibt da die feine, ökonomisch-topisch-dynamische Zerlegung und der Wiederaufbau der Symptomatik, das Verfolgen der wechselnden Energiebesetzungen des Ichs und des Über-Ichs, die die moderne Analyse charakterisieren? Tatsächlich beschränkte ich mich in diesem Vortrag fast ausschließlich auf die Würdigung des traumatischen Momentes, was natürlich in meinen Analysen auch nicht im entferntesten der Fall ist. Monate-, oft jahrelang verlaufen auch meine Analysen auf dem Niveau der Konflikte zwischen den intrapsychischen Energien. Bei Zwangsneurotikern z. B. dauert es manchmal ein Jahr und noch länger, bevor das Emotionelle überhaupt zur Sprache kommt; auf Grund des auftauchenden Materials können

der Patient und ich in diesen Zeiten nichts anderes leisten, als den Entstehungsursachen der Vorbeugungsmaßnahmen, der Ambivalenz in der Gefühlseinstellung und in der Handlungsweise, den Motiven der masochistischen Selbstpeinigung usw. intellektuell nachzugehen. Soweit aber meine Erfahrung reicht, kommt es früher oder später, allerdings oft sehr spät zum Zusammenbruch des intellektuellen Überbaues und zum Durchbruch der doch stets primitiven, stark emotiven Grundlage, und nun erst beginnt die Wiederholung und Neuerledigung des ursprünglichen Konflikts zwischen dem Ich und der Umwelt, wie sie sich in der Infantilzeit abgespielt haben muß. Vergessen wir nicht, daß die Reaktionen des kleinen Kindes auf Unlust zunächst immer körperlicher Natur sind; erst später lernt das Kind seine Ausdrucksbewegungen, diese Vorbilder jedes hysterischen Symptoms, beherrschen. Man muß also zwar den Nervenärzten darin rechtgeben, daß der moderne Mensch viel seltener offenkundige Hysterien produziert, als sie noch vor wenigen Jahrzehnten, als ziemlich allgemein verbreitet, beschrieben worden sind. Es scheint, als ob mit vorschreitender Kultur auch die Neurosen kultivierter und erwachsener geworden wären, ich meine aber, daß bei entsprechender Geduld und Ausdauer auch festgebaute, rein intrapsychische Mechanismen abgebaut und auf das Niveau des infantilen Traumas reduziert werden können.

Eine andere heikle Frage, die man mir unverzüglich vorlegen wird, ist die der therapeutischen Resultate. Sie werden es nur zu gut verstehen, daß ich mich diesbezüglich einer dezidierten Äußerung noch enthalte. Zwei Dinge muß ich aber gestehen; meine Hoffnung, die Analyse mit Hilfe von Relaxation und Katharsis wesentlich zu verkürzen, hat sich vorläufig nicht erfüllt, und die Mühseligkeit der Arbeit für die Analytiker wurde durch sie wesentlich gesteigert. Was aber durch sie gefördert wurde, und, wie ich hoffe, noch bedeutend gefördert werden wird, ist die Tiefe unserer Einsicht in die Tätigkeit der gesunden und kranken Menschenseele und die berechtigte Hoffnung, daß der therapeutische Erfolg, der sich auf diese tieferen Grundlagen stützt, soweit er zustande kommt, mehr Aussicht auf Bestand haben wird.

Und nun zum Schluß eine praktisch wichtige Frage. Müssen und

können auch die Lehranalysen bis zu dieser tiefen Infantilschichte vordringen? Bei der Terminlosigkeit meiner Analysen führt das zu ungeheuren praktischen Schwierigkeiten; und doch glaube ich, daß jeder, der die Ambition hat, andere verstehen und anderen helfen zu wollen, dieses große Opfer nicht scheuen sollte. Auch die rein aus beruflichen Gründen Analysierten müssen also im Laufe ihrer Analyse ein bißchen hysterisch, also ein bißchen krank werden, und da zeigt sich denn, daß auch die Charakterformung als entfernte Folge von recht starken Infantiltraumen anzusehen ist. Ich glaube aber, daß das kathartische Resultat dieses Untertauchens in Neurose und Kindheit am Ende erquickend wirkt und, wenn zu Ende geführt, keinesfalls schadet. Jedenfalls ist dieses Verfahren viel weniger gefährlich als die opferwilligen Versuche mancher Kollegen, die Infektionen und Vergiftungen am eigenen Leibe studiert haben.

Meine Damen und Herren! Sollten die Gedanken und Gesichtspunkte, die ich Ihnen heute mitteilte, irgendwann Anerkennung finden, so wird das Verdienst ehrlich zwischen mir und meinen Patienten und Kollegen geteilt werden müssen. Natürlich auch mit den oben bereits genannten Kinderanalytikern; ich wäre glücklich, wenn es mir gelungen wäre, wenigstens die Anfänge einer intimeren Kooperation mit ihnen angebahnt zu haben.

Es würde mich nicht wundern, wenn Sie von diesem Vortrage, wie von einigen anderen, die ich in den letzten Jahren publizierte, den Eindruck einer gewissen Naivität der Anschauung empfangen hätten. Wenn jemand nach fünfundzwanzigjähriger Analysenarbeit plötzlich anfängt, die Tatsache der psychischen Traumen anzustaunen, so mag er Ihnen ebenso merkwürdig vorkommen, wie jener mir bekannte Ingenieur, der nach fünfzigjähriger Dienstzeit in Pension ging, sich aber jeden Nachmittag zur Bahnstation begab, um den eben abfahrenden Zug anzustaunen, oft mit dem Ausruf: „Ist denn die Lokomotive nicht eine wunderbare Erfindung!" Es ist möglich, daß ich auch diese Tendenz oder Fähigkeit zum naiven Anschauen des Altbekannten von unserem Lehrer erlauscht habe, der während eines unserer gemeinsamen, mir unvergeßlichen Sommeraufenthalte mich eines Morgens mit der Mitteilung überraschte: „Sehen Sie, Ferenczi, der Traum ist wirklich

eine Wunscherfüllung!" und mir seinen letzten Traum erzählte, der allerdings eine glänzende Bestätigung seiner genialen Traumtheorie war.

Ich hoffe, meine Damen und Herren, daß Sie das von mir Mitgeteilte nicht sofort verwerfen, sondern Ihr Urteil aufschieben werden, bis Sie sich Erfahrungen unter den nämlichen Bedingungen geholt haben. Jedenfalls danke ich für die freundliche Geduld, mit der Sie meine Ausführungen anhörten.

Ein besessener Autofahrer

Ein psychoanalytisches Gutachten

Von

Franz Alexander

Aus dem im Sommer 1931 erschienenen Sonderheft „Kriminologie" der „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften" (herausgegeben von Sigm. Freud). Das Sonderheft enthält noch folgende Beiträge: Alexander: Psychische Hygiene und Kriminalität — Staub: Psychoanalyse und Strafrecht — Staub: Einige praktische Schwierigkeiten der psychoanalytischen Kriminalistik — Fromm: Zur Psychologie des Verbrechers und der strafenden Gesellschaft — Bernfeld: Die Tantalus-Situation — Haun: Strafe für Psychopathen? (Preis des Sonderheftes Mark 6·—).

I) Allgemeine Vorbemerkungen

Dies ist ein Versuch, im Rahmen eines psychoanalytischen Gutachtens, das ich vor dem Gericht erstattet habe, zu zeigen, wie sich die Anwendung der Psychoanalyse in der kriminalistischen Praxis gestaltet. Der analytische Teil meiner Darstellung ist sicherlich dürftig, es handelt sich ja nicht um einen analysierten Fall, sondern um die Ergebnisse einer relativ kurzen analytischen Exploration, die in dem Untersuchungsgefängnis in sieben je zwei Stunden dauernden Sitzungen erfolgte. Allerdings sind die Ziele einer solchen relativ kurzen psychoanalytischen Untersuchung andere als die einer Behandlung. Eine solche Untersuchung steht nicht im Dienste von therapeutischen Absichten, sondern soll uns nur

das psychologische Verständnis einer kriminellen Tat und des Täters vermitteln. Auch in der Behandlung ist es uns meistens möglich, schon nach relativ kurzer Zeit die Psychogenese einer Neurose zu verstehen; die lange Dauer der Behandlung ist in unserer therapeutischen Zielsetzung begründet. Eine solche psychoanalytische Aufklärung einer kriminellen Tat hat besonders in jenen pathologischen Fällen ein besonderes praktisches Interesse, in welchen der Richter der Tat und dem Täter verständnislos gegenübersteht.

Das sind die Handlungen solcher Menschen, die man neuerdings psychopathische Persönlichkeiten nennt. Das sind Grenzfälle, die keine eindeutige psychiatrische Diagnose zulassen, Menschen ohne ausgesprochene neurotische und psychotische Symptome. Das Krankhafte kommt in ihrer Lebensweise zum Ausdruck, und oft gelingt es nur durch nähere Untersuchung, sie als Kranke zu erkennen. Solche Fälle erfordern eine nähere Kenntnis der Persönlichkeit und man kommt mit der üblichen psychiatrischen Deskription, die ja hauptsächlich das äußere Verhalten berücksichtigt und deshalb nur lärmende Symptome exakt entdecken kann, nicht aus. Diese Fälle verursachen sowohl den Richtern wie den Psychiatern viel Kopfzerbrechen. Der Richter fühlt oft, daß es sich hier nicht um einen gewöhnlichen Verbrecher handelt, fühlt auch, daß etwas Krankhaftes dahintersteckt und befragt deshalb den Psychiater. Die Antwort, die er von dem Gerichtsarzt erhält, ist meistens so nichtssagend, daß selbst die Richter es schon wissen, daß sie von dem Gerichtsarzt nicht mehr als eine unsicher klingende Diagnose erhalten werden, in der von einer mehr oder weniger eingeschränkten Zurechnungsfähigkeit die Rede ist.

Die erste Aufgabe eines psychoanalytischen Gutachtens wäre also die Stellung einer exakten Diagnose, die kranke und nichtkranke Kriminelle scheidet. Man könnte meinen, damit ist auch die Aufgabe der Psychoanalyse im Gerichtssaal erschöpft. Wenn der Gerichtsarzt dem Richter ohne Zaudern sagen könnte, welche Tat als die Folge von pathologischen Seelenvorgängen anzusehen ist und welche nicht, so würde damit den praktischen Bedürfnissen des Gerichtsverfahrens Genüge getan. Es wäre dann nur noch die sozialhygienische Frage zu lösen, was mit diesen pathologischen Kriminellen zu geschehen hat. Dem ist aber nicht so. Die Bestre-

bung der heutigen Justiz ist, — und in diesem einzigen Punkte kann ich einen gewissen Fortschritt in der sonst so konservativen Justiz sehen, — daß der Richter nicht nur zu dem objektiven Tatbestand, sondern auch zu den Motiven der Tat, also zu dem Täter Stellung nehmen soll. Der Richter muß — oder besser gesagt: will — die Tat psychologisch verstehen. Nun wissen wir am besten, daß es nicht zweierlei Psychologien gibt, eine Psychologie der pathologischen und eine der normalen Seelenvorgänge. Wenn der Richter also die Tat des psychopathischen Täters verstehen will, so braucht er dazu ebenso Psychologie, wie zum Verständnis der gewöhnlichen Tat. Nun ist aber eines der allgemeinsten Merkmale der Taten psychopathischer Verbrecher, daß sie unverständlich erscheinen und den gesunden Menschenverstand keine zureichende rationelle Motivierung erkennen lassen. Diese Unverständlichkeit beruht darauf, daß die Handlungen solcher seelisch kranker Täter in viel höherem Maße unbewußten Motiven unterworfen sind, als die Handlungen von normalen Menschen. Ein solcher Täter selbst kann nicht die wirklichen Motive seiner Handlungen angeben. Wenn man ihn beim Verhör zwingt, Motive für seine Handlungen anzugeben, so muß er oft solche erfinden oder geringfügige rationelle Beimischungen angeben, die aber nicht ausreichen, die Tat zu erklären. Um die Taten psychopathischer Persönlichkeiten zu verstehen, braucht der Richter die Psychoanalyse. Ich sehe also die Aufgabe eines psychoanalytischen Sachverständigen im Gerichtssaal heute darin, nicht nur eine Diagnose zu stellen, d. h. den Täter zu klassifizieren, sondern dem Richter zu helfen, die Tat zu verstehen. Es ist eine ganz besonders peinliche Aufgabe, zu einer Tat Stellung zu nehmen, die man nicht versteht.

Ich kann das unerwartet große Interesse der Richter für die Anwendung der Psychoanalyse, das ich in der letzten Zeit Gelegenheit hatte zu beobachten, nur aus dem richterlichen Gewissen erklären. Ich glaube, daß es kaum noch eine Beschäftigung gibt, die so geeignet ist, Gewissenskonflikte hervorzurufen, wie die, über das Schicksal seiner Mitmenschen zu entscheiden. Einen großen Teil der Einrichtungen im heutigen Gerichtsverfahren kann man nur aus der Flucht vor der Verantwortung des Richters erklären: so z. B. die Einführung mehrerer Richter, der Laienrichter, die

Verteilung der Rollen der Verteidigung und der Anklage auf zwei verschiedene Personen und auch die Hinzuziehung des medizinischen Sachverständigen.

Wir haben mit Herrn Staub einen psychoanalytischen Kursus für Juristen eröffnet. Zu unserer Überraschung meldeten sich zu diesem Kursus unter anderen ein Teil der großen juristischen Autoritäten, eine Reihe der führenden Richter in Berlin. Ich glaube kaum, daß es bis jetzt häufig vorkam, daß die Psychoanalyse vor solchen staatlich beglaubigten Autoritäten doziert wurde. Wir konnten feststellen, daß die Juristen das lebhafte Bedürfnis haben, die Persönlichkeit des Täters zu verstehen, sie haben aber selber bekennen müssen, daß sie bei einer Reihe von Taten, gerade bei den Taten der psychopathischen Persönlichkeiten, die wir neurotische oder triebhafte Charaktere nennen, mit der Oberflächenpsychologie nicht auskommen. In diesem Punkte glauben wir den Juristen helfen zu können, indem wir ihnen die psychologische Aufklärung der pathologischen Taten zur Verfügung stellen.

Die Aufgabe des Psychoanalytikers im Gerichtssaal ist also eine doppelte, erstens eine klinische Diagnose und zweitens die psychologische Aufklärung des Täters und seiner Tat zu geben.

Die praktische Bedeutung einer exakten Abgrenzung von gewöhnlichen und psychopathischen Rechtsbrechern kann man erst dann beurteilen, wenn man weiß, wie verbreitet diese letztere Gruppe ist. Nach den Untersuchungen von europäischen und amerikanischen Psychiatern, wie von Bonhöfer, Aschaffenburg, Bernhard Glueck, ist ein großer Teil der Kriminellen seelisch abnormal. Wenn man noch bedenkt, daß die übliche psychiatrische Untersuchung einen großen Teil der Fälle, sogar klassische Fälle übersieht, so wird man erst die Tragweite der richtigen Diagnose begreifen. Dem psychopathischen Rechtsbrecher gegenüber sind ja ganz andere Maßnahmen angezeigt als gegenüber dem gewöhnlichen. Die Strafen sind nicht imstande, sie zu ändern, sie gehören der Therapie. Wenn die Justiz heute noch nicht weitgehende praktische Folgerungen aus der Tatsache der ungeheuren Anzahl der psychopathischen Täter gezogen hat und noch heute nicht ein großer Teil der Strafanstalten in Heilanstalten umgewandelt worden ist, so liegt dies daran, daß die Psychiatrie mit

diesen Fällen bis jetzt wenig anzufangen weiß. Sie kann sie weder eindeutig diagnostizieren, noch heilen. Die übliche Diagnose ist kaum mehr als die Verwendung eines Fachausdruckes ohne die nähere Kenntnis des Wesens der Charakterstörungen. Die Erkrankung solcher Krimineller ist nämlich, wie bereits erwähnt, mehr eine Charakterstörung als eine Krankheit mit umschriebenen Krankheitssymptomen.

Der Fachausdruck wandelte sich im Laufe der Zeiten von „moral insanity" zu psychopathischen Persönlichkeiten, oder ganz modern: zu hysterischen, epileptischen, schizoiden oder schizothymen oder zyklothymen Charakteren. Die so in Mißkredit geratene Diagnose „moral insanity" wird durch diese wissenschaftlich klingenden Bezeichnungen aber nur für kurze Zeit gerettet. Ich betrachte die Rolle der so verbreiteten Gruppen der psychopathischen Persönlichkeiten in der Forensik als dieselbe, die die Hysterie in der Psychopathologie gespielt hat. Diese Gruppe bildet die Pforte für das Eindringen der Psychoanalyse in den Gerichtssaal, ebenso wie die Hysterie ihre Einbruchspforte in die Medizin darstellte.

Ich bin sogar optimistisch genug, anzunehmen, daß die größten Aussichten einer staatlichen Verwendung der Psychoanalyse zuerst auf diesem Gebiete bestehen. Die Behandlung der psychopathischen Rechtsbrecher ist ein viel größeres Staatsinteresse als die Behandlung der harmlosen Neurotischen. Die Anwendung der Psychoanalyse auf den Kriminellen wird zunächst ermöglichen, daß die psychopathischen Rechtsbrecher anders behandelt werden als die gewöhnlichen, nämlich therapeutisch. Nachdem die Psychoanalyse, die ja im Wesen die Erforschung der Persönlichkeit bedeutet, das Wesen dieser kranken Charaktere aufgeklärt hat, kann man auch diese Menschen einer ätiologischen Therapie unterwerfen.

Bei dem vorliegenden Fall wurde ich von dem Gericht als Sachverständiger geladen. Das Gutachten bestand aus zwei Teilen. Der erste betraf die Diagnose, die psychiatrische Klassifizierung des Täters, und der zweite war ein Versuch, den Gerichtspersonen die Motive einer scheinbar vollständig sinnlosen Tat verständlich zu machen. Es handelte sich — um zunächst das äußere Bild vorauszuschicken — um einen 21jährigen Kellner, der wegen derselben Art Strafhandlung zweimal und wegen eines anderen Deliktes ein

drittesmal bestraft wurde. Zwei medizinische Gutachten wurden bis jetzt eingefordert von zwei Gerichtspsychiatern, die beide die Diagnose „psychopathische Persönlichkeit mit verminderter Zurechnungsfähigkeit“ gestellt haben; trotzdem verhängte das Gericht in allen Fällen eine Freiheitsstrafe. Nach meinem Gutachten und der Verteidigungsrede von Rechtsanwalt Staub hat der Staatsanwalt Freisprechung beantragt, und der Richter hat den Täter freigesprochen und ihm geraten, sich in eine psychoanalytische Behandlung zu begeben.

II) Die Taten — Die klinische Diagnose

Der Kellner Friedrich, einundzwanzig Jahre alt, von guter, eher überdurchschnittlicher Intelligenz, besitzt eine gute praktische Orientierung in der Welt und Kenntnisse, die bei seiner Erziehung und Umgebung größer sind, als man im allgemeinen erwartet. Er verfügt über ein schnelles Auffassungsvermögen und hat ein etwas empfindliches, in sich gekehrtes und verschlossenes Wesen. Er grübelt über sich selbst und über seine strafbaren Handlungen viel nach und verrät bei psychoneurotisch Veranlagten häufig vorhandene introspektive Fähigkeiten.

Er beging in den letzten zwei Jahren viermal strafbare Handlungen, die zunächst durch ihre frappante Gleichförmigkeit auffallen. Er fährt nachweislich ziellos oder wenigstens ohne jede rationelle Begründung größere Strecken mit einer Autotaxe, kann die Fahrt am Ende nicht bezahlen und verschwindet mit irgendeinem Vorwand vor den Augen des Chauffeurs, hinterläßt aber immer in den Händen des Chauffeurs genügende Daten und Anhaltspunkte, um gefaßt zu werden. Dabei macht er während der Fahrt in Gasthäusern Halt, bezahlt aber seine Rechnungen gewöhnlich nicht.

Neben diesen ungewöhnlichen Straftaten wurde er 1927 wegen kleinerer Unterschlagungen bestraft. Außer den Straftaten, bei denen er gefaßt worden ist, unternahm er noch eine nichtbezahlte Autofahrt, ohne daß diese zur Kenntnis der Behörden gekommen wäre. Er war in seinen Stellungen als Hausdiener oder Kellner brauchbar und führte sich gut, wechselte aber häufig seine Posten, manchmal ohne sichtbaren Grund.

Die nähere Untersuchung der früheren Straftaten ergab keine nachweisbare Motivierung für die Handlungen. Auch die kleineren Unterschlagungen unternahm er nicht aus Gewinnsucht, sie dienten teilweise zur Bestreitung von Fahrten, oder das Geld wurde zwecklos für Hotelrechnungen und auch für Trinken ausgegeben. Bei der Beurteilung des jetzt vorliegenden Falles ist es von Wichtigkeit, diese mit den früheren ähnlichen Straftaten zu vergleichen. Da der äußere, aktenmäßig festgestellte objektive Verlauf seiner Handlungen uns keine Aufklärung über die Motive dieser so unzweckmäßig erscheinenden Handlungen ergibt, ist die subjektive Schilderung der Ereignisse durch den Täter von besonderem Interesse.

Er meint, daß er die Autofahrten stets in einem Erregungszustand unternimmt und daß dieser Erregungszustand irgendwie immer mit seiner Mutter im Zusammenhang steht, jedoch in einer für ihn nicht ganz klaren Weise. Aber auch die erste Straftat, die er 1927 beging (eine Unterschlagung), hat er in einer aufgeregten Stimmung begangen, die ein Zusammentreffen mit der Mutter verursacht hat. Damals diente er als Hausdiener in Nieder-Poyritz, nachdem er das Elternhaus verließ, ohne seine Eltern davon zu verständigen, wohin er ging. Eine Zeitlang diente er so „verborgen vor der Mutter" in Nieder-Poyritz, bis eines Tages die Mutter seinen Aufenthaltsort erfuhr und ihn besuchte. Dieser Besuch hat ihn so aufgeregt, daß er ihm anvertrautes Geld in einem Lokal vertrank. Nachdem er für diese Tat mit sechs Wochen Gefängnis bestraft wurde und von den sechs Wochen vier Wochen auch verbüßt hatte, kam er wieder nach Hause. Die Mutter war so verzweifelt, daß sie sich und den Sohn angeblich mit Gas vergiften wollte. Bald nachher fährt er zu seinem Stiefbruder nach Westfalen, um durch seine Hilfe eine Stellung zu bekommen, findet aber keine Stellung und kommt wieder nach Hause. Er dient dann bald als Kellner, bald als Page, wohnt aber nicht mehr zu Hause, weil, wie er sagt, die Stiefschwestern und der Stiefvater ihn nicht zu Hause haben wollen.

Seine zweite Straftat, die er im Jahre 1928 begeht, ist bereits eine unbezahlte Autofahrt. Damals fuhr er nach Leipzig, um dort eine Stellung zu finden, als sein Stiefvater ihn wieder sehr be-

drängte, vom Hause wegzugehen. In Leipzig fand er keine Stellung und fuhr mit einem Auto wieder zurück nach Dresden. Er beschreibt seinen Seelenzustand vor der Autofahrt, die er von Leipzig nach Dresden unternahm, als eine große Sehnsucht nach der Mutter, die aber mit einem Angstgefühl vor der Mutter gemischt war. Die Fahrt kann er nicht bezahlen, verschwindet, hinterläßt aber seine Papiere bei dem Chauffeur, weil er „es vorzog, bestraft zu werden, als herumzuirren und sich zu verstecken". Er wurde mit drei Monaten Gefängnis bestraft, fühlte sich im Gefängnis wohl, nur wenn er an die Mutter dachte, wurde er aufgeregt.

Auch die dritte Straftat will er begangen haben, nachdem er die Mutter zu Hause besucht hatte. Damals diente er als Kellner und wohnte nicht zu Hause. Er besuchte die Mutter an einem Vormittag, als er wußte, daß der Stiefvater nicht zu Hause war. Nach diesem Besuch fühlte er sich sehr erregt und unternahm am Nachmittag unmotiviert die Fahrt nach Görlitz, die er auch nicht bezahlen konnte und welche auch zu seiner Bestrafung führte.

Ähnlich schildert er eine unbezahlte Autofahrt, die jedoch nicht herauskam. Diese geschah im vorigen Jahr. Auch diesmal ist er vormittags zu Hause bei der Mutter. Es kommt zu einer kleinen Auseinandersetzung. Die Mutter wirft ihm das Trinken vor. Er ist den ganzen Tag erregt, bestellt ein Auto und fährt zu seinem Onkel, der in Dresden ein Kaffeehaus besitzt. Dort trinkt er mit dem Chauffeur sechs Grogs, fährt weiter nach Gotha, merkt jedoch schon während der Fahrt, daß sein Geld nicht mehr ausreicht, die Fahrt zu bezahlen. Er fordert den Chauffeur auf, zur Wache zu fahren, wo er sich selbst anzeigt. Der Wachtmeister läßt ihn jedoch fort und verheißt ihm, morgen zu bezahlen. Der nichtbezahlte Restbetrag scheint diesmal klein gewesen zu sein, so daß er ihn am nächsten Tage begleichen konnte.

Alle diese Angaben gibt er erinnerungsmäßig wieder und weiß die meisten Einzelheiten nicht mehr genau. Genauer kann er den Hergang und die seelischen Begleitumstände seiner letzten Tat angeben, für welche er sich jetzt zu verantworten hat. Im Frühjahr 1929 hat er sich ein Fahrrad auf Abzahlung gekauft. Eine Rate hat er bereits bezahlt. Angeblich auf Veranlassung der Stiefgeschwister befiehlt der Stiefvater, daß er das Rad zurückgibt, obzwar

schon eine Rate bezahlt war und obwohl auch sein Stiefbruder ein Rad auf Teilzahlung gekauft hat. Alles redet ihm zu, er solle dem Wunsche des Stiefvaters nachgeben, sowohl die Mutter, die Streitigkeiten vermeiden will, wie auch seine Braut, die in dem elterlichen Hause verkehrt. Der Stiefvater nimmt ihm das Rad weg. Er gerät in Wut, kann aber, wie er sagt, „nicht losschimpfen, er verbeißt nur wie immer die Wut in sich hinein". Er rennt wütend von zu Hause weg, ohne sich von der Braut zu verabschieden, mit der er sich auch gezankt hat. Er schreibt sofort eine Karte der Mutter, sie soll die Braut abends in die Wirtschaft schicken, in der er als Kellner dient, um sich mit seiner Braut auszusprechen. Abends bemerkt er anstatt seiner Braut die Mutter in dem Gartenrestaurant. Die Mutter bestellt bei ihm Eis. Er gerät bereits bei dem Anblick der Mutter in einen Erregungszustand und „zittert am ganzen Körper". Seine Kollegen machen ihn aufmerksam, daß seine Braut draußen auf der Straße auf ihn wartet. Als er gerade zum Abrechnen gehen will, sieht er die Mutter und die Braut zusammen auf der Straße stehen. Plötzlich zieht er seine Straßenjacke an, liefert die 180 RM, die er einkassiert hat, nicht ab, sondern geht hinaus zu Mutter und Braut. Die Mutter schickt er weg, spricht aber auch mit der Braut nur wenig, springt, fortwährend in größter Erregung, in ein Auto und phantasiert dabei, daß die Mutter ihm vielleicht mit einem anderen Wagen folgt. Er fährt mit dem Wagen bis nach Meißen, dann am nächsten Tag weiter mit dem Postomnibus nach Leipzig und von dort mit dem Zug nach Berlin. Von Berlin unternimmt er dann gleich nach der Ankunft die erste Fahrt nach Kummersdorf. Über die Wahl dieses Ortes als Ziel der Reise kann er nur sehr mangelhafte Erklärungen abgeben. Seine Angaben wechseln: bald will er dort, d. h. in der Nähe (Baruth), die frühere Braut des Stiefbruders besuchen, bald den Stiefbruder selbst, der dort als Reichswehrsoldat dient. In Kummersdorf erfährt er, daß sein Bruder nicht da ist, und so fährt er zurück nach Berlin, setzt sich mit dem Chauffeur zu einem Glas Bier ins Bahnhofrestaurant, geht unter einem Vorwand hinaus, läßt aber seine Papiere absichtlich auf dem Tisch liegen. Dann nimmt er eine andere Droschke und fährt damit wieder zurück nach Kummersdorf und dann weiter nach dem in der Nähe be-

findlichen Ort Baruth, wo die Familie K. der gewesenen Braut seines Stiefbruders wohnt. Er bleibt nur ganz flüchtig einige Minuten in der Wohnung, spricht über die Affäre seines Stiefbruders, notiert die Adresse der verlassenen Braut und fährt dann weiter nach Kottbus. Über die Wahl dieses Ortes kann er gar keine Auskunft mehr geben. Hier in Kottbus endet die sinnlose Fahrerei, nachdem er den Chauffeur in ein Gasthaus eingeladen hatte und nicht bezahlen konnte, weil er angeblich seine Brieftasche verloren habe. Von dieser Geschichte ist aktenmäßig die erste Fahrt nach Kummersdorf und von da über Baruth nach Kottbus festgestellt. Die Vorgeschichte, das Zanken wegen des Rades zu Hause, das Zusammentreffen am selben Abend mit Mutter und Braut in der Gastwirtschaft, die darauffolgende Autofahrt von Dresden nach Meißen und von Meißen über Leipzig nach Berlin, die er ja noch bezahlen konnte, ist nur aus seiner Schilderung bekannt. Die ganze Geschichte nimmt also ihren Anfang am 23. Mai 1929 früh mit der Auseinandersetzung zu Hause. Noch am selben Abend begann die Fahrt nach Meißen, dann am nächsten Tag nach Leipzig, von Leipzig nach Berlin und von Berlin nach Kummersdorf und zurück nach Berlin und anschließend daran die zweite Fahrt nach Kottbus, welche abends ihr Ende nahm.

Ich habe keinen Grund anzunehmen, daß irgend welche Angaben von Friedrich der Wahrheit nicht entsprechen oder bewußte Fälschungen seien. Ich habe ihn öfters untersucht, und es gelang mir, in ein Vertrauensverhältnis zu ihm zu gelangen. Die einzelnen Fahrten sind vollständig zwecklos, d. h. sie sind bei ihm mit keinen bestimmten Zweckvorstellungen verknüpft, aber sie sind in einem hohen Grade auch ziellos. Er fährt aufs Geratewohl los, wie es ihm in dem Augenblick einfällt. Die Wahl der verschiedenen Ziele der Autofahrten ist aus bewußten Motiven unerklärbar. Aber auch die unbewußten Motive sind nicht immer zu finden, nur die Fahrt nach Kummersdorf läßt sich nach seinen unbewußten Motiven mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit annähernd rekonstruieren. Darüber soll noch später berichtet werden. Seine Handlungen sind zwar nicht in einem wirklichen Dämmerzustand ausgeführt, doch in einem Ausnahmezustand, in welchem die Handlungen nicht so sehr dem bewußten Willen unterworfen sind, als triebhaften und

ihm, dem Täter, selbst unbewußten Motiven. Diese Autofahrt, ebenso wie seine früheren, ist eine triebhafte Handlung. Der Impuls zu der Handlung erscheint im Bewußtsein zwangartig und steht mit den übrigen bewußten Seeleninhalten in keinem oder nur in einem lockeren Zusammenhange. Er wirkt fremdkörperartig im Bewußtsein und ist aus dem bewußten Seelenleben nicht erklärbar. Deshalb erscheinen diese Handlungen sinnlos. Ihr Sinn läßt sich erst dann rekonstruieren, wenn jene unbewußten Motive erkannt werden, die diesen Handlungen zugrunde liegen. Es handelt sich hier also um Handlungen, die gleichwertig sind mit psychoneurotischen Krankheitssymptomen. Die Handlungen entsprechen fremden, aus dem Bewußtsein verdrängten Strebungen. Diese Strebungen lassen sich aber erst aus der Lebensgeschichte und den näheren Lebensumständen des Täters verstehen. Soweit mir eine solche Rekonstruktion jener verdrängten Regungen, die die Tat bedingt haben, mit Hilfe der kurzen psychoanalytischen Exploration gelungen ist, versuche ich, sie kurz darzustellen.

Eine solche nähere Darstellung der Motive erscheint mir deshalb nötig, weil die bloße Behauptung, daß es sich hier um unbewußte Motivationen handelt, erst dann einen faßbaren Inhalt erhält, wenn diese Motive wenigstens in grober Annäherung angegeben werden. Allerdings auch unabhängig von dieser näheren Untersuchung der verdrängten und hier wirksamen Motive läßt sich die Handlungsweise des Täters rein klinisch deskriptiv als ein Fall von neurotischem Agieren (triebhaftes, zwanghaftes Handeln) beschreiben. Für das neurotische Agieren sind vor allem drei Merkmale charakteristisch:

I) Der irrationale Charakter der Handlungen. Das Fehlen zweckmäßiger oder aus bewußten Affekten erklärbarer Motive.

II) Die Stereotypie der Handlungen. Die verschiedenen Strafhandlungen sind in ihrem äußeren Ablauf ähnlich, sie haben einen blinden, triebhaften Charakter und zeigen keine Rücksichtnahme auf die äußere Situation. Auch die schlechten Erfahrungen (Strafen) der Vergangenheit können den Ablauf dieser Handlungen nicht beeinflussen, als ob ein blinder

Trieb sich ohne Rücksicht auf frühere Erfahrungen und auf die gegebenen Situationen, also unabhängig von jeder Einsicht, immer auf dieselbe Weise durchsetzen würde.

III) Das Vorhandensein eines seelischen Konfliktes. Dieses dritte Merkmal zeigt sich darin, daß der Täter seine Handlungen selbst verurteilt und die Strafe selbst herbeiführt aus einer Sühnebedürftigkeit, welche wenigstens kurz nach der Tat so stark ist, daß sie ihn zur mehr oder weniger direkten Selbstanzeige veranlaßt. Auch die häufig auftretenden, wenn auch nicht ganz ernst zu nehmenden Selbstmordabsichten sprechen für das Vorhandensein eines inneren Konfliktes. Dieser seelische Konflikt entsteht dadurch, daß der bewußte Teil seiner Persönlichkeit das triebhafte Agieren ablehnt, diesem fremd gegenübersteht, wenn auch nicht imstande ist, dem zwanghaften Drängen des Triebes zu widerstehen. Da diese drei klinischen Merkmale des neurotischen Agierens: irrationaler Charakter der Handlungen, Stereotypie der Handlungen, der seelische Konflikt bei Friedrich zweifellos vorhanden sind, so lassen sich seine Handlungen eindeutig als psychoneurotische Krankheitssymptome auffassen, die nicht aus dem bewußten Seelenleben entspringen und der Ausdruck einer pathologischen Persönlichkeit sind.

III) Darstellung der unbewußten (ichfremden) Motive, die den Straftaten zugrunde liegen

Friedrich ist unehelich geboren und hat seine ersten sechs Lebensjahre bei Verwandten verbracht. Nachdem die Mutter geheiratet hatte, wurde er in die Familie aufgenommen. Der Stiefvater hatte neun Stiefgeschwister in die Ehe mitgebracht, die teils jünger, teils älter als er waren. Er erinnert sich an die ersten sechs Lebensjahre kaum noch. Aber auch die ersten Schuljahre hat er fast ganz vergessen. Er weiß wohl, daß er ungefähr mit acht Jahren in einer Lungenheilanstalt war wegen Lungenleidens. Er war ein Durchschnittsschüler und lebte von den Schulkameraden zurückgezogen. Seine frühesten Interessen richteten sich auf Botanik und besonders auf Chemie. Diesen Inter-

essen folgt er, als er ungefähr mit dreizehn bis vierzehn Jahren Drogist werden will. Er wird auch als Lehrling in einem Drogistengeschäft angestellt. Er erinnert sich, daß sein Chef sehr streng war. Um zu Hause experimentieren zu können, stiehlt er Chemikalien. Dies kommt heraus. Deswegen, und scheinbar auch, weil sein Stiefvater wünscht, daß er schon Geld verdienen soll, gibt er diesen Beruf auf. In dieser Zeit war die Mutter sehr aufgeregt, hat Anfälle bekommen, drohte ihm mit Selbstmord und wollte ihn auch in den Tod mitnehmen. Diese Szenen wirken außerordentlich stark auf ihn. Auch sonst war die Mutter oft krank und er pflegte sie mit der größten Sorgfalt. Diese Krankenpflege erwähnt die Mutter auch heute noch in ihren Briefen, wie ich mich selbst aus einem in das Gefängnis geschriebenen Brief überzeugen konnte. Man kann sich allmählich über die Verhältnisse im Elternhaus aus seinen Erzählungen, die mehr und mehr vertrauensvoll wurden, ein ungefähres Bild machen. Die Mutter leidet viel unter den Vorwürfen der Stiefkinder, daß sie den eigenen Jungen verwöhnt, ja sogar, daß sie nur geheiratet habe, um ihren Jungen unterzubringen. Er und seine Mutter hängen tatsächlich ungewöhnlich stark aneinander, die Mutter mindestens so stark an ihm, wie er an der Mutter. Diese lebt in einem ständigen inneren Konflikt. Unter den Vorwürfen der Stiefkinder und vielleicht auch des Ehemannes, aber auch unter dem Druck des eigenen Pflichtgefühls, versucht sie die starke, überzärtliche Mutterliebe zu ihrem einzigen Kinde dadurch zugunsten der anderen Kinder auszugleichen, daß sie oft streng gegen den eigenen Jungen ist und wenigstens scheinbar die Partei der anderen ergreift. Friedrich fühlt sich von den anderen Stiefgeschwistern ganz verschieden, „er ist von einem ganz anderen Schlag." Die Stiefgeschwister sind robuste, praktische, tüchtige Menschen, er ist zart und empfindlich. Charakteristisch dafür sind kleine Einzelheiten. Er wird zum Beispiel in die Stadt geschickt, um Besorgungen zu machen. Er fährt gerne mit der Straßenbahn. Weil aber die Stiefgeschwister bei Besorgungen zu Fuß gehen müssen, so steckt ihm die Mutter das Fahrgeld heimlich zu. Wenn es jedoch herauskommt, daß er gefahren ist, so muß die Mutter ihn offiziell tadeln. Aus diesen und ähnlichen Begebenheiten des

Alltags können wir uns die konfliktvolle Lage des Kindes in der Familie vorstellen. Eine heimliche, zärtliche, aber so konfliktvolle, beiderseitig durch Schuldgefühle belastete Liebe bindet Sohn und Mutter aneinander. Diese Liebe bringt die Mutter in Konflikt mit der Familie, den Jungen bringt sie in eine Ausnahmestellung, die er vor sich nicht verantworten kann. Auch die Geburt der sieben Jahre jüngeren Schwester ändert nichts an dieser Situation. Die Schwester wird sowohl von Friedrich wie auch von der Mutter als zu der Gegenpartei gehörig empfunden.

Stiefvater und Stiefgeschwister drängen immer mehr darauf, daß der Junge aus dem Hause kommt. Diese konfliktvolle Situation erklärt uns sein heimliches Verschwinden von zu Hause, das er dreimal wiederholte. Das erstemal — fünfzehn Jahre alt — fuhr er nach Hamburg, um Seemann zu werden, wurde aber noch am Bahnhof von einem Kriminalbeamten aufgegriffen, den der Vater telephonisch anrief. Der Vater holte ihn dann zurück.

Kurze Zeit darauf riß er nach Leipzig aus, um Arbeit zu suchen, angeblich deshalb, weil damals die Mutter sehr streng zu ihm war und ihn nie von zu Hause weggehen ließ.

Das letzte Ausreißen geschah vor seiner ersten Straftat. Da ist er auch nach Leipzig gefahren, um Arbeit zu suchen, und hat sich angeblich dort acht Tage aufgehalten. Da er keine Arbeit fand, fuhr er zurück nach Dresden und fand dort am Schlachtviehhof Arbeit. Ein Freund verriet seinen Aufenthaltsort der Mutter und diese kommt auch ihn zu besuchen. Nachdem er so seinen Aufenthaltsort entdeckt weiß, kündigt er sofort und geht nach Nieder-Poyritz, wo er als Diener angestellt wird. An dem Tag, an welchem die Mutter ihn auch hier ausfindig macht, begeht er seine erste bereits erwähnte Straftat, die Unterschlagung von 200 RM.

Im ganzen kann man sein Leben vom vierzehnten Lebensjahr an ziemlich bewegt nennen. Bald ist er Kellner, bald Page, bald arbeitet er in einer Fabrik, in welcher er auch einen Unfall mit Gehirnerschütterung erlebt. Frühzeitig erlernt er das Trinken, überwindet es aber bald. Einmal will er auf einem Gut herrschaftlicher Kutscher werden, hält dann aber nicht durch und geht wieder zurück zum Kellnerberuf. Während dieser Zeit lebt

er bald zu Hause, bald nicht. Wenn er nicht zu Hause wohnt, hat er ein sehr zwiespältiges Gefühl. Er hat zwar große Sehnsucht nach der Mutter, aber kaum, daß er sie besucht oder sieht, treibt es ihn wieder weg von ihr. Man könnte diese Gefühle am besten als eine mit Angst gemischte Sehnsucht beschreiben.

Den stärksten Eindruck auf ihn machten die Verzweiflungsausbrüche der Mutter, wenn diese Selbstmordabsichten äußert und angeblich auch ihn in den Tod mitzunehmen droht. Einmal soll die Mutter diese Absicht mit Gas auszuführen versucht haben. Im Jahre 1927 soll die Mutter ihn sogar zur Elbe geschleppt haben, um mit ihm zusammen ins Wasser zu gehen. Er bekam wahnsinnige Angst und riß sich los. Eine ziemlich durchsichtige Anspielung in einem der Briefe der Mutter, den ich zu Gesicht bekam, macht diese Angaben glaubwürdig. Der Ton der verschiedenen Briefe der Mutter ist recht zwiespältig. Diese Briefe bestätigen unzweideutig das Bild von den Gefühlsbeziehungen zwischen Mutter und Sohn, das wir aus den Erzählungen Friedrichs gewonnen und bereits angedeutet haben. Bald ist der Ton der Briefe zärtlich, ihr gemeinsames Schicksal wird hervorgehoben, ihre Zusammengehörigkeit gegenüber der restlichen Familie kommt fast unverhüllt zum Vorschein. Der Ehemann und die Stiefkinder werden als Fremde behandelt. Aus anderen Briefen klingt wieder eine ganz andere Stimmung. Die Ehefrau mit ihren Pflichten überwindet in ihr die Mutter, sie macht dem mißratenen Sohne bittere Vorwürfe, wirft ihm vor, daß er den Namen des Stiefvaters in den Schmutz gezogen habe. Den Höhepunkt in diesem Konflikt zwischen Mutterliebe und Pflichten gegen die Familie bedeuten die hysterischen Selbstmordabsichten und der Wunsch nach einem gemeinsamen Sterben mit dem Sohn. Dieses Motiv des Liebestodes ist typisch für Liebespaare, deren Wunsch, einander zu gehören, im Leben nicht erfüllt werden kann. Der auf den Sohn gerichtete unbewußte Inzestwunsch der Mutter kommt in diesen Selbstmordszenen unverkennbar zum Ausdruck. Mutter und Sohn sollen sich im Tode vereinigen.

Es ist unschwer, die entsprechenden Gefühle in Friedrichs Unbewußtem aufzufinden. Friedrichs Sexualleben war bis jetzt ziem-

lich dürftig. In der Pubertät hat er wenig Interesse für Mädchen. Die übliche Pubertätsmasturbation ist bei ihm sehr stark inzestuös gefärbt. In seinen Masturbationsphantasien taucht oft das Bild der Mutter auf. In dieser Zeit empfindet er manchmal die Mutter in den Phantasien als Frau. Er scheucht diese Phantasien von sich weg, unterdrückt schuldbewußt und angstvoll diese Gefühle. Solche Erscheinungen allein sind aber noch nicht außergewöhnlich, noch nicht unbedingt pathologisch. Friedrich gelingt es aber nicht, sich in den nächsten Jahren normalerweise von der Mutterbindung zu befreien. Es gelingt ihm zwar, den sinnlichen Teil dieser Bindung ins Unbewußte zu verdrängen, doch es bleibt die angstvolle, konfliktvolle Sehnsucht nach der Mutter zurück, die er selbst nach seinem eigenen Gefühl, ohne die Herkunft und den tieferen Sinn dieser Gefühle zu kennen, als die Ursache seiner triebhaften Straftaten empfindet. Nachdem er zu mir eine vertrauensvolle Beziehung erwarb und mir versicherte, daß es ihm zum erstenmal gelang, sich frei auszusprechen, fragte ich ihn öfters, wie er sich selbst seine Handlungen erklärt. Er gab mir immer wieder die stereotype Antwort, daß es irgendwie mit der Mutter zusammenhängt. Wenn er in ein Auto steigt, so fühlt er, daß er vor der Mutter flüchtet. Immer wieder kommt er auf die Selbstmordszenen der Mutter und auf deren Drohung, auch ihn umzubringen, zurück. Er beschreibt seine Gefühle wörtlich wie folgt:

„Ich bin in ständiger Furcht vor meiner Mutter. Ich brauche nur an meine Mutter zu denken, dann bin ich in einer derartigen Aufregung, daß ich nicht weiß, was ich tue. Es steigen dann fürchterliche Bilder in meinem Kopfe auf, und mein Gedanke ist, nur fortfliehen, irgendwohin. Ich fühle dann immer jemand hinter mir herkommen."

In solcher Gefühlslage besteigt er dann das Auto und phantasiert, daß jemand nachjagt, wahrscheinlich die Mutter. Dann wünscht er weit zu fahren, je größer die Entfernung, um so besser. Im Auto sitzend fühlt er, daß die Entfernung zu dem Verfolger bald kleiner, bald wieder größer wird. Wenn er wieder zum klaren Verstand kommt, dann fühlt er, „als wenn er aus einer großen Ohnmacht erwachen würde". Er fühlt sich nachher müde, „ganz

schwach, als wenn er zusammenbrechen würde". Den Angstgefühlen, die er im Auto hat, mischt sich auch etwas Wollüstiges bei, was aber keinen direkten sexuellen Charakter hat.

Die Symptomhandlung — so wollen wir das triebhafte Autofahren bezeichnen — stellt sich also als eine Art Flucht im Auto dar und kommt auf einem bei den Psychoneurosen sehr häufigen Wege zustande. Eine in das Unbewußte verdrängte Triebtendenz, die die bewußte Persönlichkeit angstvoll ablehnt, wird von dem bewußten Ich als eine innere Gefahr gewertet und ebenso behandelt, wie eine äußere Gefahr. Friedrich flüchtet vor seiner verdrängten Inzestliebe zu seiner Mutter, also vor seinem eigenen verdrängten Wunsch, so, als ob dieser eine äußere Gefahr wäre. Er steigt in das Auto und will vor der Gefahr, vor der Mutter, fliehen. Man kann aber vor sich selbst nicht entfliehen, er trägt ja auch den verpönten Wunsch, nicht nur die Angst vor diesem in sich selbst. Dieses gleichzeitige Verlangen und Flüchten kommt dann in den Angstphantasien im Auto zum Ausdruck. Die unklare Vorstellung: „die Mutter jagt ihm nach" ist nicht nur eine Angstvorstellung, sondern drückt auch den Wunsch nach der Mutter aus. Dieser verpönte Wunsch wird aber von dem inzestablehnenden Bewußtsein nur als Angst empfunden. Auch das Gefühl, daß der Abstand zwischen ihm und seinem Verfolger bald größer, bald kleiner wird, entspricht diesem Kräftespiel zwischen Verlangen und Ablehnung.

Friedrichs Beziehungen zu Frauen sind auf Grund dieser starken Bindung an die Mutter recht armselig ausgefallen. Mit siebzehn Jahren kommt er erstmalig zum einmaligen Geschlechtsverkehr mit einem Büfettfräulein. Vor diesem hat er nur zweimal harmlose Beziehungen zu älteren Mädchen (Muttervertreterinnen) gehabt. Der erste Geschlechtsakt bleibt dann lange ohne Fortsetzung. Im Jahre 1926, also mit achtzehn Jahren, hat er für kurze Zeit Beziehungen zu einem Mädchen, aber es kommt nicht zum Geschlechtsverkehr. Fraglos spielt die übermäßig zärtliche Liebe der Mutter, deren unbewußten Inzestcharakter der Sohn, wenn auch nicht bewußt, so doch instinktiv fühlt, eine große Rolle für seine sexuelle Entwicklung. Die Mutter schimpft hauptsächlich dann auf ihn, wenn er spät nach Hause kommt. Er spürt, daß die Mutter

irgendwie eifersüchtig ist und ihn an sich fesseln möchte. „Sogar auf gute Freunde war sie eifersüchtig." Erst im Jahre 1928 lernt er seine heutige Braut kennen, mit der er einen ziemlich regelmäßigen Sexualverkehr ausübt. Doch er selbst bekennt, daß seine Gefühle zu der Braut „nicht ganz richtig sind". Er spricht meistens gleichzeitig von Mutter und Braut, aber die Braut spielt immer in diesen Erzählungen die zweite Rolle. Seine stärksten Gefühle, Angst und Sehnsucht, gelten der Mutter.

Die Mutter versucht, ihre Eifersucht auf die Braut mit einer großen Sympathie für sie zu übertönen. Freilich gelingt es ihr nicht, die verdrängte Eifersucht ganz zu verbergen. So beschimpft sie häufig den Sohn, wenn er spät abends mit der Braut ausgeblieben ist. Er hat sich schon öfters gedacht, daß „die Mutter ihn von der Braut trennen will, um ihn für sich zu behalten". Einmal schrieb er auch einem der Stiefbrüder, daß ihm Mutters zu große Fürsorge lästig sei. Es läßt sich leicht vorstellen, wie die mütterliche, wenn auch unbewußte Inzestliebe einerseits seine eigene verdrängte Inzestliebe immer wach hält, anderseits die Flucht vor der Mutter stärkt. So wird die Mutter für ihn eine wirkliche Gefahrenquelle, die ihn in die konfliktvolle Versuchungssituation bringt. Es wird uns jetzt verständlich, warum er die Autofahrten immer nach einem Zusammentreffen mit der Mutter ausführt. Besonders deutlich kommt dies auch bei seiner letzten Tat zum Ausdruck. Nach der Auseinandersetzung mit der Braut schreibt er der Mutter einen Brief, in dem er sie bittet, die Braut zu ihm zu schicken. Der unbewußte Sinn dieses Briefes ist: „... laß mich endlich los, laß mich zu meiner Braut!" Aber er schreibt diesen Brief unsinnigerweise der Mutter und nicht direkt der Braut. Der Brief bedeutet also gleichzeitig auch eine heimliche Werbung um die Mutter. Und tatsächlich erscheint auch abends die Mutter in dem Wirtshaus und setzt sich so, daß er sie bedienen muß. Sie hat offenbar aus unbewußter Eifersucht nicht die Braut geschickt, sondern ist selbst zu ihrem Sohn gekommen. Als Friedrich die Mutter erblickt, gerät er in eine furchtbare Aufregung. Er zittert am ganzen Körper wie ein Verliebter, wenn die Geliebte erscheint. Diese Aufregung ist auf eine andere Weise nach der Kenntnis der Vorgeschichte nicht zu er-

klären. Er schickt die Mutter fort und auch die Braut, doch den aufgeweckten, verdrängten Wunsch nach der Mutter kann er nicht fortschicken. Und dann kommt die neurotische Symptomhandlung, die Flucht im Auto, der krankhafte Versuch, vor dem eigenen Unbewußten zu fliehen.

Auf unzweideutige Weise kommt die unbewußte, verdrängte Eifersucht der Mutter auf die Braut in ihren Briefen an den Sohn zum Ausdruck. In einem moralischen, formal klingenden Ton wird immer die Braut angepriesen und der Sohn gebeten, sich um ihretwillen zu bessern. Ihre tiefe und wahre Gefühlseinstellung verrät sich aber in einem frappanten Verschreiben. Sie schreibt: „Sorge dich nicht so um Gertrud, das ist ein verständiges Mädchen, sieh lieber, daß du gesund wirst, und wenn du wieder arbeiten kannst, dann lebe und sorge für Gertrud und geh *nur* mit ihr fort *und bleibt bei mir*, dann wirst du auch nicht in Versuchung kommen, Dummheiten zu begehen." Der Widerspruch: „geh nur mit ihr fort" — „bleibt bei mir" ist offenbar. *Bewußt* wollte sie schreiben: „und bleib bei ihr", *unbewußt* hat sie aber gemeint: „bleibe bei mir." Das Kompromiß zwischen den beiden widerstrebenden Tendenzen kam in dem Ausdruck „und bleibt bei mir" zustande. Auch das Wörtchen „nur" ist nicht am Platze. Es bedeutet ja: „also gut, geh nur mit ihr fort" und drückt damit ihren innerlichen Widerwillen gegen dieses Fortgehen aus.

Der scheinbar vollständig unsinnige Besuch in Baruth bei der Familie K., der verlassenen Braut des Stiefbruders, läßt sich im Lichte dieser Aufklärungen verstehen. Die Autofahrt bedeutet eine Flucht vor der Mutter. Die Braut des Stiefbruders ist ein Ersatzobjekt für die Frau des Stiefvaters, d. h. für die Mutter. Doch diese Braut hat der Stiefbruder treulos verlassen. Er flüchtet von dem verbotenen Liebesobjekt, von der Mutter, zu dem Ersatzobjekt, zur Braut seines Stiefbruders, die dadurch erlaubt geworden ist, weil sie von dem Stiefbruder treulos verlassen wurde. Aus dieser unbewußten Ideenverknüpfung erklärt sich die sonst unerklärliche doppelte Fahrt nach Kummersdorf und der so unsinnig und unmotiviert erscheinende Besuch bei der Familie K., wo er über das schmähliche Verlassen der Braut

gesprochen hat, als ob er die sündhaften Wünsche gegenüber der Mutter damit gut machen wollte, daß er für die Tat des Bruders aufkommt.

Es ist uns jetzt auch verständlich, warum er sich nach den Autofahrten absichtlich in die Hände der Polizei spielt. Die Jagd im Auto bedeutet ja eine Flucht vor seinem eigenen Gewissen, die durch die Sehnsucht nach der Mutter erweckt wird. In diesem Zustande der Gewissensspannung bedeutet die Strafe eine Befreiung von Gewissensbissen. Außerdem bedeutet die Autofahrt nicht nur die Flucht vor der Mutter, sie hat gleichzeitig einen Befriedigungswert für ihn, sie ist die symbolische Befriedigung einer verdrängten sexuellen Spannung. Dieser sexuelle Charakter kommt wie im allgemeinen bei den neurotischen Symptomen zwar nicht bewußt zum Ausdruck, doch er verrät sich in der merkwürdigen wollüstigen Empfindung, die sich der Angst beimischt. Um jedoch diese tiefere komplexhafte sexuelle Bedeutung des Autofahrens, das ja tatsächlich jedem als eine merkwürdige Leidenschaft dieser pathologischen Persönlichkeit erscheinen muß, eindeutig nachzuweisen, ist es nötig, noch einige Funde der psychoanalytischen Exploration des Täters nachzutragen.

IV) Zum Komplexcharakter des Autofahrens

Das Fahren mit Verkehrsmitteln nimmt in Friedrichs Erinnerungsmaterial geradezu eine Ausnahmsstellung ein. Eine seiner frühesten Erinnerungen — ungefähr aus dem achten Lebensjahr — ist eine Eisenbahnfahrt mit dem Stiefvater, Mutter und Stiefgeschwistern zur Sommerfrische nach dem Riesengebirge. Am Bahnhof verschwindet er plötzlich mit der Ausrede, zu Hause etwas vergessen zu haben, und hat die Absicht, den Zug zu versäumen. Er kann diese Absicht heute nicht mehr motivieren. Er bemerkt nur, daß der Stiefvater freie Fahrt bei der Eisenbahn gehabt hat, weil er Beamter bei den Staatsbahnen war.

Bei Schulausflügen, wenn sie in eine fremde Stadt kamen, erinnert er sich, daß er sich öfters heimlich von den übrigen Ausflüglern trennte und in der Stadt allein mit der elektrischen Bahn herumfuhr.

Mit vierzehn Jahren will er Chauffeur werden, aber er sieht einmal einen Autozusammenstoß auf der Straße und dann war dieser Wunsch abgetan. Bei seinen Autofahrten denkt er auch oft daran, daß er verunglücken könnte, und gibt auch dieses Motiv, um seine unsinnigen Fahrten zu erklären, als eine Art Selbstmordabsicht an. Dann wollte er einmal, wie schon erwähnt, herrschaftlicher Kutscher werden. Als Kind hat er oft die merkwürdige Neigung gehabt, wenn er in der Straßenbahn gefahren ist, eine Karte für Erwachsene zu lösen. Er wollte also beim Fahren den Großen gleich sein. Daß es sich hier um einen merkwürdigen Sublimierungsversuch des infantilen Sexualwunsches handelt, wird einem eindeutig klar, wenn man die sexualsymbolische Bedeutung des Fahrens aus dem Traumleben der Menschen kennt (vgl. auch den deutschen Sprachgebrauch „Verkehr" — „Sexualverkehr"). Daß das Straßenbahnfahren ein gemeinsames und verbotenes Geheimnis für ihn und die Mutter bedeutete, haben wir bereits erwähnt. Die Mutter gab ihm heimlich das Fahrgeld, doch mußten diese Fahrten vor den übrigen Familienmitgliedern verheimlicht werden.

Besonders bezeichnend ist Friedrichs Behauptung, daß er die glücklichste Zeit seines Lebens als Kellner bei der Mitropa gehabt hatte. Damals konnte er seine komplexbetonte Vorliebe für Fahrten in einer ichgerechten Form befriedigen. Wie labil dieses Gleichgewicht war, wie stark das Fahren mit Schuldgefühlen verknüpft ist, zeigt uns seine fast ganz unmotivierte Kündigung dieser Stellung. Er hat Angst gehabt, daß der Stiefbruder ihn verraten könnte, daß er vorbestraft sei. Das Fahren ist mit dem Inzestwunsch im Unbewußten assoziiert, deshalb entsteht die Angst vor dem Stiefbruder, von dem er die Mutterliebe ja tatsächlich wegnahm.

Auch das Fahrrad spielt eine Rolle bei seiner letzten Straftat. Wie schon erwähnt, hat er auf Abzahlung sich ein Fahrrad gekauft, um, wie er behauptet, „mit der Braut, die auch ein Fahrrad besitzt, zusammen fahren zu können". Doch wurde ihm dieses Fahrrad von dem Stiefvater weggenommen. Und das gab den Anlaß zu dem Wutanfall.

Wir sehen eindeutig: das Fahren ist bei ihm weit zurück in die Kindheit komplexhaft gefühlsbetont, es hat die Bedeutung einer

verbotenen Lust und es ist mit tiefen Schuldgefühlen verquickt. Schon das Ausreißen vor der Sommerfahrt weist deutlich in diese Richtung und zeigt, daß schon in diesem Alter das Fahren mit Angst und Schuldgefühlen verknüpft war, weil es eine verbotene Lustquelle für das Kind bedeutete.

Dieser Lustcharakter des Fahrens ist in der Psychoanalyse gut bekannt, wenn auch sein Ursprung noch nicht ganz feststeht. Es handelt sich um eine frühzeitige B e w e g u n g s lust, die bei rhythmischen Bewegungen auftritt und beim Schaukeln von vielen Kindern als deutliche sexuelle Lust empfunden wird. Manches Kind entdeckt die Masturbation während des Schaukelns. Vielleicht gehen die Wurzeln dieser Lustgefühle auf die allerfrüheste Säuglingszeit zurück, auf die Lustempfindungen, die das Kind bei dem Gewiegtwerden in dem Arm der Mutter oder in der Wiege empfindet. Auch er erinnert sich, daß ihm als Kind das Schaukeln eine ausgesprochene sexuelle Lust verursacht hat. Dieses Gefühl beim Schaukeln findet er noch am ähnlichsten jenem Lustgefühl, das er beim Autofahren hat.

Friedrich hat seine ersten Sexualgefühle, die bei jedem Kind inzestgefärbt sind, sehr frühzeitig schon auf die rhythmische Bewegungslust, die beim Fahren entsteht, verschoben, und so erhielt das Fahren die unbewußte Bedeutung der verbotenen sexuellen Wünsche zu seiner Mutter.

Zum Schluß sei noch ein Traum mitgeteilt, den er im Gefängnis geträumt hatte, ein Traum, der uns eine frappante Bestätigung der oben entwickelten Erklärungen gibt.

Es träumt ihm, *daß er spät nach Hause kommt — sie wollten zusammen mit Mutter und Braut ausgehen — aber es ist schon zu spät dazu. Dann plötzlich sitzt er in einem Auto, die Mutter fährt mit und sitzt neben ihm.*

Der Sinn dieses Traumes ist nach dem Gesagten eindeutig klar. Im Traum bringt er den verdrängten Inzestwunsch zur symbolischen Darstellung. Wovor er im Wachleben angstvoll flüchtet, das kann er im Traum befriedigen, und gerade in der Form, in welcher er seine strafbaren Handlungen ausgeführt hat. Im Wachleben im Auto sitzend flüchtet er vor der Mutter, im Traum fährt er zusammen mit ihr. Das Zusammenfahren mit der Mutter hat die

symbolische Bedeutung des Geschlechtsverkehrs. Es ist leicht zu verstehen, wieso er im Traum diese zu schuldbelastete Autofahrt ausführen darf. Er hat ja für dieses Autofahren bereits durch die Gefängnisstrafe gebüßt. Er gönnt sich im Traum das, wovor er im Leben, von seiner Gewissensangst gepeinigt, immer flüchten muß.

V) Das Gutachten

Friedrich ist eine psychopathische Persönlichkeit, ein neurotischer (triebhafter) Charakter. Er ist in krankhafter Weise in einem Lebensalter an die Mutter fixiert, in welchem der normale Mensch seine Inzestbindung gewöhnlich bereits überwunden hat. Seine strafbaren Handlungen erweisen sich als neurotisches Agieren, sie sind einem Krankheitssymptom gleichwertig und bedeuten den Versuch, von einer unerträglichen, unbewußten Triebspannung sich zu befreien, von einer Triebspannung, die einen für das Bewußtsein unerträglichen Inhalt hat, nämlich die inzestuöse Sehnsucht nach der Mutter. Die scheinbar völlig sinn- und zwecklosen Autofahrten haben einen unbewußten Sinn, sie bedeuten die angstvolle Flucht vor der Inzestsehnsucht, aber gleichzeitig auch die symbolische Befriedigung dieses verdrängten Wunsches. Die Strafhandlungen verfolgen sonst keine kriminellen Ziele (wie Betrug, Beschädigung u. a.). Die Straftaten kommen dadurch zustande, daß er von der beschriebenen Triebspannung auf dem gesunden Wege sich nicht befreien kann. Und diese Triebspannung ist stärker als die Hemmungseinflüsse der bewußten Persönlichkeit. Die Handlungen also sind eindeutige Folgen einer krankhaften Störung im Affektleben, deren nähere Natur kurz angedeutet wurde.

Eine Bestrafung, wie die früheren Strafen bereits zeigen, würde ihn von weiterem neurotischen Agieren nicht zurückhalten. Im Gegenteil: durch die Bestrafung nimmt die Gewissenshemmung ab und das Gleichgewicht verschiebt sich wieder zugunsten der verdrängten Triebansprüche. Natürlich kann man auch von der Straflosigkeit keine günstigen Folgen erwarten, wenn nicht eine psychotherapeutische Behandlung vorgenommen wird. Von dem therapeutischen Standpunkt aus würde das geeignetste Vorgehen die Aufnahme in einer Anstalt sein, wo er wenigstens für die erste Zeit einer psychoanalytischen Behandlung unter Aufsicht stünde.

VI) *Epilog*

Kurz nach seiner Freisprechung unterschlug Friedrich von einer Fürsorgestelle, der er anvertraut war, eine größere Summe und hat diese zum größten Teil für ziellose Eisenbahn- und Autofahrten verausgabt. Diesmal wurde er mit einer Freiheitsstrafe bestraft. Die Voraussage des Gutachtens hat so bald eine experimentelle Bestätigung erfahren. Für diese neurotisch erkrankten Rechtsbrecher fehlen heute entsprechende Institutionen und Rechtsmaßnahmen. Sowohl einfache Freisprechung wie auch Bestrafung erweisen sich zwangsläufig als ungeeignete Maßnahmen.

Zur psychoanalytischen Kasuistik der männlichen Impotenz

Von

Maxim. Steiner

Im Verlag Franz Deuticke, Leipzig und Wien, ist vom Buch: Dr. Maxim Steiner, „Die psychischen Störungen der männlichen Impotenz, Eine neue, verbesserte Behandlungstechnik" soeben die „vierte, vermehrte Auflage" (Preis Mark. 4·—) erschienen. „Die Zeit ist hoffentlich nicht ferne," — schrieb Professor Freud 1913 im Vorwort zur ersten Auflage dieser Arbeit, — „in welcher die Einsicht allgemein wird, daß man keinerlei nervöse Störung verstehen und behandeln kann, wenn man nicht die Gesichtspunkte, oft auch die Technik der Psychoanalyse zu Hilfe nimmt. Die Behauptung mag heute wie eine anmaßende Übertreibung klingen; ich getraue mich vorherzusagen, daß sie dazu bestimmt ist, ein Gemeinplatz zu werden. Es wird aber ein bleibendes Verdienst des Autors dieser Schrift sein, daß er diese Zeit nicht abgewartet hat, um die Psychoanalyse in die Therapie der nervösen Leiden seines Spezialgebietes einzulassen." Seit 1913 hat die Schrift Dr. Steiners von Auflage zu Auflage Ergänzungen entsprechend den seitherigen Fortschritten der psychoanalytischen Theorie und Technik erfahren. Die jetzt erschienene 4. Auflage enthält, neben neuen theoretischen Abschnitten, auch eine Erweiterung des Kapitels „Kasuistik", das wir mit Genehmigung des Verfassers und des Verlags hier wiedergeben.

Im Nachfolgenden sollen einige Krankengeschichten vorgeführt werden, die namentlich auf das psychische Verhalten der Patienten ein Licht werfen. Selbst diese Kasuistik, die sich nur auf wenige

Fälle erstreckt, die interessanteren, die ich meiner reichhaltigen Sammlung entnehme, wird zeigen, welch mächtigen Einfluß die sexuellen Vorgänge auf die Psyche nehmen. Aber bei aller Verschiedenheit der psychischen Äußerungen findet der Praktiker bei den in Betracht kommenden Patienten gewisse gemeinsame Merkmale ausgeprägt. Das auffallendste Stigma ist das Fehlen der für den Normalen so charakteristischen Aggression. Der Impotente geht am Weib vorbei, anstatt auf sie loszugehen. Es fehlt diesen Patenten meistens nicht an Gelegenheit zum Verkehr mit dem anderen Geschlecht, nur lassen sie sie unbenützt, und Begegnungen, die für den normalen Mann zum Ausgangspunkt von Abenteuern würden, bleiben bei ihnen ohne weitere Konsequenzen. Es sind lauter Romane, die im ersten Kapitel abbrechen.[1] Manchmal werden sie trotzdem weitergeführt, um vor dem entscheidenden Punkte ein jähes Ende zu finden. Sie haben es in der Kunst, der Entscheidung auszuweichen, geradezu zur Meisterschaft gebracht. Freilich stellen die Patienten die Sache meist so dar, als ob der andere Teil im kritischen Augenblick die Flucht ergriffen hätte. Es ist klar, daß Männer, die dem Weibe gegenüber ein so maßvolles Verhalten an den Tag legen, von diesem eine Zeitlang mehr geschätzt werden und durch ihre scheinbare Frigidität beim anderen Teile sexuelle Erregung hervorrufen. So erklärt es sich, daß gerade die psychisch Impotenten bei den Frauen die meisten Chancen haben. Freilich wird ihnen der Segen zum Fluch, wie weiland König Midas.

Fall 1: Offizier. Unvollständige Analyse infolge äußerer Hindernisse. Impotenz infolge verdrängter Wutregungen gegen seine Frau, von der er sich nicht mit Unrecht verachtet und betrogen glaubt, ohne es sich aber einzugestehen, da er sie aus Opposition gegen sein Elternhaus, seine Erziehung und seine ganze Vergangenheit geheiratet hat.

Fall 2. Student mit Onaniezwang, der ihn nicht zum Weibe kommen läßt. Begründung der Onanie durch Trotz gegen die Eltern, von denen er sich immer zurückgesetzt glaubt. Er gibt die

---

1) Es ist nicht uninteressant, daß psychisch impotente Männer sich sehr häufig gerade zu anästhetischen Frauen hingezogen fühlen.

Onanie nicht auf, weil sie ihn von den Eltern unabhängiger macht, denen er das zur Befriedigung seines sexuellen Bedürfnisses nötige Geld nicht abbetteln will. Große Beschämung in den Pubertätsjahren wegen der Entdeckung eines sexuellen Attentats auf eine etwas jüngere Verwandte. Bei den ersten Koitusversuchen erweist er sich impotent, doch kommt er schließlich im Laufe der Behandlung zu einer normalen Potenz.

Fall 3. Philosoph. Besondere Intelligenz und sexuelle Frühreife. Stark perverse Betätigung in früher Kindheit, besonders Analerotik. Bei Beginn der Behandlung gehäufte Pollutionen, volle Arbeitsunfähigkeit, Klage über Mangel an Beziehung zur Außenwelt, absolute Impotenz trotz ungewöhnlich günstiger Verkehrsgelegenheiten. Die Impotenz ist bedingt durch Fixation an die Mutter, die in besonderer Intimität mit ihm gelebt hatte. Er wird durch Phantasien beherrscht, welche an die Entkleidungen der Mutter anknüpfen (Kleiderfetischismus). Die Libido ging späterhin auf seine um zwei Jahre jüngere Schwester über. Im Laufe der Behandlung überwand er bei großer Besserung des Allgemeinbefindens die Impotenz und brachte es bei mehreren Frauen zu Leistungen, durch welche sich diese höchlich befriedigt zeigten, während er selbst in gewissem Grade anästhetisch blieb. Im Beisammensein mit der Mutter, nach Abbruch der Behandlung, traten die Pollutionen wieder auf.

Fall 4. Großindustrieller. Allmähliche Verschlechterung einer normal einsetzenden Potenz, bis zum endlichen Versagen. Fixierung an die Mutter, deren einziges Kind er ist, Gegnerschaft gegen den Vater. Unzufriedenheit mit der Aussicht, in das Geschäft des Vaters einzutreten. Er gewinnt in der Kur die volle Potenz wieder und findet sich mit der Notwendigkeit ab, die Stelle des Vaters im Geschäft einzunehmen.

Fall 5. Kaufmann, gutmütiger tüchtiger Mann, der mit 34 Jahren geheiratet und bis dahin keinen Koitus versucht hatte. Volle Impotenz, die durch keinerlei somatische Behandlung beeinflußt werden konnte. Kräftige Erektionen stellten sich während der vierjährigen Ehe nur ein, wenn die Frau die Periode hatte, und zur Zeit, als ihr wegen einer gynäkologischen Operation der Verkehr untersagt wurde. Seine sexuelle Befriedigung erzielte er bis

zur Heirat durch Masturbation, geknüpft an eine Phantasie, in welcher er sich unter allerlei Zeremoniell von Frauen abschlachten ließ.[2] Die Entwicklung dieser masochistischen Phantasie reicht bis in die Vorpubertät zurück; sie stellt eine Reaktion auf frühzeitige sadistische Regungen dar. Dazwischen läuft eine Geburtsphantasie, in der er das Weib (die Mutter) darstellt. Er war schon als kleiner Knabe an die Mutter fixiert und von dem strengen Vater übermäßig eingeschüchtert. Seit der Heirat hat er die Onanie aufgegeben. Zum Versuch mit anderen Frauen ist er nicht bereit.

Fall 6. Advokat. Begabter, aber sehr zerfahrener Mann, mit bewegtem, an bunten Abenteuern reichem Vorleben. Wiederholte Gonorrhöe, außerordentliche Phantasietätigkeit, unmäßige Onanie, die durch sexuellen Verkehr nicht gehemmt wird. Allmähliche Abnahme der Potenz, häufiges Versagen und sehr verfrühte Ejakulation, allmähliche Entwicklung von Herzangst, Eisenbahnangst, Klaustrophobie und anderen Angstzuständen, die seine Existenz sehr erschweren. Er gewinnt in der Behandlung bei weitgehender Herstellung von seinen Beschwerden seine gute Potenz, entsagt der Onanie und tritt in befriedigende Liebesbeziehungen ein.

Fall 7. Junger Amerikaner, dessen Sexualleben eine normale Entwicklung einschlug, der aber im 23. Jahre den Sexualverkehr plötzlich aufgab und durch 14 Jahre ohne Schaden abstinierte. Nach dem Tode seines Vaters versuchte er im 37. Lebensjahre wieder zu koitieren, fand sich aber völlig impotent und wurde nach erfolgter örtlicher Behandlung nach Wien geschickt. Seine Potenz kehrte hier schon während der Lokalbehandlung wieder und gestaltete sich während der Psychoanalyse zu einer in jeder Hinsicht normalen. Seine Libido war an die Mutter fixiert, er hatte den sexuellen Verkehr aufgegeben, als er von einem galanten Abenteuer des Vaters Kenntnis erhielt, und getraute sich erst nach dessen Ableben den Verkehr wieder aufzunehmen. Er heiratete nach der Rückkehr in seine Heimat ein junges Mädchen.

Fall 8. Junger Mann in angeblich glücklichster Ehe (Liebes-

2) Für die prognostische Beurteilung des einzelnen Falles ist der Charakter der Onanier-Phantasie von großer Bedeutung. Sind es, wie im vorliegenden Falle, *masochistische Phantasien* komplizierterer Art, so ist wegen ihrer schweren Realisierbarkeit die Prognose meist ungünstig.

heirat, schöne Frau, ein Kind von wenigen Monaten), der nach seiner ersten Untreue auf der Reise von einer schweren Depression befallen wird, seiner Frau eine Beichte ablegt, aber trotzdem in hypochondrischer Verstimmung verbleibt. Fixation der Libido an eine jüngere Schwester, die, selbst an ihn gebunden, seine Heirat mit einer Hysterie beantwortet und seine Frau mit Feindseligkeit verfolgt. — Heilung der Depression.

Fall 9. Gendarm. Hat bis zum 40. Jahr keinen Koitusversuch unternommen, dagegen viel onaniert. Er geht im 40. Lebensjahr eine Vernunftehe mit einer älteren reizlosen Frau ein und erweist sich als vollkommen impotent. Die Lokalbehandlung bleibt zunächst ohne Erfolg. Die Analyse des sehr intelligenten Patienten, der eine Unmasse von Träumen von dem charakteristischen Unzulänglichkeitstypus produziert, ergibt eine Fixierung an die Mutter und stark ausgeprägten Vaterhaß. Der anfängliche Erfolg wird nach einem kurzen Besuch bei der noch lebenden, aber an einem anderen Orte wohnenden Mutter durch neuerliche Mißerfolge abgelöst. Die Fortsetzung der Analyse fördert abermals neues Material zutage. Patient reist in seinen Dienstort ab und es gelingt ihm zunächst, mehrmals den Koitus — allerdings nicht bei der eigenen Frau — auszuführen. Da Patient nicht mehr in der Lage ist, neuerdings nach Wien zu kommen, gebe ich ihm den Rat, die Analyse, soweit es geht, selbständig fortzusetzen, seine Träume aufzuzeichnen und mir einzusenden. Ich sende sie ihm zurück mit der Aufforderung, auch seine Deutungsversuche beizufügen. Zugleich mit diesen bekomme ich einige Tage später auch die Nachricht von dem ersten bei der eigenen Frau vollzogenen Koitus.

(Weit häufiger, als man erwarten sollte, hatte ich Gelegenheit, bei unseren Gendarmen Fälle von psychischer Impotenz zu beobachten. Es handelt sich stets um körperlich und geistig wohlentwickelte Menschen mit relativ großer Intelligenz. Vielleicht liegt schon in der Berufswahl dieser Leute ein Hinweis auf den verdrängten unbewußten Komplex [aufrührerische Einstellung gegen den Vater und ihre Überkompensation durch bewußte Hingabe an Loyalität und Gesetzesachtung]. Sicher ist, daß auf die Frage nach der mutmaßlichen Ursache des Krankheitszustandes diese Patienten stets die stereotype Antwort geben, der Beruf sei daran schuld, denn er er-

fordere ein sehr reserviertes Benehmen; sie dürften, um nicht die Achtung der Bevölkerung zu verscherzen, sich nicht in Heimlichkeiten und Liebesverhältnisse einlassen, lebten unter steter Kontrolle der Behörden und der Bevölkerung, überdies biete ihnen der anstrengende Dienst und der damit verbundene Ortswechsel kaum Gelegenheit, sich irgendwo zu engagieren.)

Fall 10. Junger Fabrikant. Sucht mich wegen Magen- und Darmbeschwerden, namentlich einer hartnäckigen Obstipation, auf, obwohl ihm genau bekannt ist, daß ich kein Spezialist für die erwähnten Krankheiten bin. Er ist sehr nervös, leidet an Pollutionen. Onanie wird anfangs geleugnet, aber später spontan eingestanden. Objektive Untersuchung ergibt bei dem jungen Mann, der nie eine Geschlechtskrankheit hatte, chronische Prostatitis und Überempfindlichkeit der pars prostatica urethrae. Nach Beseitigung der genannten Zustände durch lokale Behandlung tritt eine auffallende Besserung der Magen-Darm-Beschwerden ein, die offenbar auf Sexualneurasthenie hinweisen. Um dieser abzuhelfen, verordne ich regelmäßigen Koitus, der bei der Dirne auch anstandslos gelingt, ohne aber Vergnügen zu bereiten, im Gegenteil wieder die ursprünglichen Beschwerden hervorruft. Patient hat selbst die Empfindung, daß ihm der Koitus mit einer gleichwertigen Person nottut. Auch er sieht darin die Lösung seines Problems. Doch kann er sich nicht entschließen, eine Beziehung anzuknüpfen, da ihm der Mut fehlt, die Initiative bei einem anständigen Weibe zu ergreifen. Der Zustand verschlechtert sich zusehends, eine abermalige lokale Behandlung beseitigt die Verdauungsbeschwerden. Um nicht neuerdings zu Prostituierten gehen zu müssen, nimmt er die Onanie wieder auf, die aber ebenfalls schlecht vertragen wird und die alten Beschwerden verursacht. Zwei durch einen gefälligen Freund vermittelte Verhältnisse mit besseren Mädchen löst er nach kurzer Zeit, ohne daß es zu einem Koitus gekommen wäre; er gibt an, daß ihn diese Beziehungen noch nervöser gemacht hätten. Patient war das jüngste Kind betagter Eltern, die Mutter war gestorben, kurz bevor er in meine Behandlung trat. Der alte Vater hing zwar am Sohn mit großer Zärtlichkeit, doch hielt er ihn sehr knapp und ließ ihm wenig Freiheit. Das ist auch nach Ansicht des Patienten der Grund, warum er zu keinem richtigen Sexualverkehr kommen

könne, da die stete Kontrolle ihn irritiere. Kurz nachdem der Vater gestorben war, ging er ein neues Verhältnis ein, das zwar abermals durch Vermittlung zustande kam, in dem Patient aber sofort eine normale Potenz zeigte und bis heute derselben Person gegenüber behalten hat. In den Verdauungsbeschwerden sind nur gelegentlich leichte, bald vorübergehende Rückfälle vorgekommen. — Bei diesem Falle, der bis zum endgültigen Erfolg nahezu drei Jahre in meiner Behandlung stand, habe ich keine eigentliche Analyse vorgenommen. Nichtsdestoweniger kann der lange intime Verkehr, während dessen es mir gelang, das Vertrauen des Patienten völlig zu erwerben, und dieser Gelegenheit hatte, sich über alles mir gegenüber rückhaltlos auszusprechen, wohl als Surrogat einer richtigen Analyse gelten. — In konstitutioneller Hinsicht wäre zu bemerken, daß die Mutter des Patienten an einer schweren Herzneurose litt, eine Schwester leidet an einer Psychose, ein verstorbener Bruder soll gleichfalls hochgradig nervös gewesen sein.

Fall 11. Kaufmann aus der Provinz, in kleinlichen Verhältnissen aufgewachsen, entstammt einer neuropathischen Familie, deren meiste Mitglieder, sowie der Patient selbst, stark kurzsichtig sind. In der Kindheit mannigfache Verführungsszenen, passiv und aktiv. Die letzteren beziehen sich vorwiegend auf die jüngere Schwester, die angeblich gleichfalls „nervös" geworden ist, geheiratet hat und in der Ehe anästhetisch sein soll. Aus einer Reihe von schönen Träumen des Patienten ergibt sich die Mutter als ursprüngliches Objekt der Libido. Die Schwester bedeutet bereits eine Verschiebung. Bei der Loslösung von der Schwester fixiert sich der Patient an eine Cousine, die schließlich durch eine Fremde ersetzt wird, die aber in nahen Beziehungen zur Familie steht und „zufälligerweise", obgleich keine Verwandte, den gleichen Familiennamen führt. Bei dieser werden auch die ersten Koitusversuche unternommen, die aber mißlingen. Die Analyse geht in diesem Falle nach Überwindung der ersten Widerstände glatt von statten und führt zu einem nur zu vollständigen Erfolg, d. h. zur Schwängerung des Mädchens. Dieser unerwünschte Erfolg verursacht zeitweiliges Aufgeben des Verhältnisses und Versuch eines Koitus mit anderen Mädchen, der aber mißlingt. Patient entschließt sich, das Mädchen, bei dem er reussiert hatte, zu heiraten.

Fall 12. Junger Fabrikant, der seit der Pubertät anstandslos koitiert hat, erweist sich von dem Augenblick, da er sich zur Heilung eines nervösen Magen-Darmleidens in ein Sanatorium begeben hat, als völlig impotent. Als zunächstliegende Ursache ergibt sich der Umstand, daß Patient im Sanatorium sich in eine junge Dame verliebt hat und seitdem jedes andere Sexualobjekt ablehnt. Die Analyse ergibt reichlich Inzestmotive auf Grund von Träumen, in denen wiederholt von einem Rivalen die Rede ist[3] (offenbarer Hinweis auf den Vater), der auch aktuell ist, da außer ihm noch jemand um die Gunst des Mädchens warb. Es gelingt ihm, den Rivalen aus dem Felde zu schlagen und das Mädchen heimzuführen, bei dem er eine befriedigende Potenz gewinnt.

Fall 13. Arzt, Mitte der Dreißigerjahre, hat noch niemals bei einem Weibe reussiert, stets organisch gesund gewesen, ja sogar ausgesprochen robust, wird aber von Phantasien beherrscht, die in bunter Reihenfolge und mannigfaltigster Verschränkung sadistische, masochistische, exhibitionistische, fetischistische Szenen zum Inhalt haben. Als Fetisch dienen ihm weibliche Dessous, die bei allen von ihm in der Phantasie durchgeführten Entkleidungsszenen eine große Rolle spielen. Ganz besonders interessant ist in diesem Falle das absolute Unvermögen des Patienten, sich ein weibliches Genitale vorzustellen, um so verwunderlicher, als Patient Arzt ist und in seiner Praxis täglich oft mehrmals Gelegenheit hat, den weiblichen Geschlechtsteil zu sehen.[4] Die organische Behandlung der ausgesprochen prostatischen Hyperästhesie hat gar keinen Erfolg. Erst nach Durchführung der Analyse. die ein reiches Material im oben angeführten Sinne liefert, stellt sich der volle Erfolg ein.

---

3) In einem dieser Träume spricht Patient von einem Gutsnachbarn, mit dem er um ein Grundstück in Streit geraten sei. *Rivalitätsträume* sind überhaupt bei Neurotikern nicht selten und decken affektbetonte Beziehungen zum Vater, eventuell zu den Geschwistern.

4) Diesen Zug weisen sehr viele psychisch Impotente auf; Männer, die oft in beschränkten Verhältnissen mit Geschwistern ungefähr gleichen Alters aufgewachsen sind, geben, wenn sie späterhin neurotisch geworden sind, oft an, keine Kenntnis vom weiblichen Genitale zu haben. Natürlich liegt gerade in dieser Dissimulation ein deutlicher Hinweis auf die im Unbewußten schlummernden, die Neurose veranlassenden Motive (inzestuöse Fixierung an Mutter oder Schwestern). Solche Patienten benehmen sich wie der Mörder, der sein Opfer überhaupt nicht gekannt haben will.

Fall 14. Russischer Schriftsteller von starker Begabung, der einen Teil seiner schwülen Erotik in sehr feinen lyrischen Dichtungen sublimiert hat. Während und nach der Durchführung der lokalen Behandlung arbeitet der sehr intelligente Patient, der über die Freudsche Theorie hinreichend informiert ist, an einer Selbstanalyse, die den gewünschten Erfolg herbeiführt. Interessant ist, daß von diesem Moment an sich ein deutlicher Wechsel in der Form der Produktion zeigt, indem er von da an ein äußerst erfolgreicher Dramatiker wird. Seine Arbeiten haben vollen künstlerischen Wert und zugleich starke theatralische Wirkung, während die im Anfang erwähnte lyrische Periode Schöpfungen mehr sublimer und ätherischer Art aufgewiesen hatte.

Fall 15. Privatgelehrter von abschreckender Häßlichkeit mit merkwürdig sinnlichen Augen. Seine bis dahin ganz leidliche Potenz erlischt in dem Augenblick, da er die Absicht hat, eine Konventionsehe zu schließen. Die Phantasie des Mannes, der sein Leben anscheinend nur reinsten wissenschaftlichen Zielen geweiht hat, ist erfüllt von wüsten Orgien, in denen sadistische Vorstellungen vorherrschen, aber auch andere Perversionen reichlich vertreten sind. Speziell Figuren der antiken Mythologie werden in seinen Phantasiestücken verarbeitet, in denen er jede mögliche Rolle spielt. Die Analyse deckt intensiv verdrängte Inzestwünsche auf. Nachdem er seine volle Potenz erlangt hat, heiratet er eine arme Cousine, in die er schon lange verliebt war.

Fall 16. Junger Offizier, etwas infantil aussehend, mit für seinen Beruf nicht zureichender äußerer Erscheinung (geringe Muskelentwicklung). Auffallend geringe Sexualität bis zum 14. Lebensjahr, dann mäßige Onanie mit masochistischen Vorstellungen. Seit dem 20. Lebensjahr mutuelle Onanie mit Dirnen bei Unfähigkeit zur immissio penis. Erektionen auch auf die gewöhnlichen sexuellen Reize, Ejakulation nur bei masochistischen Phantasien. Unvereinbarkeit von sexuellen und Liebesempfindungen. Infolge leidenschaftlicher Neigung zu einem in den Patienten stark verliebten Mädchen wurde der Wunsch nach normalem Verkehr intensiv und führte ihn in Behandlung, da er bei dem Mädchen sich als vollkommen impotent erwies. Er mußte deshalb seine Hypothese aufgeben, daß nur mangelnde Liebe an der Dauer seiner Impotenz

schuld sei. Als Ursache der Impotenz zeigte sich bis in die frühe Kindheit zurückgehende masochistische Fixierung an Dienstmädchen. Durch die Behandlung wurde Patient befähigt, mit nicht geliebten Personen zu verkehren, und war imstande, sich gegenüber dem Sexualobjekt aktiv einzustellen.

Fall 17. Hoher Beamter in den Vierzigerjahren, stammt von gutmütigem Vater und brutaler Mutter (vier Brüder). Die im 11. Lebensjahr aufgenommene Onanie bleibt durch sein ganzes Leben als einzige Sexualbefriedigung bestehen, und zwar mit sadistisch-heterosexuellen Phantasien verknüpft. Der kulturell und ethisch sehr hochstehende Mann war sein ganzes Leben hindurch vom Kampfe mit den ihm selbst unwürdig erscheinenden perversen Gelüsten und den daraus resultierenden Vorwürfen gequält und entschloß sich bei einer Steigerung dieser Zustände zur Behandlung. Patient hatte nie einen Versuch zum Koitus gemacht infolge mangelnden Mutes gegenüber begehrenswerten Frauen und Abscheues gegen käufliche Objekte. Als Ursache stellte sich lange dauernde homosexuelle Einstellung auf Verwandte und Freunde heraus, welche Beziehungen gleichfalls infolge der damit verbundenen sadistischen Gelüste zu keinerlei Betätigung geführt hatten. Der Sadismus des Patienten hing innig mit dem Mutterkomplex zusammen. Als Resultat der Behandlung ergab sich eine Aussöhnung des Patienten mit seinem liebelosen Leben; die sadistischen Phantasien traten nur mehr in geringer Intensität und ganz selten auf. Patient versöhnte sich mit den Resten seiner infantilen Sexualeindrücke, die ihre quälende Wirkung verloren. Dadurch gewann er gesellschaftlich wie auch persönlich eine nie gekannte Lebensfreude und Arbeitsenergie.

Fall 18. Jurist, impotenter Angsthysteriker, mit Absenzen, Ohnmachtsanfällen und Platzangst; Zwangslachen, Schweißausbrüche, Zwangserröten. Erinnert nie onaniert zu haben. Vom 2. bis 6. Lebensjahr werden sexuelle Aggressionen gegenüber der Mutter und Dienstmädchen erinnert, später kommen inzestuöse Betätigungen an kleinen Geschwistern hinzu. Im 11. Lebensjahr setzte die Neurose mit Anfällen von Kopfschmerz und Angstzuständen ein. Dann asexuelle Zeit bis zum 14. Lebensjahr. Von da an sehr häufig nächtliche Pollutionen bis zum 18. Lebensjahr. Die begleitenden

Pollutionsträume enthielten in der Kindheit erlebte Entblößungsszenen von Mädchen, wobei regelmäßig zu Beginn des Traumes die Mutter anwesend war und durch „Lenkung" des Traumes entfernt wurde. Im Tagesleben war die Sexualität, im Zusammenhang mit der Angsthysterie, vollkommen gehemmt, wozu die masochistische Einstellung gegenüber dem Vater und den älteren männlichen Verwandten die Hauptveranlassung war. Es gelang der Analyse, die mannigfaltigen Widerstände gegen die Sexualität aufzulösen und sie von der Fixierung zu befreien. Aber auch jetzt war der Koitus immer noch unmöglich, da sich eine Reihe von fetischistischen Bedingungen in bezug auf Gestalt, Kleidung, Brustform, Alter, Haarfarbe usw. herausstellten. In wie frühe Jahre die sexuellen Störungen zurückgehen mußten, ergibt sich daraus, daß der Knabe im 12. Lebensjahr wegen eines Sphinkterkrampfes mit Sonden behandelt wurde, ohne nachweisbare organische Veranlassung. Es gelang der kombinierten psychischen und organischen Behandlung, die sehr starke latente Potenz vollkommen herzustellen.

Fall 19. Junger Sänger, der es gegen den Willen seiner Eltern geworden ist, die ihn für das väterliche Geschäft bestimmt hatten. Trotz großer Fähigkeit im Beruf ausgesprochene Schüchternheit, die sich namentlich als Lampenfieber vor öffentlichem Auftreten äußert. Der Koitus gelingt bei Dirnen, ohne Vergnügen zu gewähren. Bei anständigen Mädchen, auch wenn sie ihm die größten Avancen machen, reussiert er nur teilweise, d. h. mit ejaculatio praecox. Die lokale Behandlung bessert diesen Befund für einige Zeit. Bei der neuerlichen Rezidive stellt sich Patient mit der Angabe vor, daß er an Herzklopfen, Beklemmungen und Schlaflosigkeit leide. Patient wünscht eine Psychoanalyse durchzumachen, von der er durch Bekannte erfahren hat. Die Analyse ergibt eine starke Erotik in den Vorpubertätsjahren; Patient wurde ertappt bei einem Attentatsversuch auf ein kleines Mädchen, die er als Nachbarin häufig zu sehen Gelegenheit hatte. Die Träume zeigen deutlich Inzestphantasien mit stark betonter Eifersucht, die auf jüngere Brüder gerichtet ist. Die organischen Beschwerden sind noch im Laufe der Behandlung zurückgegangen. Die Analyse selbst wurde aus äußeren Gründen nicht zu Ende geführt.

Fall 20. Kaufmann, Mitte der Dreißigerjahre, von hervorragen-

der Intelligenz, kräftig männliche Erscheinung, gegen die ein ängstliches, unsicheres Auftreten kontrastiert, welches den Patienten in seinem Beruf und im geselligen Leben schwer störte. Namentlich aber war er nicht imstande, geschäftliche oder menschliche Beziehungen durch länger als höchstens zwei Jahre zu unterhalten, weil das Gefühl, „gekannt zu sein", ihn hinderte, mit den Menschen weiter zu verkehren. Er war in seinem geschäftlichen Verhalten durch schwere Skrupel gestört, so daß er Transaktionen nur mit größter Willensanstrengung durchführen konnte, aus Angst, dabei Geld zu verdienen. Aber diese neurotischen Scharten kompensierte er durch ungewöhnliche Tüchtigkeit. Im geselligen Verkehr störte Zwangslachen, Erröten und Errötungsangst, Stammeln und Verlegenheit. Die Ursache lag in schweren sexuellen Schuldgefühlen, hervorgerufen durch perverse zoërastische Beziehungen in der Kindheit. Die ganze Entwicklung des Patienten war durch den harten, übermäßig moralischen Vater derart beeinflußt, daß jede normale Sexualerregung mit Schamgefühl und Angst vor Verrat einherging, so daß immer nur unter der stärksten Steigerung des unbefriedigten Triebes Sexualbefriedigung bei Individuen gesucht wurde, von denen kein Verrat zu befürchten war. So war es in der Kindheit und Pubertätszeit bei den Tieren und später bei Individuen, die der Patient nicht zur menschlichen Gesellschaft rechnete, also nur bei Prostituierten niedriger Sorte, wobei er auch nie den Verkehr mit demselben Mädchen wiederholte. Dabei führt der Patient ein Doppelleben, indem er mit vornehmen und anständigen Frauen, die in sein Leben eingetreten waren, ein höchst verfeinertes psychisches Verhältnis unterhielt, das sich durch eingehende und fördernde Teilnahme an ihrem Schicksal, feines Verständnis für das geistige Leben des anderen und das Bedürfnis, sich selbst mitzuteilen, auszeichnete. Bei diesen platonischen Verhältnissen hatte der Patient nie eine sexuelle Erregung gehabt, er gehörte also auch zu den Menschen, bei denen Wertschätzung und Lüsternheit derselben Person gegenüber einander ausschließen. Dieses Verhalten war bewußt bedingt dadurch, daß er selbst sich so niedrig einschätzte und sich eines reinen Wesens nicht für würdig hielt; im Unbewußten lag eine infantile Fixierung an seine Mutter zugrunde, die in den ersten Kinderjahren durch normale Zärtlichkeit das Kind an sich gefesselt

hatte und später in idealer Art das Schicksal des gequälten Jungen begleitet hat. Sie starb, als der Knabe 16 Jahre alt war, der nach diesem Termin die Perversion aufgab und in der pathologischen Trauer um sein tiefstes Liebesobjekt perseverierte. Der Erfolg der psychischen Behandlung war eine vollkommene Herstellung von seiner Arbeits- und Berufsstörung, Befreiung von den Depressionen und Wiederherstellung der sexuellen Gefühle gegenüber geschätzten Frauen.

*

Im folgenden sollen einige Typen von Männern vorgeführt werden, bei deren Potenzstörung die feminine Identifizierung als Leitmotiv fungiert. Da ich mir's aus Gründen der Diskretion versagen muß, detaillierte Krankengeschichten zu geben, will ich die psychische Struktur dieser Patienten nur in groben Zügen skizzieren. Zunächst einige schwere Fälle:

1) Junger, auffallend hübscher Mann, schwächlicher Charakter, sehr soigniert, wird von Frauen förmlich umworben, mit denen er aber stets nur zu mehr weniger weitgehenden Flirts kommt, da er überhaupt keine Erektionen zustande bringt. Passiv eingestellt, wie er ist, hat er bereits mehrere Verlobungen über sich ergehen lassen, doch hat er es stets zuwege gebracht, sich noch im letzten Moment vor der Eheschließung zurückzuziehen. Er hat nie im Leben onaniert, hat in seiner kindlichen Libidoentwicklung nicht die genitale Stufe erreicht, gehört also zu jenen Fällen, bei denen wir eine schlechte Prognose stellen müssen. Die Analyse deckt bei ihm eine starke feminine Identifizierung auf. Als ganz kleiner Junge belauscht er die Mutter beim Ankleiden, legt, wenn er allein ist, heimlich Frauenkleider an, zeigt die spezielle Neigung, an getragener weiblicher Wäsche zu riechen. Hat auch noch als großer Junge Freude an Verkleidungsszenen; es bereitet ihm besonderes Vergnügen, sich mit zwischen den Schenkeln verstecktem Penis vor dem Spiegel zu betrachten. Starke orale und anale Phantasien. Die Behandlung, die aus äußeren Gründen öfters unterbrochen werden muß, bessert den Patienten insoferne, als er gelegentlich bei Frauen reussiert, bei denen er seine Phantasien einigermaßen realisieren kann. Von einer richtigen Heilung kann in diesem Falle nicht gesprochen werden.

2) Junger, sehr begabter Mann mit bewußten homosexuellen Regungen, die nicht zu aktuellen Beziehungen führen, und mit sadistischen Neigungen, die er an kleinen Mädchen befriedigt. Auch besteht eine Arbeitsstörung, die darin zum Ausdruck kommt, daß er trotz beträchtlichen Ehrgeizes wenig Energie zeigt und der Konkurrenz mit Männern ausweicht. Auch dieser Patient hat nicht die genitale Stufe der Libidoentwicklung erreicht. Die Analyse zeigt eine starke Identifizierung mit der notorisch herrschsüchtigen Mutter, die ihn auch noch als Erwachsenen gängelt und ihn veranlaßt, eine Stellung bei einem Verwandten im Ausland anzutreten, wodurch die Behandlung vorzeitig beendet wird. Über das weitere Schicksal dieses Mannes bin ich nicht informiert.

3) Junger, intelligenter Mann, Sohn eines Großkaufmanns, hat nebst seiner Potenzstörung Angstzustände, Erythrophobie und Minderwertigkeitsgefühle, die er damit motiviert, daß er trotz wohlwollender Förderung durch seinen Vater, in dessen Betrieb er angestellt ist, nur subalterne Arbeit zu leisten vermag. Die Analyse ergibt überreiches Material an masochistischen, exhibitionistischen und fetischistischen Phantasien. Die feminine Identifizierung ist in diesem Falle noch durch die Tatsache überdeterminiert, daß der Vater getaufter Jude und mit einer Christin verheiratet ist. Patient verleugnet gewissermaßen den Vater und unterzieht sich freiwillig der Kastration im Sinne der femininen Identifizierung, um der Kastration durch den Vater (Beschneidung) zu entgehen.

Nunmehr zwei mittelschwere Fälle:

1) Zirka 30jähriger Franzose mit Angstanfällen, der trotz schwacher Potenz im Alter von 28 Jahren eine Liebesehe eingegangen ist, in der er sich als völlig impotent erweist. Dieser Fall zeigt folgende Struktur: Die Mutter des Patienten hatte den Vater betrogen und ihn um ihres Geliebten willen verlassen. Der Patient identifiziert sich unbewußt mit seiner Mutter, mit der Tendenz, ihre Schuld auf sich zu nehmen und vom Vater bestraft zu werden. Dem entsprechen auch seine Phantasien und seine Symptome, in denen er sowohl seine perverse (orale) Triebbefriedigung als auch sein Strafbedürfnis zum Ausdruck bringt. Das Schuldgefühl bezieht einen starken Beitrag aus einer Kindheitserinnerung (Racheakt, den er an seinem kleinen Stiefbruder ausgeführt hat) und aus Todes-

wünschen gegen den inzwischen verstorbenen Vater, die ihrerseits wieder der unbewußten Tendenz entspringen, die Stiefmutter (Rivalin) zu schädigen. Bewußt bringt er stets große Pietät gegen den Vater wie auch gegen alle Vaterrepräsentanzen zum Ausdruck. Günstiger Ausgang nach mehrmonatiger Behandlung.

2) Reicher Großindustrieller in der Mitte der Dreißigerjahre. Potenzstörung mit Zwangssymptomen und Zweifeln, welch letztere, wie wir sehen werden, ein streng umgrenztes Gebiet betreffen. Als er in die Analyse kommt, hat er bereits fünf aufgelöste Verlobungen hinter sich. So oft es zur Eheschließung kommen soll, stellen sich bei ihm Zweifel an der Treue seiner Braut ein, die er sehr geschickt rationalisiert; die Sache ist damit für ihn erledigt. Dieses Verhalten wiederholt er typisch, so daß der sonst so begehrenswerte Mann sich in seinem Gesellschaftskreise nahezu unmöglich macht. Auch in diesem Falle liefert der Umstand, daß Patient Sohn eines jüdischen Vaters und einer christlichen Mutter ist, ein Motiv (natürlich nicht das einzige) für die Flucht in die feminine Identifizierung, die ihrerseits wieder eine teilweise Erklärung seines Verhaltens den Bräuten gegenüber gibt. Er benimmt sich wie manche Frauen, die ihren Geschlechtsgenossinnen jede Schlechtigkeit zutrauen. Einige Monate nach Beendigung der Analyse hat Patient seine sechste Braut wirklich geheiratet.

Zum Schlusse einige leichtere Fälle:

1) 25jähriger Mann aus stenggläubiger jüdischer Familie, der gegen den Willen seiner Eltern seine christliche Freundin heiraten will. Solange er bloß mit ihr das von den Eltern tolerierte Verhältnis hatte, war er völlig potent. Die Impotenz, die erst in dem Moment auftritt, da er sich ernstlich mit Heiratsabsichten trägt, bringt ihn in meine Behandlung, die nicht nur zur Wiederherstellung seiner Potenz, sondern auch zur völligen Aussöhnung mit dem ursprünglich gehaßten Vater führt. Es bestand starke Identifizierung mit der Mutter, die, so wie er selbst, vom Vater als nicht ganz vollwertig anerkannt wurde. Diese Analyse wirft auch ein grelles Licht auf den Kontrast, der bei solchen Patienten zwischen ihren bewußten und ihren unbewußten Tendenzen besteht. Denn bewußt hatte er seinem Vater getrotzt, während er sich mittels seines Symptoms unbewußt dem Verbot seines Vaters gefügt hat.

2) Junger, charmanter Mann aus hochkultivierter Familie, mit masochistischen, passiv feminin-homosexuellen Phantasien, in denen er als Weib von einem andern Weib vergewaltigt wird. Seine Einstellung führt ihn, da er ein sehr gefälliges Äußeres hat, in eine Menge von Beziehungen, in denen er stets der Partnerin hörig wird und aus denen er regelmäßig von dritten Personen „befreit" werden muß. Als er in die Behandlung eintritt, ist er wieder einmal rettungslos in so ein Problem verstrickt. Die Analyse gibt ihm nicht nur die wünschenswerte Aktivität im Geschlechtsleben, sondern auch in seinem Berufe, wo er sich von da an wesentlich besser bewährt und auch Gelegenheit findet, seine feminine Identifizierung höheren Zwecken dienstbar zu machen.

3) Eleganter 25jähriger stark narzißtischer Mann, bei dem eine Verschränkung von Mutterfixierung und Mutteridentifizierung vorliegt. Alle Frauen, die ihm etwas bedeuten, sind mütterlich, meist älter als er. Unter dem Druck seiner Identifizierungstendenzen ist er bisher nur zu Surrogatbefriedigungen gekommen. Diejenige, bei der er noch während der relativ kurzen Analyse zum vollsten Genuß gelangt, ist wohl ein junges Mädchen, aber als Kindergärtnerin, die ihrem Beruf leidenschaftlich ergeben ist, ebenfalls stark mütterlich eingestellt.

4) 22jähriger, sehr sympathischer Student von mädchenhaftem Aussehen, dessen Störung dadurch determiniert ist, daß er sich mit der in seiner frühesten Jugend verstorbenen Mutter identifiziert. Der Vater hat wieder geheiratet und ihm eine Stiefmutter gegeben, die er stets als Rivalin betrachtet. Seine Potenz- und Arbeitsstörung gibt ihm die Möglichkeit, die Stiefmutter, aber namentlich den Vater zu bestrafen, indem er ihn auf diese Weise zwingt, ihm stets liebevolle Aufmerksamkeit und reichliche finanzielle Unterstützung zuzuwenden. Er gewinnt Genuß- und Arbeitsfähigkeit in solchem Maße, daß er den Entschluß, im fernen Ausland eine Existenz zu suchen, faßt und durchführt.

5) 30jähriger, äußerst phantasiebegabter verheirateter Künstler. Bei ihm ergibt die Analyse eine in frühester Kindheit zustande gekommene Angleichung an eine ältere Schwester, die von der herrschsüchtigen Mutter stets vorgezogen und ihm als Muster vorgehalten wurde. Das Weib mit dem Penis spielt eine große Rolle

in seinen Träumen und bewußten masochistischen Phantasien, welch letztere für ihn so quälend werden, daß er fast mehr die Befreiung von diesen ihn sehr beschämenden Phantasien als die Besserung seiner aktuellen Sexualstörung von der Analyse erhofft. Denn er ist einsichtsvoll genug, um zu verstehen, daß es hauptsächlich seine schwülen Phantasien sind, die eine Scheidewand zwischen ihm und seiner hübschen, aber etwas nüchternen Gattin herstellen, ihn dagegen zeitweise an Frauen fesseln, die er für seine Zwecke „mißbrauchen" kann. Die Analyse führt nach einigen kleinen Rückfällen zur endgültigen Entwertung der perversen Regungen und Phantasien. Er gelangt auch bei seiner Frau, zunächst mit Umkehrung der Position, später auch in der normalen Stellung zu einer befriedigenden Potenz.

Das Menstruationserlebnis des Knaben

Von

Karl Landauer

Aus dem im Sommer 1931 erschienenen Sonderheft „Menstruation" der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik". Das Sonderheft enthält u. a. Beiträge von Karen Horney („Die prämenstruellen Verstimmungen"), Heinrich Meng („Pubertät und Pubertätsaufklärung"), Melitta Schmideberg („Psychoanalytisches zur Menstruation"), Mary Chadwick („Menstruationsangst"), Karl Pipal („Wie es bei Hansi war"), E. Pfeffer (Menstruation und Aufklärung") usw. — Preis des Sonderheftes Mark 2.—.

I

Nicht nur, wenn man von der Menstruation als Naturvorgang spricht, sondern auch wenn man das Erleben derselben meint, denkt man zunächst wohl ausschließlich an das Subjekt Frau. Und es sind in der Tat außerordentlich zahlreiche und wichtige Erlebnisse, wenn das kleine Mädchen zuerst von all dem Geheimnisvollen erfährt, das es erleben wird, weil es Weib ist, oder gar wenn es unvorbereitet von ihm ereilt wird; wenn Klassenkameradinnen das Unwohlsein haben, das Kind aber vergeblich auf sein Großwerden wartet und tausend Befürchtungen wegen seiner „Minderwertigkeit" empfindet; wenn das Mysterium des Weibseins, das ersehnte, gefürchtete, es absondert von den „Kindern", namentlich von den Buben. Und dann: wenn der Vorgang eintritt und Schmerzen bringt und merkwürdige Verstimmungen, denen Spannung, Aufregung, Sehnsucht, Steigerung der seelischen Produktivität vorangehen, oder wenn es trotz seines Namens Unwohlsein kaum bemerkt verläuft. Und später: wenn das eine Mal die Menstruation der in Geschlechtsgemeinschaft lebenden Frau sehnsüchtig erwartet wird als Zeichen, daß das gefürchtete Kind nicht droht, das andere Mal das schreckliche Ereignis der Blutung sich wiederum ereignet und die Hoffnung auf das Kind erneut zunichte macht. Die Vierzig sind überschritten: die Regel verliert ihre Regelmäßigkeit, bleibt lange fort. Droht das Alter? Und schließlich ist die Zeit da: die Frau ist nicht mehr Frau.

Dem gegenüber scheint das, was der Knabe und Mann an der Menstruation erleben könnte, ein Nichts zu sein. Und doch: wir leben in einer Männergesellschaft. Die Religionsgebräuche und ihre blassen Geschwister: die allgemeinen Sitten und Anschauungen in ihr stammen in der Hauptsache von Männern. Das Tabu der Unberührbarkeit der blutenden Frau geht mindestens so sehr vom Manne wie von der Frau aus und lehrt uns, daß auch beim Manne durch die Menstruation wichtige Affekte aufgerührt und Triebe wachgerufen werden. Im folgenden seien aus der Analyse eines Mannes eine Reihe von typischen Erlebnissen des Knaben, in deren Hintergrund Menstruationen stehen, mitsamt ihren Folgen wiedergegeben. Alles ist stark vereinfacht, denn die Folgen sind nie ausschließlich durch das Menstruationserlebnis bedingt. Im Gegenteil: die Begegnung mit der Menstruation ist stets nur ein Stück, oft nicht das Wichtigste, aus der Kausalreihe. Aber es ist nicht aus ihr wegzudenken.

II

Schon die Klagen, die den jungen Mann in Analyse führten, sind bis zu einem gewissen Grade für die nun zu bringende Vorgeschichte bezeichnend: der Frau gegenüber besteht eine geringe Aktivität. Soweit überhaupt Beziehungen zu ihr möglich sind, sind sie fast ausschließlich geistiger Natur. Wenn auch keine absolute Impotenz besteht, so tritt sie doch zeitweilig auf. Stets aber ist die Befriedigung beim Geschlechtsverkehr mangelhaft, so daß man von Frigidität sprechen kann. Aber nicht Ekel vor der Frau ist es, der ihn behindert; die Frau wird hochgeschätzt, allerdings nur theoretisch. Eine Inferiorität der Frau auf geistigem Gebiet wird nicht anerkannt — nur hat der Kranke nie das Glück gehabt, einen wirklichen geistigen Kameraden zu finden. Mochte auch eine Zeitlang mit der oder jener eine Gemeinschaft sich anbahnen, immer erwies sich die Frau als launisch und — ohne daß ein eigentlicher Grund vorlag, — hörte plötzlich die Beziehung durch das Verschulden der Frau auf. War es, daß die Frau körperlich enttäuscht war? Stellte sich immer die leidige „Sexualität" dazwischen? Auch zu Männern waren kaum tiefe Beziehungen vorhanden. Der Kranke war eigentlich sein Lebtag allein und litt außerordentlich stark

unter dieser Unfähigkeit, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen.

Nicht immer war der Kranke so gewesen. Als elfjähriger Junge noch weiß er sich in einer engen Freundschaft mit einer nur wenig älteren Schwester sicher. Gerade um jene Zeit des zehnten und elften Jahres erinnert er sich wöchentlicher, sehr herzlicher Zusammenkünfte mit eben dieser Schwester und einem um wenige Jahre älteren Vetter. Das Hauptinteresse bei diesen Nachmittagen bildete die sexuelle Forschung. In der Wohnung des Vetters war ein Konversationslexikon leicht zugänglich und da knieten die drei nun auf ihren Stühlen, über den Tisch gebeugt, und beratschlagten mit hochroten Köpfen, bei welchem Schlagwort man nun noch nachsehen könne, betrachteten die Abbildungen des menschlichen Körpers und debattierten eifrig über Details, die ihnen noch nicht klar waren. Beobachtungen in der Umwelt, die in jener Zeit glühend interessant und reich an Forschungswerten war, wurden ausgetauscht. Zu Menschen bestanden die lebhaftesten affektiven Einstellungen freundschaftlicher und feindlicher Art, gerade auch in Zusammenhang mit den Forschungen, und wurden witzig besprochen.

Da, eines Tages, fehlte die Schwester. Sie interessiere sich nicht mehr, sie sei kein Kind mehr. Die Jungens sollten ihre Sachen allein machen. In ihrem Alter habe ein Mädchen kein Interesse mehr für solche „Schweinereien". Der Knabe war vor den Kopf geschlagen, doch ein zweiter schwerer Schlag sollte folgen: Jetzt besann sich auf einmal der Vetter auf den Altersvorsprung. Der Knabe war allein. Nicht seinetwegen hatte also der Freund, für den das Kind den Vetter gehalten, sich mit ihm getroffen, nicht einmal der gemeinsamen Forschung wegen, nicht wegen der Sache. Weil die Schwester ihn im Stich ließ, darum verließ ihn auch der Freund. Traurig blätterte er allein im Konversationslexikon und stieß dabei wieder auf das Kapitel von der Menstruation, das ihn bisher eigentlich kaum interessiert hatte. Nach den ersten Sätzen aber klappte er angewidert das Buch zu und unterließ von nun an jede weitere Forschung, bis ihn als zirka Neunzehnjährigen der Spott seiner Kameraden zwang, sich mit Frauen und dem Liebesproblem zu befassen. Denn nunmehr war er ein Einsamer.

In dem Augenblick, in dem er jene ersten Zeilen des Abschnittes über Menstruation, den er längst kannte, las, war ihm blitzartig die Erleuchtung gekommen: seine Schwester hatte menstruiert. Sie war jetzt Weib, und er war noch ein Kind. Die Reifung der Frau zum Geschlechtstier hatte sie getrennt. Geschlechtstier — dieser Gedanke bohrte sich in ihn ein. Die geschlechtliche Reife, die Möglichkeit, nun Kinder bekommen zu können, hatten der Schwester alles Interesse an der nur spielerischen folgenlosen Kameradschaft genommen. In ihr war Verlangen nach all dem anderen — Wirklichen. Was waren dagegen die Artikel aus dem Lexikon, die Gemeinsamkeit des Forschens und Denkens, der Drang nach Wahrheit! Handgreifliches wollte sie statt dessen. Und ihn mit seinen Gedanken hat sie wie ein Kind überlegen lächelnd abgewiesen!

Ihm aber war jene Zeit der Freundschaft, die ihm in seinem Leben das bisher größte Glück gebracht hatte, nach wie vor das Glück, das Erstrebenswerte. Das, was er bis zu seiner Behandlung immer wieder suchte, war der Kamerad-Schwester, mit dem zusammen man forschte und suchte, in lustvoller Abgeschlossenheit von der Welt, die die Gemeinschaft nicht wollte, und der man durch die Gemeinschaft trotzte. Diese gesuchte Schwester umfaßte für seine Wünsche völlig den Vetter mit, da das Zusammensein mit ihr das Zusammensein mit ihm, ihr Verlust den seinen bedeutet hatte. Hartnäckig hielt sich in seinem Unbewußten der Glaube, daß jene Zeit der Kindheit mit ihrer Aggressionslosigkeit doch einst wieder erstehen würde. Die Menstruation, das Erwachen des Weibes, wurde ihm zu dem Scheußlichen, was Mann und Frau trennt, weil die Frau damit gierig wird und entmenscht. Sie wurde zum Träger des zu scheuenden Teiles im Menschen, im Gegensatz zum Männlichen, Kameradschaftlichen, Geistigen.

III

Diese Einstellung zur Menstruation war in dem Knaben nicht unwidersprochen: etwas in ihm drängte auch zum Erwachen des Körpers, zum Mannwerden, zum Lieben. Auch Neid war in ihm gegen die Schwester um der Reife willen, die in der Menstruation sich offenbarte. Besonders brannten in ihm die Bemerkungen der

Schwester, daß s i e kein Kind mehr sei. Dabei war sie doch nur wenig älter. Dank der gemeinschaftlichen Erziehung, die sie bisher stets genossen hatten, waren sie als Gleichaltrige aufgewachsen. Die Tatsache, daß sie Weib war, hatte ihr plötzlich einen Riesenvorsprung gegeben; denn aus seiner Lektüre wußte er, daß Mädchen „viel früher reif“ werden als Knaben. Und plötzlich wurde es ihm auch klar: seine Mutter war ja auch um etwa zehn Jahre jünger als der Vater. Sie hatte als noch nicht ganz Achtzehnjährige geheiratet. Da ist der Mann ja noch nichts. Aber nicht nur kürzer warten muß die Frau auf das „Wunderbare“. Sie ist auch schöner: sie hat eine glattere Haut, sie hat runde Arme und Brüste, weil sie ein Weib ist. Er hat noch keinen Bart und keinen Stimmbruch[1]. Sie trägt die Kinder. Der Mann hat nur einen Augenblick etwas vom Kinderkriegen. Die Frau hat diesen Augenblick auch. Aber ihr ganzes Leben bereitet sie sich darauf vor. Neun Monate lang ist sie in Hoffnung. Nur die Frau kann Kinder gebären. Kein Mann kann körperlich neues Leben schaffen.

Aus diesem Neid des Knaben auf die Frau wegen ihres Äußeren, ihrer Frühreife und vor allem ihrer Gebärfähigkeit, die durch die Menstruation dokumentiert wird, entstehen immer sehr wesentliche psychische Einstellungen des Mannes zur Frau. Sie werden häufig noch durch das Verhalten der Umwelt, namentlich der Mutter zur menstruierenden Schwester unterstrichen. „Alle Augenblicke“ wird sie geschont. Natürlich, Mädchen muß man verzärteln. Einen Knaben fragt niemand, ob er müde ist. „Was Extras zu essen bekommt sie — wegen des Teints.“ Um seine Pickel kümmert sich niemand. Ist ja auch nur ein Bub; da kommt es ja nicht darauf an, ob er gefällt. Jede Laune geht ihr durch. Wenn sie patzig ist, ist sie „nervös“. Bei ihm gilt schon der zehnte Teil als ungezogen.

Sehen wir von den krankhaften Verwandlungen von Männern in Frauen ab, die doch immer zum Leide verurteilt sind, weil sie unvollständig bleiben müssen dank der biologisch fundierten Tatsache, daß der Mann eben als Mann im Register des Standesamtes figuriert und an ihn männliche und nicht weibliche soziale Forde-

---

1) Wie der Vetter. (Ich begnüge mich hier, wie oft bei der Wiedergabe des Bruchstücks einer Analyse, mit kurzen Andeutungen wichtigster Erlebnisketten.)

rungen gestellt werden. Auch sind diese Erscheinungen trotz ihrer relativen Häufigkeit absolut genommen nicht von jener gesellschaftlichen Bedeutung, zu der sie die Propaganda der gesellschaftlich Verfemten machen möchte, sondern nur ärztlich wichtig. Wesentlicher ist eine — man kann wohl sagen — allgemein gültige psychische Reaktion auf den „Gebärneid“ des Mannes, wie wir das sehr kompliziert gebaute Phänomen in Anschluß an Groddeck nennen, der meines Wissens zuerst darauf aufmerksam machte. Dies ist das Erlebnis des Mannes: er ist außerstande, aus seinem Körper neue Menschen zu produzieren. Nur die Frau produziert körperlich Menschen. Der Mann ist auf gedankliche Produktion angewiesen. Gegen das Eingeständnis seiner Unterlegenheit, nur geistig, aber nicht körperlich produzieren zu können, setzt er sich — Angriff scheint die beste Verteidigung — durch die Behauptung zur Wehr: Die Frau könne nicht geistig produzieren, weil sie körperlich produziere. Allerdings setzt sich die Bewunderung für ihre Leistung neben der Verspottung ihrer geistigen Inferiorität doch durch: die Frau sei naturnäher, gefühlstiefer, ursprünglicher als der Mann, der durch seine geistige Tätigkeit inbezug auf das Leben, namentlich das Gefühlsleben, abgestumpft sei.

Bei unserem Patienten trat dieses psychische Gebilde bewußtermaßen in den Hintergrund. Für ihn bestand die Gefahr des Geschlechtstieres Weib, zu dem die kindhafte (gleichzeitig knaben- und mädchenhafte) Freundin immer wieder wird und die den Mann zu verführen droht. Der Verführte aber war der Vetter gewesen, den er mit dem Geschlechtstier Schwester verlor.

IV

Gar zu gern wäre er selbst der Verführte gewesen. Denn auch in ihm hatte sich das Geschlechtstier geregt. Aber es war durch frühere Erlebnisse niedergehalten worden, die von der Geschlechtslust, namentlich der Lust aus dem Genitale, abschreckten, und unter denen wieder ein Menstruationserlebnis eine große Rolle spielte: Als der Knabe neuneinhalb Jahre alt gewesen war, kamen die Kinder eines Morgens in die Küche und schnappten dabei etwas von dem Gespräche der Dienstmädchen auf. (Da um jene Zeit

kurz hintereinander Kindermädchen und Köchin wechselten, war die Zeit der Erinnerung genau zu datieren.) Irgend etwas von Bluten und von Watte war die Rede. Neugierig fragte der Knabe: Das Zimmermädchen habe eine Wunde am Bein. Kichern der Köchin. Interessiert wollte er sehen. Verlegene Abwehr, rasch wurden die Kinder aus der Küche abgeschoben. Die begannen aber bereits auf dem Gang die Köpfe zusammen zu stecken und zu tuscheln: Da war irgend etwas Unheimliches dahinter. Wie sie gelacht hatten! Warum sie sich genierten? Damals begannen die Forschungen, von denen anfangs berichtet wurde. Denn daß die geheimnisvolle Wunde und das Bluten irgend etwas mit Geschlechtlichem zu tun hatte, das stand für den Knaben fest. Aber noch etwas war ihm Gewißheit: Irgendwie mußte das Bluten und die Wunde mit den Geschlechtsteilen und vor allem mit der Geschlechtsbetätigung zu tun haben. Irgend etwas unbestimmbar Gefährliches hing mit den Geschlechtsteilen und ihrem Berühren zusammen. Immer wieder, wenn er in der Analyse auf diese Dinge zu sprechen kam, drängte sich ein anderes früheres Bild dazwischen: Er mag damals vier bis fünf Jahre alt gewesen sein. Er steht im Badezimmer vor der Badewanne, in der die Schwester steht. Sie will ihm lachend einen Purzelbaum vormachen. Er sieht ihr rundes Gesäß. Das erscheint ihm in der Erinnerung übergroß. Er hat den Eindruck, als ob es beim Hinsehen immer größer werde, um alles andere zu verdrängen.

Aus dem Zusammenhang, aus dem die Erinnerung sich ihm immer wieder aufdrängt, wird klar, was dieses Gesäß verdrängen soll: es zieht den Blick auf sich, weg von jener anderen Stelle, wo nichts ist, wo der Penis fehlt, weg auch von dem eigenen Genitale, das sich geregt haben mag, dessen Erregung aber nicht bewußt werden darf, weil anderes in ihm lauter spricht. Dieses Bluten — so sagt es in ihm — steht damit in einem Zusammenhang: der Penis fehlt der Frau. Er wird ihr immer, wenn er nachwachsen will, abgeschnitten. Das ist die geheimnisvolle Wunde. Und man darf nicht davon sprechen, denn das Genitale wird abgeschnitten, wenn man an ihm gespielt hat. Alte Verbote wachen auf. Bisher hat er sie nie für ernst genommen. Er hat es nicht glauben wollen, daß man ihm das Spielorgan wegnehmen könne, wie die Kinder-

frau[2] gedroht hatte. Er wird „das" also nie mehr tun. Und damit er nie mehr in Versuchung geraten kann, verleugnet er von da ab jegliche Lust vom Genitale. Es ist und bleibt gefühllos. Um der Kastration in körperlichem Sinne zu entgehen, kastriert er sich seelisch.

Durch diese Selbstverstümmelung erreicht er gleichzeitig, daß sein Neid auf die Schwester, von dem wir vorhin sprachen, hinfällig wird. Er ist zwar nicht Weib, — wie es der wirklich Kastrierte wäre, — wohl aber bleibt er so ewig der geschlechtslose Knabe, der eins war mit dem geschlechtslosen Mädchen. Der Horror vor der blutenden Schwester ist besonders geeignet, dies Phänomen auszulösen, da die Scheu vor der ersten geheimnisvollen Wunde ihm die lustvolle Gemeinschaft mit der Schwester verschaffte. Denn im Anschluß an jenes Erlebnis in der Küche setzten die Forschungen mit der Schwester ein.

Und diese Forschungen betasteten, wenn auch nur in Worten und Vorstellungen, immer wieder das Genitale, das eigene und das der Frau. Sie schafften so eine, wenn auch unzulängliche und daher dauernd spannende Befriedigung jenes Wunsches, der ihn gepackt hatte, als er von der Wunde des Mädchens hörte: an dem Bein, an der Wunde herumzusuchen. Gewalttätige Antriebe klingen an. Sie sind es besonders, die der Verpönung verfallen: er wird sich nie an eines anderen Genitale vergreifen! Und um sich davor zu schützen, schießt er über das Ziel hinaus, verzichtet er auf jegliche Aktivität.

Nur unter einer Bedingung ist ihm Aktivität, wenn auch in der eingeschränkten Form geistiger Tätigkeit, der Forschung erlaubt: zusammen mit einem weiblichen Kameraden, der Schwester, bezw. ihrem Ersatz, wenn also eine Penislose mit dabei ist. Gebranntes Kind würde das Feuer scheuen. Da dies bei der Schwester nicht der Fall zu sein scheint, sind vielleicht alle Befürchtungen hinfällig. Aber er vermeidet die Gewißheit: während der ganzen Forschungsperiode, selbst damals, als sie nach dem Vorfall in der Küche aus Anlaß der blutenden Wunde des Mädchens ein-

2) „Kinderfrau" ist die später erwähnte Amme der Schwester im Gegensatz zu den übrigen „Kindermädchen". — Hier geht eine wichtige Kausalkette ab: Sadismus, Identifikation mit der kastrierenden Kinderfrau.

setzte, vermeidet er es, seiner Schwester seine Mutmaßungen und Ängste wegen der Kastration mitzuteilen. So liest er zwar auch den Abschnitt über Menstruation im Lexikon, aber er verarbeitet ihn einigermaßen erst nach der Trennung von der Schwester.

So scheitern auch späterhin die Kameradschaften mit den Frauen daran, daß er sich ihnen nicht restlos anvertraut: er will nicht wissen, daß und wie sie „Weib" werden. Und letzten Endes lauert in ihm auch noch die Eifersucht: der bewundernde Haß gegen den einst geliebten Vetter, der nur der Schwester, des Weibes wegen an der Gemeinschaft teilnahm.[3]

V

Gerade die zuletzt geschilderten Zusammenhänge des Erlebnisses der Menstruation mit dem Glauben, die Frau sei ein wegen Genitalbetätigung verstümmelter Mann und der Mann selbst könne kastriert werden, sind typisch. Und sie haben zur Ächtung der Frau in der Männergesellschaft viel beigetragen.

Wir begegneten bei der Besprechung des „Gebärneides" der nämlichen Behauptung in der Verkleidung, die Frau stehe der Natur näher. Unser Kranker sprach vom Geschlechts*tier*. Die Frau gab und gibt ihrem Antrieb nach Spielen am Genitale und überhaupt nach genitaler Betätigung hemmungslos nach. Darum ist sie auch kastriert — und diese Kastration wird infolge des körperlichen Minderwertigkeitsgefühls des Mannes aus dem Gebärneid aufs Geistige verschoben. Der Mann aber weiß sich zu beherrschen. Sein Wille, sein Geist sind stark. Er ist lieber Sohn; die Frau ist schwach, ist böse. Er fühlt sich eins mit dem starken Vater, sie ist das Kind.

Vor allem das ungezogene Kind, das vom artigen heuchlerisch verachtet wird, das von der Gemeinschaft mit dem Vater ausgeschlossen ist. Die jüdische Religion macht sie in der Menstruation zur Unreinen, deren Berührung allein schon vom Tempeldienste ausschloß, deren Begattung mit Ausrottung — Kastration auf alle Ewigkeit — bestraft wird. Der Islam spricht ihr das ewige Leben

3) Vor allem gegen ihn richtet sich starke unbewußte Feindschaft.

ab; sie ist ein Tier, nur dem Irdischen ergeben. Und auch das christliche Mittelalter debattiert, ob sie eine Seele habe.

Andererseits weckt gerade ihre Hilflosigkeit die sehnsuchtsvolle Liebe des kindlich gewalttätigen Mannes. Parzival, der Weib und Kind vergessen hat, wird durch die Blutstropfen im Schnee an sie erinnert. Jetzt ist er reif; „aus Mitleid wissend" kann er die, die statt seiner kastriert wurden, erlösen.

VI

Unser Patient, von dem unsere Überlegungen ausgegangen waren, hatte als Kind noch einen dritten Zusammenstoß mit der Menstruation gehabt. Dieses Erlebnis führt uns zu seinem Verhältnis zu seinen Eltern, speziell zur Mutter. Gerade hier aber werden wir uns große Beschränkung bei der Wiedergabe auferlegen müssen, wenn wir nicht uferlos aus der sehr langen Analyse berichten wollen:

Soweit der Kranke in seine Kindheit zurückblicken kann, besteht eigentlich keine besondere Beziehung zur Mutter. Irgend welcher tieferen Gefühle zu ihr ist er sich nicht bewußt. Das schien daran zu liegen, daß die Mutter wenig Zeit auf das Kind verwandte, ihrer Geselligkeit und ihren Interessen lebte und die Kinder dem Dienstmädchen überließ. Daß das von jeher so gewesen sein müsse, schließt er aus der Tatsache, daß er, wie auch die wenig ältere Schwester, Ammen hatten. Deren Amme blieb dann als Kinderfrau im Hause und übernahm ihn bis zu seinem vierten Jahre mit in Pflege, dann kam ein neues Kindermädchen. Es ergibt sich aus der innigen körperlichen Beziehung, die die Kinderfrau als Amme mit der Schwester gehabt hatte, daß der Kleine in seiner Empfindung recht gehabt haben mag: er sei zurückgesetzt worden.

Die Mutter schwebte nur über dem Haushalt. Die Kinder sahen sie eigentlich nur, wenn sie inspizieren kam, ob sie richtig gewaschen seien, ob ihre Kleider in Ordnung seien, oder wenn sie vorgeführt wurden, um einem Fremden „schönen guten Tag zu sagen", oder zum „guten Tag" und „Adieu". Denn auf diese Respektsäußerungen legte die Mutter großen Wert. So spielte sich denn das Leben der Kinder fast ausschließlich in dem Kinderzimmer ab, das hinten an einem langen Korridor, weit ab von der Welt der Erwachsenen,

lag. Erst etwa mit Beginn der Schulzeit kamen sie zum Essen in die geheiligten Räume „vor". Dort mußte Ruhe und Ordnung herrschen, und im allgemeinen spielte sich diese Essenszeit in den kühlen Formen der Höflichkeit ab.

Nur manchmal hing ein schweres Ungewitter über der Familie. Die Mutter war reizbar, und wegen irgend eines minimalen Anlasses brach plötzlich eine wüste Schimpfflut über die Kinder und vor allem über den Mann herein, die gewöhnlich damit eingeleitet wurde: „Du weißt doch, daß ich das nicht vertragen kann, wenn ich mein Kopfweh habe", und sie schloß meistens damit, daß die Mutter schimpfend das Zimmer verließ, die Tür zuwarf und sich weinend in ihr Schlafzimmer einschloß. Resigniert blieb der Mann zurück und suchte die verstörten Kinder zu beruhigen, wobei dann Worte fielen wie: „Die Mutter ist heute wieder aufgeregt, weil sie sich nicht wohl fühlt" und einmal ereignete sich die Bemerkung: „Ihr wißt doch, das ist alle vier Wochen so."

An einem solchen Abend brauchten dann die Kinder der Mutter nicht „Gute Nacht" zu sagen. Am anderen Morgen aber mußte man bei der Mutter zum „Guten Morgen" antreten, und zwar war sie dann nicht wie sonst beim Frühstückstisch. Vielmehr lag sie im Bett, und diese Besuche im halbdunklen Schlafzimmer waren dem Knaben höchst ekelhaft. Denn schon, wenn man die Türe aufmachte, schlug einem dumpfe Luft entgegen. Trat man näher ans Bett heran und streckte einem die Mutter die Hand entgegen, so traf einen ein widerlich süßlich-fauliger Geruch.

Die Mutter schien also, trotzdem sie bei den Kindern sehr auf Sauberkeit hielt, selbst durchaus nicht sauber zu sein. Was da nun eigentlich roch und nach was es roch, das wußte er nicht. Aber das Ganze hatte irgend etwas Unheimliches an sich: Diese Gewitterschwere über dem Hause, der sinnlose Krach, das Nicht-Aufstehen der Mutter und ihr Gestank. Und das „alle vier Wochen einmal." An der Frau haftet also irgend etwas, das sich jeden Monat einmal unter Lärm und Gestank entlud. Was das war, war völlig unerklärlich. Es war unbeeinflußbar, mochten sowohl er wie auch der Vater sich die größte Mühe geben, ja recht nett zu sein.

Namentlich befaßte das Kind sehr die Tatsache des Gestankes der Mutter. Waren die Frauen unsauber? Es schien fast so, denn

alle Übrigen im Hause schienen das als selbstverständlich zu nehmen. Niemand sprach davon und als er einmal zu dem Dienstmädchen eine derartige Andeutung wagte, bekam er eine ausweichende, spöttische Antwort. Erst viel später, nach dem Erlebnis in der Küche mit dem Dienstmädchen, brachte der Knabe den Geruch irgendwie mit jener geheimnisvollen Wunde und dem Bluten in Zusammenhang, wobei unklar blieb, ob er in jenem Augenblick an dem Dienstmädchen denselben Geruch wahrnahm wie an der Mutter, oder ob ihm nur plötzlich die Erkenntnis kam, daß das, was er bei der Mutter roch, Blut war. Nach seiner Liebesenttäuschung an der Schwester allerdings ist ihm ganz bewußt, daß er eines Tages auf dem Aborte, kurz nachdem ihn die Schwester verlassen hatte, ein Stück blutiger Watte liegen fand, das so roch wie die Mutter.

Diese Erlebniskette führt uns in noch ältere Zeiten zurück als das Bisherige: die genitalgeschlechtlichen Dinge sind bewußtermaßen doppelwertig, wenn auch die tieferen Wurzeln der Zwiespältigkeit im Unbewußten stecken. Die eine, die Kastrationsangst, haben wir bereits bloßgelegt. Auch die Kausalketten, die uns jetzt zum Ödipuskomplex führen, können in dem wenigen, was ich aus dem Material brachte, erahnt werden: Liebe zur Mutter (Kinderfrau), Identifikation mit dem Vater (Vetter). Aber immerhin, diese Konflikte sind noch denkbar. Absolut unausdenkbar ist aber das, was hier noch im Hintergrund droht: Die Beziehung zum Schmutz, zum eigenen Kot. Die Vorschriften der Reinlichkeitspflege, repräsentiert durch Mutter und Kinderfrau, hat sich der Knabe so zu eigen gemacht, daß die Schmutzlust des Kindes völlig verschwunden scheint. Und doch droht sie noch in ihm; er muß die stinkende Mutter und Frau besonders ekelvoll meiden, um seinem eigenen Schmutz zu entfliehen[4].

VII

Es wäre nun ganz falsch, behaupten zu wollen, daß all die Vorgänge, die wir bei unserem Patienten beschrieben haben, sich

4) Hier münden die Menstruationserlebnisse in zwangsneurotische Symptome ein, die das Krankheitsbild beherrschten.

auf bewußte klare Vorstellungen und Überlegungen hätten zurückführen lassen. Im Gegenteil: es waren ganz unscharfe, ganz verschwommene Gefühle und Einstellungen, um die es sich da drehte, die eben gerade wegen ihrer Unfaßbarkeit in Worte nicht durch den Verstand begrifflich zu bewältigen waren. Man könnte meinen: einzig weil ihm die Kenntnisse fehlten. Doch diese Erklärung genügt nicht, denn auch später, als er sich diese in gemeinsamem Studium mit Schwester und Vetter verschafft hatte und selbst noch als 19jähriger, als er erneut sich orientierte, war er außerstande, die Wirklichkeit zu ordnen und damit sich in sie einzuordnen. Wir haben die Gründe kennen gelernt: Die Angst um die Unversehrtheit des Körpers beherrschte ihn und machte ihn blind. Im Unbewußten lebte die Kastrationsdrohung der Kinderfrau. Der Menstruationsvorgang schien zu bestätigen, daß ihre Ausführung denkbar sei. Darum durfte er nicht denken, mußte das Wissen, die drohende Gewißheit fliehen. Die Frau aber, das Geschlechtliche war unheimlich, geheimnisvoll, grauen- und ekelhaft, die Beschaffenheit der Frau, die Vorgänge um sie: das regelmäßige Bluten, ihre unbeherrschbare Reizbarkeit, ihr Gestank.

Man mag sich fragen, ob derartige Erlebnisse unvermeidbar sind, Erlebnisse, die einzelne Menschen, wie unseren Kranken, vom Glücke ausschließen und in ihrer Häufung so gewaltige Folgen haben, daß sie die Stellung der Frau in Haus und Gesellschaft bestimmten und bestimmen. Allerdings mit einfacher, auch rechtzeitiger, kluger Aufklärung wird man beim männlichen Gebärneid und der Kastrationsangst ebenso wenig erreichen wie bei ihrem weiblichen Pendant: dem Penisneid. Denn in den Aufklärern lebt noch meist irgendwo das Jahrtausende Alte, durch die eigene Erziehung Belebte, das in den Anschauungen und Verhaltungsweisen der Umwelt gegenständlich wird. Denn sie vor allem schafft die Atmosphäre des Geheimnisvollen, Unerlaubten um das Ganze des Geschlechtlichen, das selbst dann seine unheilvolle Wirkung tut, wenn die einzelnen direkten Erzieher sich bemühen, ehrlich zu sein. Wie überall in der Pädagogik heißt es darum erst Generationen gesunder, angstfreier Eltern und Erzieher heranbilden!

Giftmord und Vergiftungswahn

Von

Arthur Kielholz

Vortrag in der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse am 13. September 1930. — Aus dem Jahrgang 1931 (Band XVII) der von Sigm. Freud herausgegebenen „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse". (Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von ca. 600 Seiten. Jahresabonnement Mark 28·—.)

Wir Anstaltsärzte sind immer wieder erstaunt darüber, wie häufig von Angehörigen von Kranken die Frage erwogen und das Ansinnen an uns gestellt wird, ob es nicht möglich wäre, einen armen bemitleidenswerten Patienten mit einem „Pülverli" sanft zu erlösen, mit anderen Worten, wie wenig verdrängt die Beseitigungswünsche gegenüber unbequemen Familiengliedern sind, und wie rasch man bereit wäre, uns Ärzte zu Komplizen und Erfüllern solcher Wünsche anzustellen. Ebensooft begegnet man dem Bestreben, den Kranken mit unsinnigen Haufen von Süßigkeiten und anderen Eßwaren zu beschenken, mit denen er sich zum mindesten jedesmal den Magen verdirbt, und man geht wohl nicht fehl, wenn man darin eine mangelhaft gelungene Kompensation jener Beseitigungstendenzen mittels einer oralen Gabe erblickt.

Wohl noch häufiger als diese Neigungen bei den Angehörigen, können wir bei unseren Kranken die Angst beobachten, vergiftet zu werden, sei es von ihren Leuten, sei es von Fremden, sei es von Pflegern oder Ärzten. Entsprechende Sinnestäuschungen und Wahnideen und damit im Zusammenhang stehende Schutz- und Abwehrhandlungen, wie Nahrungsverweigerung, Ausspucken oder Fortwerfen des Essens, begegnen uns täglich auf unseren Visiten.

Der Giftmörder verwirklicht das, wozu uns jene Angehörigen gelegentlich anstiften möchten. Sehen wir zu, ob aus dem Versuch, das Verbrechen und die wahnhafte Angst davor einander gegenüber zu stellen, sich irgend eine Einsicht gewinnen läßt in dunkle Gebiete des menschlichen Zusammenlebens.

Ein 27jähriger, durch Alkoholismus und Geisteskrankheit schwer belasteter, debiler Schlosser, Walter H., suchte seinen Vater, einen rohen Schnapstrinker, der ihn als siebenjährigen Knaben wegen

Bettnässens mehrmals mit einem Seil auf einer Bank festgebunden und mit einem Lederriemen so ausgepeitscht hatte, daß er nicht mehr sitzen und gehen konnte, mit Lötwasser, das er ihm fingerhutvoll in die Suppe goß, zu quälen, damit er krank werde und langsam zugrunde gehe. Seine fünf Geschwister hatten mit der geschiedenen Mutter das Vaterhaus verlassen; er allein war, nachdem er auswärts als Fabriksarbeiter einige Ersparnisse gemacht hatte, zurückgekehrt, hatte das Hauswesen übernommen und dem Vater das Hausrecht eingeräumt, gegen das Versprechen, mitzuhelfen in der Landwirtschaft. Als es nicht gehalten wurde und der Vater sich das Hausrecht auch nicht abkaufen lassen wollte, wurde er deprimiert, stand deswegen vorübergehend in ärztlicher Behandlung, hatte Suizidgedanken, vernachlässigte die Arbeit immer mehr und geriet in Schulden. Er hatte viel Streit mit dem Vater. Sie taten sich zu leid, was sie nur konnten. Jeder kochte für sich. Er klagte oft, er könne unter solchen Umständen nicht heiraten. Eine Frau wäre zur Führung des Haushaltes sehr nötig gewesen. Ein Verhältnis wurde auch wieder aufgelöst. Als er einmal etwas mehr als nur einen Fingerhut voll Lötwasser in des Vaters Suppe schüttete, verspürte dieser den Geschmack der konzentrierten Chlorzinklösung und die Sache wurde entdeckt. Vor dem Richter motivierte er sein Vorgehen damit, daß der Vater ihn schlecht behandelt, beständig geplagt, verfolgt, verleumdet, verdächtigt, geschlagen und beschimpft habe, als Hurenbub, faulen Hund, Dieb, Verrückten, der sich hängen solle. Er gehe gern ins Zuchthaus, nur um aus diesem Haus herauszukommen. Er bekam unter Zubilligung mildernder Umstände 2 Jahre und 10 Monate.

Drei Fragen drängen sich auf: Warum kehrt der Mann als einziger von seinen Geschwistern nach Hause zurück und übernimmt es samt dem trunksüchtigen Vater, warum greift der Schlosser statt zu einer Waffe zum Gift, und warum verwendet er als solches Lötwasser, das ihn verraten muß?

Er ist eben durch unsichtbare Bande an die Stätte und an den Peiniger gefesselt, der ihn durch seine unmenschlichen Züchtigungen für sein Bettnässen zum Masochisten machte, und muß daher solche Peinigungen immer wieder aufsuchen. Als Masochist kann er auch nicht zur aktiven Waffe greifen. Die Tat muß ihn ver-

raten, damit er mit der Strafe wiederum seine Quallust befriedigen kann. Und schließlich liegt in der Wahl des Giftes ein blutiger Hohn, den jeder versteht, der weiß, daß man das unmäßige Trinken bei uns auch als „Löten" bezeichnet.

Die beiden Schwestern F., Susanne 55jährig und Lisette 43jährig, wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, weil sie ihren ältesten, 58jährigen Bruder mit Eierkuchen, der Posphor, und mit Tee, der Kupfervitriol enthielt, vergiftet hatten. Jener, ein händelsüchtiger Psychopath, war einige Tage vorher aus dem Gefängnis heimgekommen, hatte sie beschimpft und des Kindsmords beschuldigt — Susanne stand im Verdacht des sexuellen Umgangs mit einem Neffen — hatte erklärt, er arbeite jetzt gar nicht mehr, und sich geweigert, eine Stelle außer dem Hause anzunehmen. Susanne kam nach 15jähriger Strafhaft wegen Paranoia nach Königsfelden, wo sie fünf Jahre später starb. Sie erklärte hier, sie würde ihren Bruder heute noch wegputzen. Sie hätte drei Jahre lang gegen ihn gekämpft, er sei indessen immer bösartiger und frecher geworden, habe öfters unflätig auf die verstorbene Mutter als Hure geschimpft, die ihm im Traum erschienen sei. Niemand habe ihnen gegen den Narren und Tierquäler geholfen. Er habe ihr tot besser gefallen als lebendig, und sei als Leiche ganz verklärt gewesen. Zum Totschlagen hätten sie Schwestern doch zu wenig Kräfte gehabt. Sie hätten nur aus Notwehr gehandelt. Auch hier war der Vater ein bösartiger Trinker, der im Rausche alles zerschlug, die Schuhe auszog und Geschirr damit zertrümmerte, und der Frau und Kinder oft mißhandelte, wie später der Bruder. Sie verweigerte in den letzten Jahren des Anstaltsaufenthaltes zeitweise die Nahrung: Der Bundesrat habe ihr telephoniert, sie solle das hiesige Saufressen nicht nehmen. Lisette wurde nach 20 Jahren Zuchthaus begnadigt, führte daheim zuerst eigenen Haushalt, kam dann ins Armenhaus und mit 78 Jahren ebenfalls wegen Paranoia nach Königsfelden. Sie wollte nicht mit den anderen Insassen zusammen essen und behauptete, man habe ihr Haus und Vermögen gestohlen. Die Schwerhörige erzählte von ihrer Untat gleichgültig und ohne Reue. Der Bruder habe einen leeren Kopf, aber guten Appetit gehabt. Dem Vater, der an Wassersucht litt, habe ein Arzt mit einem Messer in den Bauch

gestochen, so daß er in zwei Stunden gestorben sei. Nach seinem Tod mußten sie zwei ledigen Schwestern das heimatliche Haus allein mit ihrem Verdienst aus der Fabrik aufrecht erhalten, damit die schwache Mutter nicht in Not und Elend auf die Straße hinausgestoßen wurde. Sie ließen das verlotterte Heimwesen neu aufbauen, soviel es nottat. Vom Bruder hatten sie das ganze Jahr nichts als Schaden. Mit ihm hätte sich die ganze Gemeinde verbündet, um sie umzubringen. So mußten sie zur Selbsthilfe greifen. Den Weltkrieg bezeichnete sie als gerechten Lohn für ihre Verfolgung.

Die beiden Täterinnen identifizierten sich somit ganz mit der schwachen, mißhandelten Mutter und beseitigten den ältesten Bruder so prompt, wie der Arzt das nach ihrer Auffassung mit dem verhaßten Vater getan hatte, wie lästiges und schädliches Ungeziefer oder Meltau, mit Rattengift und Vitriol, indem sie seine Gefräßigkeit mit Omelette und süßem Tee köderten. So wurde das mühsam erworbene und aufrecht erhaltene Elternhaus von einem unerwünschten Parasiten befreit, damit Susanne ungestört ihrem inzestuösen Umgang weiter darin frönen könne. Sie wurde auch von Lisette als Anstifterin zur Tat bezeichnet. Lisette behauptete auch, die Heimatsgemeinde habe sie mit einem verwitweten Schwager verkuppeln wollen.

Die 37jährige Hausfrau Hedwig H., Mutter von zwei kleinen Kindern, mit einem ungeliebten, 20 Jahre älteren Witwer verheiratet, streute ihrer schwangeren Mieterin wiederholt Arsenik in Milch und Mehl, angeblich um ihr nur ein wenig Bauchgrimmen zu verursachen, doch genügend, daß die Vergiftete zwei Monate später an perniziöser Anämie starb. Sie hatte vorher dem Mieter Geld offeriert, wenn er seine schwangere Frau kaput mache, behauptete, diese sei eine Hure, habe ihr eigenes Kind erwürgen wollen und ihrem, der Mörderin, Mann nachgestellt. Die Mieterin hatte diesem erzählt, daß seine Frau ihm Löcher in den Veloschlauch gestochen. Der Zorn über diese Schwätzereien veranlaßte die Vergiftung. Frau Hedwig gab an, sie selber habe ein stecknadelkopfgroßes Stück Gift vorher versucht, ohne Beschwerden davon zu bekommen. Sie wisse, daß man solches regelmäßig nehme, um hübsch zu bleiben. Das habe sie in der Fabrik gehört, wo sie schon als Schulkind

arbeiten mußte und jeweilen in einer Kiste versteckt wurde, wenn der Inspektor kam. Als Konfirmandin fiel sie nachts auf eine Lampe, mit der sie unters Bett zu leuchten pflegte. Sie sei an der Verletzung fast verblutet. Bei ihren beiden Geburten brauchte sie jeweils ärztliche Hilfe und fiel durch ihr ungebärdiges seltsames Wesen auf; sie äußerte dabei Verfolgungsideen. Sie hatte dreimal versucht, sich im nahen See zu ertränken. In der Ehe kam es zu Uneinigkeiten, da der Mann nach ihrer Meinung die Kinder zu wenig strafte und die verhaßten Mieter nicht aus dem Hause entfernte. Er durfte nie in den Keller und auf den Estrich und mußte die Schuhe ausziehen, wenn er in die Stube wollte, um nichts zu beschmutzen. In der Untersuchungshaft verweigerte sie vier Tage lang die Nahrung und befürchtete, die jungen Mitgefangenen nebenan könnten sie verführen, wenn die Türe nicht gut verschlossen wäre. In Königsfelden träumte ihr einmal, sie habe sich selbst mit einem großen Messer zerschnitten. Sie bestellte einen Koffer, um damit zur Patin nach Amerika zu reisen, wo ein Bruder ihres Vaters, ein Brandstifter, verschollen war. Unser Gutachten lautete auf Schwachsinn und Unzurechnungsfähigkeit.

Auch in diesem Falle ist die Tendenz, das Haus, das sie in übertriebener Weise reinzuhalten versucht, von unerwünschten und verhaßten Mitbewohnern zu befreien, augenscheinlich. Die Schwangerschaft der Mieterin erinnert sie an die eigenen beschwerlichen Graviditäten, wo sie einmal dem eigenen Leben durch Ertränken ein Ende machen wollte, und vielleicht auch an die Schwangerschaften der Mutter — sie hat zwei jüngere Brüder —, die sie wohl mit eifersüchtigen Regungen beobachtet haben mochte.

W u l f f e n hat in einer 1917 erschienenen prägnanten Monographie über die Psychologie des Giftmordes[1] den wichtigen Zusammenhang von kriminellen und sexuellen Strebungen an den kurzen Biographien der berüchtigtsten Vergifter und vor allem Vergifterinnen nachgewiesen, der auch in unserer bescheidenen Kasuistik deutlich hervortritt.

Walter H. versucht seinen Vater zu beseitigen, nachdem er seine Heiratspläne durch dessen skandalöses Verhalten vereitelt

---

1) Urania-Bücherei, 6. Band. Verlag des Volksbildungshauses Wiener Urania, Wien 1917.

sieht. Susanne F. verleitet ihre Schwester zur Vergiftung des Bruders, der ihr inzestuöses Verhältnis zum Neffen durchschaut hat und ihr vorhält. Frau Hedwig H. will mit Gift die schwangere Mieterin aus dem Hause schaffen, weil diese angeblich ihrem Manne nachgestellt hat.

Bei Walter H. ging dem Delikt eine Depression mit Suizidgedanken voraus, die beiden Schwestern F. wurden in der Strafhaft paranoid. Hedwig H. versuchte sich dreimal zu ertränken, verweigerte zeitweise die Nahrung und äußerte Verfolgungsideen.

Es liegt somit nahe, bei Paranoiden mit ausgesprochenem Vergiftungswahn nach weiteren und vielleicht deutlicher durchschaubaren Zusammenhängen zu fahnden.

Die jetzt 44jährige Luise K. hat mit 5 Jahren ihre beiden Eltern verloren an Lungentuberkulose und ist mit 8 Jahren von einem 16jährigen Pflegebruder mehrmals auf dem Abort sexuell mißbraucht, dann als Hotelsekretärin vom Manne einer Freundin und von einem Hotelangestellten überrumpelt worden. Mit 38 Jahren versuchte sie sich in einem öffentlichen Abort mit Vreonaltabletten zu vergiften. In ein Sanatorium verbracht, äußerte sie Vergiftungswahn und mußte wegen Nahrungsverweigerung mit der Sonde ernährt werden. Die Stimme Gottes verbot ihr zu essen. Nachdem sie sich einmal zum Milchtrinken hatte bestimmen lassen, spürte sie furchtbare Leibschmerzen und hatte das Gefühl, der Magen werde auseinandergesprengt. Dann bekam sie Riesenhunger, sie wurde dick und fett und erklärte nun erregt, sie sei Mutter und habe ein Kind; die Stimmen sagen ihr, sie werde ein totes Kind gebären, Zwillinge bekommen. Sie sei guter Hoffnung von zwei Pfarrherren, denen sie die früheren sexuellen Erlebnisse gebeichtet habe. Sie verfertigte sich ein Kinderbettchen und pflegte darin ein fingiertes Kind. Dann verweigerte sie wieder das Essen, sie wolle sterben, damit sie keinem andern mehr im Wege stehe. Man wolle ihr mit der Milch das Kind im Leibe vergiften. Die Speisen haben den Geruch von Muttermilch. Es habe auch schon geheißen, die Frucht sei durch das Essen in ihren Leib gekommen. Häufig roch sie auch Menstrualblut im Essen. Sie schimpfte dann wieder über sexuelle Nachstellungen durch die Anstaltsärzte, die sie nachts bestialisch mißbrauchten.

An den Vergiftungswahn schließt sich hier deutlich die Schwangerschaftsphantasie an. Der Fall bestätigt die Auffassung von Freud,[2] was den Paraphreniker zur Klage oder zum Verdacht, daß er vergiftet werde, veranlasse, sei der ins *Ubw* verdrängte Wunsch nach Schwängerung, resp. die Abwehr der erkrankten Person gegen denselben. Bemerkenswert ist auch, daß die Kranke die giftigen Eigenschaften in erster Linie menschlichen und speziell weiblichen Se- und Exkreten zuschreibt: der Muttermilch und dem Menstrualblut, und daß ihr Wahn offenbar auf jene bekannte infantile Theorie von der Zeugung durch das Essen zurückgeht.

Auch bei dem jetzt 44jährigen Paranoiden Moritz S. begann der Wahn sich darin zu äußern, daß er überall verdorbene Milch witterte. Die Vergiftungsversuche seien dadurch veranlaßt worden, daß ihn sein Vorgesetzter zwingen wollte, dessen schwangere Mätresse zu heiraten. Vom Bett eines Mitpatienten aus ergossen sich häufig ganze Gasgarben über seine Bettmitte, wodurch er betäubt wurde und dann sexuelle Gasträume bekam. Er suchte sich dadurch davor zu schützen, daß er die Bettücher über den Kopf zog, und lag dann beim Erwachen jeweils steif wie ein Leichnam oder zusammengezogen wie ein Embryo im Mutterleib — das sind seine eigenen Worte — in seinem Bette. Einmal sah er in einer nächtlichen Vision eine Schlange, die sich ihm in einem Oval auf den Unterleib legte, dann wieder einen Frauenkopf, der ihm einen Giftkuß auf die Lippen drückte; einmal eine Frau, die ihm den Rücken zukehrte, neidisch ihr Gesäß schüttelte, worauf er mit dem Kopf auf ihren Schoß fiel. Einmal sieht er im Gifttraum auf der Laube des Vaterhauses seine einzige Schwester nackt, nur mit einem Kinderschlüttli bekleidet, vor sich liegen und will sich bücken, um ihre Geschlechtsöffnung zu küssen. In einem Brief, in dem er eine Assistenzärztin um ihre Hand zur Befreiung aus ganz unwürdiger Umklammerung bittet, bezeichnet er sich als verkrachten Heiratskandidaten, der unfähig sei zur Ehe.

Hier sehen wir den Giftwahn mit inzestuösen Regungen gegen die einzige Schwester und mit der unverkennbaren Tendenz ver-

---

2) S. Freud, Das Interesse an der PsA., Ges. Schriften, Bd. IV.

knüpft, in die vor allen feindlichen Angriffen schützende Position des Embryos zurückzukehren.

Der jetzt 38 jährige Schlosser Karl R. erkrankte vor 12 Jahren im Anschluß an eine unglückliche Liebschaft. Er glaubte sich von einer Bekannten der Geliebten, die von seinen Anträgen nichts wissen wollte, mit Opium im Kaffee vergiftet. Die Pulver des Arztes, die er für seine Aufregung erhielt, beschädigten ihm angeblich die Augen. Er behauptete, seine Angehörigen vergönnten ihm das Essen, glaubte auch in der Anstalt vergiftet zu werden. Die letzte Aufnahme in Königsfelden erfolgte, weil er auf einer Bank 10.000 Fr. erheben wollte und dafür zwei Schlösser verpfändete, und weil er Heiratsinserate als Fabrikbesitzer erließ. Diesmal verweigerte er die Nahrung, bis Sondenfütterung erfolgte. Anläßlich einer Entweichung erklärte er, die Signalemente urinierten ihm in die Suppe. Es seien das kleine Tiere, die an seiner Lunge und an seinem Herzen fressen, ihm Hirn und Magen koitieren. Ein kleiner, stecknadelkopfgroßer Abkömmling eines Wärters steckt in ihm, schneidet ihm mit ganz kleinem Rasiermesser Herz und Lungen ab und beschädigt auch seine Hoden. Man hat ihm Mäusekot in seinen Körper hineingetan, es sei davon hinten heraus abgegangen, aber hinten und vorn wieder in seinen Körper hineingekommen. Alle Wärter der Anstalt koitieren in seiner Brust. Käfer haben ihm das ganze Herz zerfressen.

Auch bei diesem Kranken sind die Giftstoffe menschliche und tierische Exkrete, die ihm mit der Nahrung oder per anum beigebracht werden und durch welche in ihm, wie in einer Schwangeren, lebende Wesen entstehen, die zudem das zerstörende Werk seiner Verfolger, die ihn damit vergiftet und geschwängert haben, an seinen Eingeweiden fortsetzen. Das erinnert uns daran, daß Kinder, welche die Urszene belauschen, darin vorwiegend einen sadistischen Akt des Vaters gegen die Mutter erblicken. Während Moritz S. seine inzestuösen Giftträume ins Vaterhaus zurückverlegt, wird Karl R. in seinen Größenphantasien Schloßherr und Fabriksbesitzer und sucht dazu eine passende Frau. Da ihm das mißlingt, wandelt er sich selbst in einen Hermaphroditen, in dessen Innern sich sadistische Liebesszenen abspielen.

Zusammenfassend möchte ich vorläufig als Ergebnis meiner Kasuistik die Sätze aufstellen:

Die Psychologie des Giftmordes und die des Vergiftungswahnes stehen in engem Zusammenhang und ergänzen sich gegenseitig. Inzest und Schwängerung spielen darin eine wichtige Rolle. Letzten Endes ist es der Mutterleib, um dessen alleinigen Besitz gekämpft wird, und dessen Se- und Exkrete sind die magischen Stoffe, von welchen die Gaben und Gifte zur Beseitigung unerwünschter Nebenbuhler abgeleitet werden. Im Giftwahn wird dieser Kampf in die eigene Person introjiziert. Der Giftmörder projiziert ihn auf das, was wir als symbolische Darstellung des Mutterleibes auffassen, d. h. das elterliche Haus und Besitztum.[3]

Daß uns unsere Erfahrungen und Einsichten bei Süchtigen, speziell bei Alkoholikern, recht nahe zu dem heute behandelten Thema heranführen, ist nicht verwunderlich und zeigt sich ja schon bei den kurz referierten Fällen. Der Vater von Walter H. wie derjenige der Schwestern Susanne und Lisette F. waren brutale, rohe Trinker, die den Nachkommen ihren durch das Rauschgift enthemmten Sado-Masochismus einimpften. Moritz S. und Karl R. haben selber zeitweise dem Alkohol gefrönt. Wenn die beiden Schwestern F. zusammen beschließen, den lästigen Bruder durch ein süßes und vergiftetes Getränk zu beseitigen, so erinnert uns das daran, wie die meisten Süchtigen das ausgesprochene Bestreben zeigen, Proselyten für ihr Rauschgift zu werben, in Gesellschaft Freude haben, Neulinge sinnlos betrunken zu machen und sich an der Bewußtlosigkeit der wie Leichen Daliegenden zu weiden. Die Tiefenpsychologie erweist als häufiges Motiv der Trunksucht die Sehnsucht nach einem Nirvana, nach jenem Zustand des Embryos im Mutterleib, wie ihn Moritz S. als Folge der Giftwirkung expressis verbis geschildert hat. Wenn der chronische Alkoholismus zur ausgesprochenen Psychose führt, treten analoge Wahnbildungen auf, wie bei unsern Giftwahnsinnigen.

Die 37 jährige Frau Marie S. hatte vor ihrer dritten Inter-

3) Vergl. auch E. Weiß: Der Vergiftungswahn im Lichte der Introjektions- und Projektionsvorgänge. Int. Z. f. PsA., Bd. XII, 1926, wo sich auch weitere psa. Literatur verzeichnet findet.

nierung in Königsfelden wegen drohenden Del. trem., wobei sie mit Suizid und Tötung ihrer Kinder gedroht hatte, vermutet, die Leute hätten ihr heimlich etwas eingegeben, um sie zu Schlechtigkeiten zu verführen. Das sei schon in der Pension im Welschland geschehen. Da habe man es absichtlich so eingerichtet, daß nachts Buben und Mädchen zusammenkommen sollten. Es gebe geheime Gesellschaften, wo Männer miteinander geschlechtlich verkehren, und gleiche, wo Frauen das tun. Man habe ihr etwas ins Trinken getan, um sie an einen solchen Ort hinzuführen in eine solche Weibergesellschaft. Sie denke bei den Mäusen, Hühnern und Katzen (die sie im Delirium halluzinierte), da sei etwas gegangen mit ihr. Letzte Woche habe sie in einer Nacht das Gefühl gehabt, wie wenn ein Hahn mit seinen Federn oder eine Katze an ihren Geschlechtsteilen wären und sie geschlechtlich brauchen wollten. Sie glaube, eine Kratzwunde an ihrem Arm käme von einem solchen Tier her. Sie dürfe vor Scham niemanden mehr anschauen.

Der Zusammenhang von Vergiftungswahn und sodomistischer Schwängerungsphantasie ist hier unverkennbar.

Der 68jährige, ledige Johann A., der infolge langjähriger Trunksucht an Korsakow leidet, behauptet, er habe in einem Gehörgang ein Engelein und ein Teufelchen, die sich begatten und Kinderchen gezeugt haben, deren Stimmen er beständig hört. Er sah sie als Fäden hineinkommen.

Bei diesem Kranken sind die Szenen, die Karl R. in Brust und Abdomen lokalisiert, nach oben verschoben.

Friedrich R., 57 Jahre alt, beschuldigte infolge alkoholischer Eifersucht seine beiden erwachsenen Söhne des Umgangs mit ihrer Mutter. Seine Internierung in Königsfelden wurde veranlaßt, weil er durch Zeichnungen öffentliches Ärgernis erregte, die er an der Hausmauer gegen die Straße befestigte, um aller Welt seinen vermeintlichen Eheskandal zu verkünden. Auf einem dieser Bilder hatte er seine Frau nackt in der Stellung einer Danae gezeichnet, bereit, die beiden in priapischer Gestalt herbeieilenden Söhne zu empfangen. Unter ihr in einem Sarg aber liegt er selber als Sterbender und in seinen Mund fließt als tödliches Gift das Scheidensekret der brünstigen Frau.

Die grausige Phantasie des eifersüchtigen Potators entspricht somit völlig dem Ergebnis unserer Untersuchung.

Auch die Psychologie des Selbstmords liefert uns vielfach Parallelen und Beiträge. Wir wissen aus der PsA. der Depressionen, daß diese und die durch sie bedingten Antriebe zum Suizid nichts anderes darstellen, als eine Nachinnenwendung des Aggressions- und Destruktionstriebes, eine Selbstbestrafung für Beseitigungs- und Vernichtungswünsche gegen andere Personen, meist nächste Angehörige.

In meinem Vortrag über den Urheber der mentalen Hygiene, Clifford Wittigham Beers[4], versuchte ich dessen depressive Psychose mit ernsthaften Selbstmordversuchen zu deuten als Reaktion auf den Tod eines älteren Bruders, den er unbewußt herbeigewünscht hatte. Hinter seinem Vergiftungswahn waren kannibalistische Phantasien verborgen, er weigerte sich, seine Mutter zu küssen, und den Sprung aus dem Fenster, der ihn zum Tode führen sollte, hatte er in dem Momente unternommen, als sie im Begriffe stand, ihm Süßigkeiten zu holen.

Wie die Wahl des Giftes durch charakteristische Momente konstelliert wird, zeigt folgende Beobachtung: Der 24 jährige Sohn eines Trinkers, ein haltloser Psychopath mit Neigung zu Alkoholexzessen, wurde deswegen interniert, weil er sich mit Strychnin zu vergiften versucht hatte. Er gab als Motiv dieser Tat an, er habe geglaubt, seine Braut sei schwanger, und sich dann daran erinnert, daß eine schwangere Haushälterin in dem Dorfe, wo er früher lebte, mit Strychnin vergiftet worden sei.

Von einem bernischen Schwurgericht wurden vor vier Jahren ein Arzt und dessen Geliebte wegen Abtreibung und Giftmords, begangen an der Frau des Arztes, zu je zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt. Nun ist durch den Anwalt der Verurteilten ein Revisionsbegehren[5] gestellt worden, das sich hauptsächlich an Hand der Tagebücher der Verstorbenen auf den Standpunkt stellt, es habe sich um den Selbstmord einer chronischen Arsenikesserin gehandelt, die in der Depression, welche zur kritischen Zeit ein-

---

4) A. Kielholz: Geistige Gesundheitspflege. Von ihrem Begründer und ihrer Geschichte. Kranken- und Irrenpflege, 9. J., 1930, S. 101.

5) Fritz Roth, Der Giftmordprozeß Riedel-Guala. Verl. Orell Füßli, Zürich 1929.

setzte, in der Aufregung zuviel von ihrem gewohnten Arsen erwischte. Das psychologische Gutachten eines Psychiaters soll nun abklären, wie weit dieser Standpunkt begründet erscheint.

Das reich dokumentierte und kurzweilige Werk Lewins über die Rolle der Gifte in der Weltgeschichte[6] enthält interessantes Material zur Bestätigung unserer Auffassungen.

Wir hören da beispielsweise, daß sich König Ladislaus von Neapel und Ungarn nach den Chronisten im Jahre 1414 den Tod durch Gift geholt habe, das in die Geschlechtsteile seiner zugleich mit ihm gestorbenen Geliebten, einer Arzttochter, getan worden war. Nach einer anderen Version habe ihm diese auf Wunsch ihres von den Florentinern bestochenen Vaters eine mit Akonit bereitete Salbe gleichsam als Liebeszauber in seine Geschlechtsteile eingerieben. Der gleiche König soll als jung schon einmal vergiftet und damals durch die Kunst der Ärzte, die ihn öfters in das Innere eines frisch getöteten Maulesels einlegen ließen, gerettet worden sein. Die nämliche Methode der Entgiftung, das Einwickeln in eine blutwarme Tierhaut, wurde auch bei Caesar Borgia angewendet. Wir dürfen sie wohl als symbolischen Versuch, die Situation eines Embryos und damit einer Neugeburt zu schaffen, auffassen. Den gleichen Sinn hat unzweifelhaft auch eine im Mittelalter vielfach geübte Behandlung von Vergifteten, die ebenfalls die Situation des Menschen beim Austritt aus dem Mutterleib nachzubilden sucht, nämlich die, den Vergifteten verkehrt aufzuhängen, um das Gift durch Mund, Nase, ja sogar aus den Augen auslaufen zu lassen. So verwendete man diese Methode bei Albrecht I., dem Sohn Rudolfs, der später in Königsfelden erschlagen und begraben wurde. Er hatte 1292 Adolf von Nassau als Kaiser anerkannt und ihm die Reichskleinodien ausgeliefert. Zu dieser Resignation veranlaßte ihn vielleicht eine schwere Krankheit, die in alten Chroniken als Folge einer Vergiftung geschildert wird und als deren Urheber man den Erzbischof von Salzburg bezeichnete. Mit diesem hatte der Kaiser Streit des Salzwerkes halben, so sein Gemahl, die Kaiserin Elisabeth, aufgebaut hatte bei Gmund. Und da der Bischof dem

6) L. Lewin, Die Gifte in der Weltgeschichte. Verl. Springer, Berlin 1920.

Kaiser nichts mit Waffen und Volk anhaben konnte, versuchte er sein Heil mit Gift oder Vergebung, dingte durch große Gaben einen unter des Kaisers Dienern, der ihm in Speis und Trank soviel starkes Gift brachte, daß er todkrank ward. Aber die Ärzte erhielten ihn. Sie banden seine Beine oben an, daß sein Haupt unten auf der Erde stand, und taten ihm ein künstlich bereitetes Instrument in den Mund und Hals, daß er sich immerdar erbrechen und das Gift ausspeien mußte, und von dem Instrument Odem in sich zog, daß er nicht erstickte. Also ist ihm in dieser künstlichen Erbrechung das Gift zum Munde, Nase und Augen aus dem Leibe gekommen, daß er wieder gesund geworden, aber doch ein Auge darüber verloren hat. Das hatte er dem geistlichen Vater zu danken, der hatte es vom Papst gelernt, Gift für Arzenei, Tod für Leben zu geben; das zu Rom gar eine gemeine Kunst ist. Nach einer anderen Darstellung wurden ihm bei Tische in Wien am 11. November 1295 vergiftete Birnen von einem seiner Sekretäre, der von den Gegnern mit 300 Mark bestochen war, beigebracht. Das Gift wurde jedoch durch die Ärzte aus einem Auge herausgebracht. In einer Chronik aus dem Ende des 14. Jahrhunderts wird sogar berichtet, daß ihm die Ärzte ein Auge ausgestochen hätten, um dem Gift so einen Ausgang zu verschaffen. Das erinnert uns an die Behauptung des paranoiden Karl R., daß ihm die Pulver des Arztes, die er für seine durch die Vergiftung verursachte Aufregung erhielt, die Augen beschädigt hätten. Auch von Kaiser Heinrich VII. ist überliefert, daß man ihn habe aufhängen wollen, um das Gift durch seine Augen herauszubringen, ebenso von einem Bischof Johann.

Der Glaube, daß Menstrualblut giftig sei, den unsere paranoide Luise K. äußert, war nach Lewin weit verbreitet. Solches wurde sogar in Geschosse eingeführt, wie auch das Sekret von giftigen Kröten oder Öl, in dem man Spinnen ertränkt hatte. Zum Schluß dieses historischen Exkurses sei noch auf die sog. Giftjungfrauen Kaiser Friedrichs II. hingewiesen. Dieser berühmte Staufe habe nach den Chroniken schöne Mädchen täglich und dauernd Gift nehmen lassen. Ärzte hatte er zur Überwachung derselben angestellt, um, falls sich einmal eine vergiftet hätte, sie zu behandeln.

Die Überlebenden hätten sich schließlich an die Gifte so gewöhnt, als gehörten sie zu ihrer Nahrung. Falls nun irgend ein Fürst oder ein vornehmer Mann, der dem Kaiser zu nahe getreten war, und den er aus bestimmten Gründen nicht hatte töten mögen, sich wieder mit ihm versöhnte, so gab er ihm eine der giftgewöhnten Jungfrauen als Gattin. Alsbald nach deren Umarmung wurde der Betreffende unheilbar vergiftet und starb. So rächte sich der Kaiser an seinen Feinden.

Welcher Psychoanalytiker denkt bei dieser Erzählung nicht an Freuds Ausführungen über das Tabu der Virginität[7], wo u. a. Anzengrubers Komödie: Das Jungferngift und der Ausspruch von Hebbels Judith zitiert wird: „Meine Schönheit ist die einer Tollkirsche, ihr Genuß bringt Wahnsinn und Tod.“

Damit wären wir im Gebiet der schönen Literatur angelangt, und Sie müssen mir gestatten, noch kurz auf einige mehr oder weniger bekannte Dichtungen einzugehen, die zu unserm Thema einen Beitrag liefern können.

In Shakespeares Dramen spielen die Gifte eine große Rolle. Die Königin im Cymbelin ist eine geradezu vollendete Schilderung des Typus der privilegierten Giftmischerin.[8] Nach dem Bericht des Arztes Cornelius stirbt sie im Wahnsinn und bekennt sterbend, daß sie ihren Gatten nie geliebt, nur aus Machtgier geehelicht, ihn verabscheut, ihre Stieftochter, die sie scheinbar in falscher Zärtlichkeit auf den Händen trug, vergiften wollte, ebenso den König, den sie als Sterbenden pflegen und veranlassen wollte, ihren Sohn zum Erben der Krone zu machen. Sie verzweifelte, daß sie das alles nicht ausführen konnte, und wurde deswegen wahnsinnig. Hier soll also im Dreieckverhältnis Vater-Mutter-Sohn der erste zugunsten des letzteren aufgeopfert werden.

René Laforgue[9] hat uns kürzlich sehr einleuchtend gezeigt, wie sich bei Rousseau wie ein Leitmotiv dies Dreieckverhältnis durch das Leben des Dichters windet als Abfolge des Konfliktes der Kindheit, wie deswegen Madame de Warens zur Mama wurde,

---

7) Ges. Schriften, Bd. V, S. 228.

8) Wulffen a. a. O. S. 35.

9) Imago, XVI, 1930, S. 245.

und deren Kammerdiener und Geliebter Claude Anet für ihn eine Vaterrolle übernehmen mußte. In Ergänzung der Ausführungen dieses Autors sei darauf hingewiesen, daß uns die Bekenntnisse des Philosophen auch von einem Vergiftungsversuch Claude Anets mit Opium berichten nach einer Streitigkeit mit Frau de Warens. Das Verhalten der Mama bei diesem Auftritt will Rousseau erst die Augen geöffnet haben über die enge Verbindung, die zwischen den beiden bestand. Wir dürfen vermuten, daß es die Eifersucht gegenüber dem jungen Rivalen war, die den Kammerdiener zum Selbstmord trieb.[10] Ebenfalls ein Dreieckverhältnis, wenn auch anderer Konstellation, liegt der Tragödie zugrunde, die Alfred Döblin an Hand der Akten klar und objektiv unter dem Titel: „Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord"[11] dargestellt hat. Die an ihren Vater fixierte, infantile und frigide Tischlersfrau Elli Link vergiftet ihren Mann, der in Reaktion auf ihre Frigidität zum brutalen Trinker geworden ist, nachdem sie sich vor seiner Roheit in ein homosexuelles Verhältnis zu Margarete Bende geflüchtet hat. Von dieser läßt sie sich zum Verbrechen aufstiften. Lassen Sie mich aus dem Drama nur ein charakteristisches Detail hervorheben: Es war kein bloßes Wort, wenn Link seiner Frau in der wilden Verschlingung sagte, er müsse ihren Kot haben, er müsse ihn essen, verschlucken. Das kam in der Trunkenheit vor, aber auch ohne Alkohol. An Stelle der analen Gabe, nach der die Perversion des Trinkers verlangte, reicht ihm die Frau später „Gift für zweibeinige Ratten". Mit dichterischem Scharfsinn hat John Knittel in seinem Roman „Therese Etienne"[12] einen Giftmord als Auswirkung der Ödipus-Situation geschildert. Trotzdem der Sohn dabei nur Mitwisser der Tat ist, welche die von ihm geliebte Stiefmutter an ihrem Gatten begeht, ist sein Schuldgefühl so groß, daß er sich als Täter dem Gerichte stellt.

Von der Rebellion des unbotmäßigen Sohnes gegen den Vater

---

10) J. J. Rousseaus Bekenntnisse, Herausgegeben von O. Fischer, München. Verl. M. Mörike, 1912. S. 158.

11) Verlag Die Schmiede, Berlin 1924.

12) Orell Füßli, Verlag, Zürich.

leitet Jakob Böhme sogar die Entstehung des Giftes überhaupt ab. Er schreibt in der Aurora:[13]

„Wie nun der Naturgeist so königlich gebildet war, daß sein Geist in seiner Form und Bildung in ihm aufstieg und von Gott gar schön und lieblich empfangen ward, da sollte er nun augenblicklich seinen Gehorsam und Lauf anfangen und sollte in Gott wallen als ein lieber Sohn in des Vaters Hause, und das tat er nicht.

Sondern als sein Licht in ihm geboren war in seinem Herzen, da erhob er sich in seinem Leibe wider das Naturrecht und fing gleich eine höhere, prächtigere Qualifizierung an als Gott selber. Davon ist das erste Gift entstanden, worin wir arme Menschen nun in dieser Welt zu kauen haben, und wodurch der bittere, giftige Tod ins Fleisch gekommen ist."

Wir könnten somit nunmehr unsere frühere Zusammenfassung dahin modifizieren oder ergänzen:

Die Se- und Exkrete des Mutterleibes sind deshalb so gefährlich und giftig, weil ihre Erwerbung und ihr Besitz einem Inzest gleichkommt, der mit Kastration und Tod geahndet wird.

Der Zürcher Strafrechtslehrer Prof. Hafter hat sich kürzlich in einer Kritik der psychoanalytischen Bemühungen um die Kriminalistik recht mißbilligend über die wilden Phantasien der Psychoanalyse ausgesprochen.[14] Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß er auch unsere Schlußsätze zu diesen wilden Phantasien rechnen würde. Das darf uns aber nicht hindern, auch weiterhin mit solchen Hypothesen und Konstruktionen zu operieren, ohne die nun einmal bei aller Anerkennung ihrer Vorläufigkeit und Fragwürdigkeit ein Fortschreiten der Erkenntnis kaum denkbar ist.

---

13) Herausgegeben u. eingel. von Jos. Grabisch. Verlag R. Piper & Co., München 1912, S. 55.

14) E. Hafter: PsA. und Strafrecht. Schweiz. Zeitschr. für Strafrecht, 44. J. 1930, S. 1.

Vom Junggesellen, dem „unbekannten Neurotiker"

Von

Eduard Hitschmann

Nach einem Vortrag in der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung" im Februar 1931

Bekanntlich haben nach dem Weltkrieg die Siegervölker dem „unbekannten Soldaten" Denkmäler errichtet, pietätvolle Schauzeichen zur Erinnerung an jeden namenlos in der Masse untergegangenen Helden.

In gewisser Analogie dazu gebrauche ich den Namen *„unbekannter Neurotiker"* im Gegensatz zum sattsam bekannten und beschriebenen Neurotiker. Der wirklich erkannte Neurotiker gilt als Kranker, wird geschont oder behandelt, er kann keinen Schaden anrichten, gilt nicht als Vorbild usw. Wird er mit Erfolg behandelt, so erfreut er sich dauernder Gesundheit, ist arbeits-, liebes- und genußfähig geworden. Dankt er dies der Psychoanalyse, so hat diese in ihm einen dankbaren und aufrichtigen Vorkämpfer gefunden.

Das Schicksal der unerkannten oder unbekannten Neurotiker ist ein anderes: sie bleiben, was sie sind, gelten als normale Abarten des homo sapiens, werden zum Vorbild genommen, niemand hilft ihnen.

Es gibt ja mehr unbekannte Neurotiker, als nur den — Hagestolz. Man denke, wie sehr eine überängstliche Mutter leidet, und wieviel Unheil sie in der Erziehung anrichtet, wie sie Generationen zum gleichen Ängstlichsein anregen kann.

Wenn *Freud* schon vor vielen Jahren hervorgehoben hat, daß „wir uns der Einsicht nicht verschließen können, daß das Liebesverhalten des Mannes in unserer heutigen Kulturwelt überhaupt den Typus der psychischen Impotenz an sich trägt", so gehört auch dieser unbekannte Neurotiker hieher.

Und wenn Wilhelm *Reich* nach Befragung zahlreicher jugend-

licher Arbeiter in Sexualberatungsstellen zur Erfahrung kommt, daß auch unter diesen eine große Anzahl neurotisch sind, ohne es recht zu wissen, so sehen wir den Umfang unseres Begriffes anschwellen.

Beschränke ich mich in meiner Untersuchung auf den Junggesellen, so ist mein Gegenstand wohl von keiner wesentlichen sozialen Bedeutung; lasse ich doch überdies den weiblichen Junggesellen, die „alte Jungfer", besser das ledigbleibende Mädchen außer spezieller Betrachtung, so sehr sich natürlich Parallelen ergeben müssen.

Die Definition des Junggesellen mag schwierig erscheinen, da er nicht selten endlich doch — eine Nichte oder seine Haushälterin ehelicht; oder ein dauerndes Verhältnis hat, dem gerade nur die Behörde den Namen Ehe verweigert. Gibt es vielleicht Kriterien, den Junggesellen schon in jüngeren Jahren als solchen zu entlarven!?

Er selbst erklärt sich ja als freiwillig im ledigen Stand verharrend, er wolle ein für allemal nicht heiraten, oder er gerade finde keine geeignete Frau. Andere geben Zwangsgründe an, von denen uns aber die wirklich objektiven, Krüppeltum, Krankheit des Körpers oder des Geistes, Homosexualität usw., hier nicht interessieren.

Wir werden sehen, daß von den Junggesellen eine Menge von *Gründen* vorgeschützt werden, die keine zwingenden, ja oft nur Scheingründe darstellen. Sie hätten nicht Geld genug zum Beispiel, als ob nicht andere um des Eheglückes und Kinder halber Entbehrungen auf sich nähmen; als ob es nicht auch reichere Bräute gäbe; als ob nicht die Ehe mit einer tüchtigen Frau arbeitsfähiger machen könnte, und endlich, als ob nicht deren tätige Mithilfe möglich wäre! Andere behaupten, nicht zu heiraten, weil sie eine Mutter oder Schwestern daheim hätten, die ihrer bedürften. Oder, sie hätten keine Zeit, Mangel an Bekanntschaften, einen zu verfeinerten Geschmack. Sie seien nicht zur Treue geschaffen, polygamisch. Ein ganz grobschlächtiger, einsilbiger Hagestolz berief sich darauf, er habe einmal eine Dame geliebt, aber sie sei gestorben. Andere berufen sich auf eine unlösbare, uneheliche Verbindung mit einer Verheirateten oder Unwürdigen.

Auch wird der Wert der Ehe herabgesetzt, sie bringe nur Sorgen und Krankheiten, Ehebruch und unerträgliches Kindergeschrei: „Kinder gehörten in eine Telephonzelle!"

Wenn man aber diese Angaben eines Junggesellen über sein Nicht-Wollen aus bestimmtem Grunde durch seine Psychoanalyse näher betrachtet, stellt sich jedesmal heraus, daß seine Gründe nur sekundäre sind, welche er selbst unbewußt erfunden hat, um eine Hemmung, ein Nichtkönnen zu übertäuben. Alle Versuche, die die Junggesellen machen, zu ehelichen, sich zu verloben, — enden mit einem Mißerfolg. Wie ein *Zwang* geht es von ihrem Unbewußten aus: es wird ihnen zum Schicksal! Ihre Gründe sind nur sogenannte Rationalisierungen, auflösbar durch Psychoanalyse, zurückzuführen auf ihre unentrinnbaren Hemmungen. Sie *können nicht* heiraten und glauben, es *nicht zu wollen:* dies scheint mir die *Definition der Junggesellen* zu sein.

Und nun will ich mein Urteil mildern, als ob sie alle ausgewachsene Neurotiker seien. Bedenken wir doch, wieviele höchst bedeutende schaffende Persönlichkeiten unter ihnen zu finden sind. Begnügen wir uns, sie als „neurotisch Eingestellte" zu bezeichnen, als durch unbewußte Motive Gehemmte.

Erklären wir aber nicht damit zugleich die Ehe als die normale Lösung des Lebens!?

Nicht nur die Statistik gibt uns hierin recht; die Ehe scheint das selbstverständliche Ziel des in der Einehe aufgewachsenen Kindes zu sein, wohl auch als Folge der Ödipus-Einstellung (Leo *Kaplan*). Wir kennen die Entwicklungsstadien von der promiskuen Sexualität über die Gruppenehe zur Paarungsehe und verkennen nicht die sexual-ökonomische Tendenz in dieser Entwicklung, die Ersparung vor allem des Energie verbrauchenden neu Eroberns. Für die Entstehung dauernden Liebens, wie es der Ehe zugrunde liegt, hat *Freud* folgenden Weg gezeigt: „Die Sicherheit, mit der man auf das Wiedererwachen des eben erloschenen Bedürfnisses rechnen konnte, muß wohl das nächste Motiv gewesen sein, dem Sexualobjekt eine dauernde Besetzung zuzuwenden, es auch in den begierdefreien Zwischenräumen zu ‚lieben'."

Mag die Ehe reformbedürftig erscheinen, schon durch die zu-

nehmende Berufstätigkeit der Frau eine innere Änderung erfahren haben: sie ist die höchste Form der geschlechtlichen Beziehungen. Freilich auch ist der Entschluß zur Ehe eine gewichtige Entscheidung im Leben: „das Schicksal einer zweiten Person auf sich zu nehmen und unerschütterlich zu tragen, wie das eigene" (Rosa *Mayreder*).

Der Junggeselle ist also ein Mann, der von den Vorteilen der Ehe, in sozialer, kultureller und hygienischer Hinsicht, und für die Aufzucht von Kindern, keinen Gebrauch macht. In dieser Hinsicht ist er ein Fahnenflüchtiger der menschlichen Gesellschaft, entzieht sich der Vaterschaft und der Erziehertätigkeit. Eine Lüge geht durch sein oft sozial schädigendes Liebesleben, er wird zuweilen zum habituellen Störer der Ehen anderer und zum ungesunden Vorbild.

Da die Ehe ein selbstverständliches Ziel des Lebens darstellt, müssen unter den Hagestolzen Enttäuschte, Verbitterte, Enterbte des Glückes in großer Anzahl zu finden sein. Viel Groll einsamer Stunden erscheint unter Sarkasmus schlecht verhüllt. Hinter Eigenbrötelei und Verschrobenheit verbirgt sich heimliches Leiden. Weltschmerz und Pessimismus ist manchesmal ihr Teil. In Gesellschaft aufgeräumt, manchmal auch zynisch, — erscheinen sie, heimlich beobachtet, oft bitter ernst, wenn sie allein gelassen sind.

Der Dichter Gustav *Frenssen* schreibt einmal: „Selbst eine Ehe, die nicht glücklich ist, ist besser als keine! Was ist ein Leben ohne Verantwortung um Seelen, ohne tiefe Liebe, Mühe und Nöte um andere . . . schal, dürr, dürftig, ohne ein volles Menschenschicksal, und oft, ja meistens, irgend einer Wunderlichkeit, wenn nicht Schlimmerem hingegeben!? Ja, ich sage: ein Mann, der über die Jahre hinaus ledig ist, ist mir mehr oder weniger bedenklich, um nicht zu sagen, zuwider. Ich denke immer: wer weiß, was er treibt!"

Auch der Instinkt des Volkes empfindet ähnlich dieser ehrlichen, bürgerlichen Auffassung. Die Volksdichtung mißbilligt die Existenz des Junggesellen und läßt ihn im Jenseits erniedrigende Arbeit verrichten. Auch die Gesetzgebung früherer Zeiten sah ihn mancherorts als nicht voll erbfähig an, und man besteuert ihn als Luxusindividuum nicht selten auch heute. Freilich finden wir unter den

alten Junggesellen auch genug Figuren „guter Onkel“ und wahrhafter Helfer für andere.

Daß wir unter den Ledigbleibenden auch ganz hervorragende Philosophen, Künstler und Produktive anderer Art finden, ist nur scheinbar ein Einwand gegen unsere Ausführungen; die Zusammenhänge zwischen Ehescheu und Introversion des Produktiven würden uns, hier erörtert, zu weit von unserem Wege abführen. Auch Gelehrte taugen übrigens nicht immer zur Ehe: „Als die Frau eines berühmten Forschers nach seinem Tode eine Audienz beim König von Schweden hatte, antwortete sie auf dessen teilnehmende Frage nach dem Verstorbenen: „Majestät, er war unausstehlich!“ *(Kretschmer).*

Ist es nicht tragisch zu sehen, welch schiefe Vision ein so großer Geist wie *Schopenhauer* über das Wesen der Frau und das Liebesleben der Menschen gehabt hat! In meiner Psychoanalyse dieses Philosophen[1] habe ich darauf hingewiesen, daß die Enttäuschung an der Mutter diese falsche Einstellung und gewiß auch die Ehescheu dieses genialen Mannes verschuldet hat.

Das Ende manches hartgesottenen Hagestolzes bringt noch spät eine Zwangsehe mit seiner Haushälterin oder Köchin; Alkohol und Tabak, der allabendliche Stammtisch werden zu Surrogaten. Welche Tragik ergibt sich aus dem Beispiel Johannes *Brahms,* des edlen Komponisten sehnsüchtiger Liebe! Er gestand, „daß ihm mit Frau und Kind eigentlich das Beste fehle“ und seufzte: „Ist es denn ein Leben so allein? Die einzige richtige Unsterblichkeit ist in den Kindern!“ Und es waren nur Dirnen, die er sein Leben lang umarmt hat. Kein Wunder, daß Brahms auch einmal geäußert hat: „Wie ich die Leute hasse, die mich ums Heiraten gebracht haben!“ Als ob es nicht auch hier in der Hauptsache unbewußte Hemmungen gewesen wären, die Schuld trugen!

Bevor wir uns der wissenschaftlichen Beobachtung und Erklärung zuwenden, sei noch einer Zeitungsnotiz Raum gegeben, — von heute, da ich dies niederschreibe —: *„Selbstmord wegen Ehelosigkeit.*[2] Aus Prag wird gemeldet: Der 53jährige Junggeselle Humpala schnitt sich gestern . . . mit einem Küchenmesser die

---

1) Imago II (1913).
2) „Neue Freie Presse“, 1. August 1931.

Gurgel durch und wurde in hoffnungslosem Zustande ins Spital überführt. Aus seinen Äußerungen kurz vor seinem Selbstmord geht hervor, daß er den Selbstmord aus Verzweiflung über sein einsames Leben und auch deswegen verübt hat, weil er nicht beizeiten geheiratet hat. Er erklärte des öfteren, ein Mann solle beizeiten heiraten, sonst sei sein Leben verpfuscht." Gewiß lesen wir öfter Notizen über unglückliche Ehen, aber verheiratete Menschen sind auch viel zahlreicher als alte Junggesellen.

Wer die Junggesellen auch nur im gesellschaftlichen oder geschäftlichen Zusammentreffen betrachtet, findet unter ihnen oft gewisse Charaktere: so den schüchternen, ängstlichen, timiden Mann, den Hypochonder und Pedanten, den Sammler. Aber auch sehr eitel-narzißtische von viel äußerer Kultur. Erotiker polygamischer Natur, ehrgeizige Streber; aber auch jene Verträumten, die meist mit ihren Phantasien beschäftigt sind.

Für die tiefere Erkenntnis des Wesens des Hagestolzes haben wir zwei Wege:

1) Die Analyse jener ruhmvollen Junggesellen, deren detaillierte Biographie, Werke, Briefe, Entwürfe und Phantasien überliefert sind; zum Beispiel Leonardo da Vinci, Gottfried Keller, Schopenhauer, Lassalle, Kleist u. a. Von den Genannten liegen übrigens Psychoanalysen schon vor;

oder 2) Krankenanalysen an älteren fertigen Hagestolzen oder gewissen Neurotikern mit typisch wiederkehrenden Verlobungslösungen, Zurückspringen vor der endgültigen Bindung zur Ehe.

Auch in Lehranalysen können prädestinierte Junggesellen sich einstellen.

Da Liebeshemmungen eine so große Rolle bei der Neurosenbildung überhaupt spielen, findet der Aufmerksame in jeder Krankenanalyse Hinweise auf unser Thema. Ja, unter den verheirateten Patienten mit Eheschwierigkeiten erkennen wir gelegentlich die zur Ehe (als Nichtanalysierte) Unfähigen, sozusagen irrtümlich verheiratete Junggesellen.

Das wissenschaftliche Erfahrungsmaterial, das vorliegt, ist ein überwältigendes. aber der Ort, wo ausführliche Analysen vorzulegen sind, ein anderer als dieser Almanach. Hier seien nur die wichtigsten Resultate dieser Beobachtungen zusammengefaßt.

Es sind zunächst auch alle jene Momente zu berücksichtigen, welche ganz allgemein die auf das weibliche Geschlechtsobjekt zu richtende Libido verringern. Die Anlage aller Menschen ist eine bisexuelle; der dem gleichen Geschlecht zugewendete Teil der Libido wird normalerweise leicht zur Freundschaft und zu sozialen Beziehungen sublimiert. Wo der homosexuelle Anteil ein größerer ist, aber nicht so groß, daß er effektiv zur Homosexualität treibt, kann er — ohne bewußt zu werden — die Beziehung zum anderen Geschlecht so hemmen, daß auf eine Ehe verzichtet wird.

Für diesen Typus mag uns als interessantes Beispiel *Leonardo da Vinci* gelten, so hervorragend er auch sonst über allem Durchschnitt erhaben dasteht. Die Bedeutung frühkindlicher Eindrücke und des nie vergessenen geliebten Bildes der Mutter hat Freud in seiner Studie dargelegt.[1] Die Zufälligkeit seiner illegitimen Geburt und die Überzärtlichkeit seiner Mutter haben den entscheidendsten Einfluß auf seine Charakterbildung und sein späteres Schicksal ausgeübt, indem die nach dieser Kindheitsphase eintretende Sexualverdrängung ihn zur Sublimierung der Libido in Wissensdrang veranlaßte und seine sexuelle Inaktivität fürs ganze spätere Leben feststellte.

Ein hartnäckiger Hagestolz war auch *Gottfried Keller*,[2] der, an seine Mutter und Schwester zärtlich fixiert, keinen rechten Ehemut fand. Kellers liebste Gestalten, sagt *Storm* von ihm, lassen, wenn die späte Stunde des Glücks endlich da ist, die Arme hängen und stehen sich in schmerzlicher Resignation gegenüber, statt in resoluter Umarmung Vergangenheit und Gegenwart ans Herz zu schließen. Von Keller stammt das resignierte Epos des Junggesellen: „Der Landvogt von Greifensee".

Es ist vielleicht gut, die ruhmvollen Junggesellen nicht zu ausführlich zu behandeln. Man könnte bedenkenlos geneigt sein, den Wert des Von-der-Ehe-unbeschwert-Seins für die Produktiven als günstige Lebensbedingung aufzustellen.

Unsere Untersuchung gilt vielmehr den *ruhmlosen* Typen, die nur Nachteile ihres Ledigseins aufweisen.

---

1) Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci. Ges. Schr. Bd. IX.

2) Hitschmann, Gottfried Keller. Wien 1919.

Ich muß mir versagen, hier ausführliche Krankengeschichten zu veröffentlichen, die in seltenen Fällen Psychoanalysen an Männern entsprechen, die nur wegen ihrer alten Ehehemmung in Behandlung gekommen sind; viel häufiger behandeln wir noch *unfertige* Hagestolzkandidaten, bei denen diese Hemmung mit anderen Symptomen gepaart ist und befreien sie für die Ehe; vereinzelt auch *irrtümlich verheiratete Junggesellen,* die dann ihr ganzes Leben zu kämpfen haben, ehe sie analysiert sind. Charakteristisch sind die Fälle, wo der Mann Angst erleidet und seine Liebesgefühle jedesmal einbüßt, wenn die Geliebte nun ihrerseits sich zur Vereinigung bereit erklärt.

Zwangsmäßig wird die Flucht vor der Ehe immer wieder angetreten.

Es seien nun die Resultate der Psychoanalyse, insofern sie Unbewußtes bloßlegen, in ihren Hauptpunkten angeführt, wenn sie auch beim ersten Kennenlernen Widerstand erregen werden:

1) Den kindlichen Gefühlen sind in gewissen früheren Jahren sexuelle Elemente gegenüber dem andersgeschlechtlichen Elternteil beigemengt, welche, namentlich wo sie durch Überzärtlichkeit gesteigert sind, die normale Übertragung der Liebesgefühle auf andere hemmen. *Die Bindung an die Mutter* bleibt bei solchen Söhnen über die Pubertät hinaus aufrecht, hindert die Ablösung von der Autorität der Mutter und die Verdrängung der Inzestphantasien. Die Libido bleibt — ein Infantilismus — an der Mutter haften; diese Söhne sind häusliche Muttersöhne von rührender kindlicher Zärtlichkeit, bleiben auch äußerlich gern bei Muttern und unverehelicht. Freilich fühlen sie später die Bindung und sind imstande, die Mutter zu quälen und das Zusammenleben peinlich zu gestalten. Die rechtzeitige Ablösung wurde hier unterlassen, ein Fehler der Erziehung. Es sind oft prätentiöse und unbefriedigte Mütter, häufig Witwen, welche ihre Ansprüche auf den Sohn nicht aufgeben. Sie erinnern an jene Bäuerin, von der *Montaigne* erzählt, sie habe ein Kälbchen so geliebt, daß sie es immer auf dem Arm getragen habe; und so habe sie es auch noch auf dem Arm getragen, — als es schon zu einem großen Ochsen geworden war. Es ist vielmehr das Schicksal der rechten Mütter, daß sie dem Werdenden alle Türen öffnen müssen und nichts mehr für sich begehren dürfen!

Diese an die Mutter fixierten Söhne zeigen meist verminderte

sexuelle Aktivität, Neigung zur nervösen Impotenz und die Angst vor der Ehebindung, als wäre sie eine Bigamie. In abgeschwächter Form führt diese Hemmung zur Verbindung mit einer bejahrten Frau oder einer Blutsverwandten, etwa einer Nichte. Die Flucht vor der früh erkannten Fixierung an die Mutter kann auch gewisse Formen gleichgeschlechtlicher Entwicklung zeitigen. *Freud* hat zwei Typen der Objektwahl beschrieben, die aus der Mutterbindung entspringen. Der eine Typus zeigt als Liebesbedingung den *„geschädigten Dritten"*, das heißt der Betreffende verliebt sich nur in solche weibliche Wesen, welche er einem anderen wegnehmen muß. Dieser Typus ist der Eindringling in die Ehen anderer. Der zweite Typus leidet darunter, daß die *höhere Zärtlichkeit* nicht mit der groben *Sexualität* am selben Objekt vereinigt werden kann. Sexus und Eros, profane und heilige Liebe bleiben getrennt: wo sie *lieben*, können sie *nicht begehren*, und wo sie sinnlich begehren, können sie *nicht zärtlich lieben*. Der Liebesakt wird im Grunde doch als etwas Tierisches, Erniedrigendes beurteilt, das einer Dame nicht zugemutet werden darf. Im Bewußtsein finden wir Angst vor Verlust der Freiheit, als Folge innerer Wahrnehmung alter Gebundenheit.

2) Ein zweites Moment, das die Ehehemmungen unbewußt bedingt, ist ein mangelndes Selbstzutrauen, hinter welchem regelmäßig ein *Minderwertigkeitsgefühl* in bezug auf die *sexuelle Fähigkeit* steckt. Auf dem geschlechtlichen Kraftgefühl, auf dem Bewußtsein der Männlichkeit liegt ein Schatten, von frühem Alter her. Als Ursachen finden wir eingebildetes, aber nie eingestandenes Krüppeltum in sexueller Beziehung, auch einmal überschätzte körperliche Unterentwicklung. Ungenügende oder fehlerhafte Aufklärung, Einschüchterung bei der sexuellen Erziehung, Schuldgefühle und hypochondrische Bedenken über Selbstbefriedigung und dergleichen machten den Anfang. Übertriebene Verschwiegenheit, Scham und Angst vor der Befragung eines Arztes, der oft alle Bedenken zerstreuen könnte, wirken weiter mit. — Die *„Angst vor der Frau"* ist die Angst vor weiterer Diminutio.

3) Eine ganze Reihe *gewisser Charaktere* endlich erweisen sich zum Entschluß zur Ehe unfähig. Vor allem sind es stark narzißtische Männer, die zur tieferen Verliebung unfähig sind und die Opfer der Ehe nicht auf sich nehmen wollen. In egozentrischer

Selbstschonung und Selbstpflege verharrend, fürchten sie sich, durch die Ehe nur beeinträchtigt zu werden. Sie sind es, die nur zu leicht ein Mißverhältnis zwischen ihren großen persönlichen Bedürfnissen und den Eheanforderungen konstruieren. Auch die Zwangscharaktere, ambivalent und entschlußunfähig, pedantisch in ihren Lebensgewohnheiten und geizig, verharren eigensinnig in Ehelosigkeit.

Es ist aber unmöglich, hier vollzählig zu sein im Aufzählen der Voraussetzungen; in der Praxis finden wir natürlich diese und noch weitere Hemmungen auch in Kombinationen.

Die Psychoanalyse, der wir diese Erkenntnisse verdanken, ist als Behandlungsmethode wohl imstande, — wenn rechtzeitig herangezogen, — die unbewußten Hemmungen bewußt zu machen, die irrtümlichen Rationalisierungen (Ausreden) zu entlarven und die Geeigneten auch einer glücklichen Ehe zuzuführen. Jene Ehekrüppel, die hätten ledig bleiben sollen, die sozusagen irrtümlich geheiratet haben, können durch Psychoanalyse ehefähig gemacht werden. Unüberwindliche Hemmungen, übergroße Quantitäten mögen auch vereinzelt dem Erfolg der Kur im Wege stehen. Endlich könnte man sich einen neuen Typus eines immunisierten Junggesellen konstruieren: durch Analyse wissend gemacht, weise überlegen — und doch durch äußere Gründe gezwungen, auf die Ehe bedauernd zu verzichten.

Unser Ziel muß aber vor allem die *Verhütung des Junggesellentums* sein. Volle sexuelle Aufklärung zur richtigen Zeit, die Loslösung von der Mutter, der Familienbindung ist dazu unumgänglich. Erziehung auf Grund von psychoanalytischem Wissen ist eine dringende Forderung, doppelt dringend, weil wir wissen, wie früh die hemmenden Einflüsse beim Kinde geltend werden: daß also zuerst eine Generation von Eltern und Erziehern mit dem richtigen Verständnis da sein muß, um in der nächsten Generation Krankheiten, der Asozialität, Verschrobenheit und Isolierung, wie heimlichem Unglück vorzubeugen.

Baudelaire, der Verfluchte

Von

Hanns Sachs

„Das Böse ist nur ein Auswuchs, der vertilgt oder — noch besser — verleugnet werden muß“ — gegen diese Philisterweisheit, die weiche Polsterung des Thronsessels, auf den sich die Bourgeoisie eben niedergelassen hatte, wandten sich alle feinen und starken Geister des 19. Jahrhunderts. Die mutigen unter ihnen begnügten sich nicht damit, sich von der Gegenwart abzukehren und zu fliehen, wie es die Romantik tat. Sie kämpften gegen den Geist ihres Zeitalters und blieben doch seine Kinder, dort erst recht, wo sie seine Ideale in das Gegenteil verkehrten. Ihr Persönlichkeitskult, als Herausforderung gemeint, war im Grunde nur die Konsequenz des wirtschaftlichen Individualismus. Sie bekannten Gott, indem sie ihn lästerten, und den Kapitalismus im Streben *d'épater le bourgeois.*

Der Bannerträger dieser Gruppe ist unzweifelhaft *Baudelaire;* zwar kaum ihre bedeutendste Gestalt, aber ihre glänzendste. Nicht deshalb, weil er Erbe einer aristokratischen Kultur war, für die Gut und Böse nur ästhetische Nuancen bedeutet hatten, auch nicht bloß deshalb, weil er Schöpferkraft, Klangfülle, Formvollendung besaß, sondern weil er mit einer aus der Tiefe hervorstoßenden Leidenschaft sich und seine Welt proklamierte, ohne Ballast von Logik und Argumenten. Für die „Blumen des Bösen“ war keine Erläuterung notwendig und keine Rechtfertigung erforderlich, dieses Werk war aus dem Urgestein menschlichen Trieblebens gehauen und trug vom Tage der Erschaffung an die uralten Rätselzüge.

Ein Analytiker[1] hat es unternommen, dieses seltsame Phänomen zu untersuchen und aufzuklären: Ein Mensch, der unter einem Fluche lebt und lebenslang leidet, der aber aus dem nie erlöschenden Schmerz des Fluchbeladenen eine neue Lust zieht, eine Lust der Niederlage, der Selbstbestrafung, des Masochismus — eine Lust, die sein Stolz von sich weisen würde, wenn sie ihm nicht das eine Geschenk brächte, das seine Lebensniederlage in einen Sieg verwandelt — *seine Kunst.* Laforgue hat diese verwickelten Beziehungen voneinander gelöst und ihre Schichtung erforscht; so ist es ihm gelungen, ein psychisches Diagramm herzustellen, an dem ersichtlich wird, wie die Kindheitsgeschichte des Dichters und die Formung seines Unbewußten den Zusammenhang zwischen dem verpfuschten Leben Baudelaires und dem Triumph seines Werkes, das noch in unsere Tage herüberwirkt, wiederherzustellen vermag.

Als Baudelaire sieben Jahre alt war, starb sein Vater als Siebzigjähriger und ließ eine fünfunddreißig Jahre alte Witwe zurück. Die junge Frau vermählte sich kaum ein Jahr später mit dem ausgezeichneten Offizier Aupick, einem höchst ehrenwerten und würdigen Mann, der in größter Korrektheit — jeweils den gerade damals häufig wechselnden Herren Frankreichs die Treue schwor und es infolgedessen zum General und Gesandten brachte.

Auf diesem Grunderlebnis ist die ganze spätere Entwicklung des Dichters aufgebaut. Zunächst in der einfachen Form des Hasses gegen den Mann, an den er die Mutter verlor, die er in früher Jugend nur mit dem gütigen Greis, der sein Vater war, geteilt und nach dessen Tod allein besessen hatte.

---

1) Dr. René Laforgue, L'Échec de Baudelaire, Étude Psychanalytique, Éditions Denoël et Steele, Paris 1931.



René Laforgue



Eduard Hitschmann

„*Tu étais uniquement à moi. Tu étais à la fois mon idole et un camarade*“ schreibt er ihr viele Jahre später. Die Tatsachen sprechen deutlich genug: er wird „schlimm“ und aufsässig gegen Autorität und bürgerliche Ordnung, so daß er erst von der Schule verwiesen, später ins Ausland — auf die Insel Mauritius — geschickt wird. Unverändert heimgekehrt, droht er bei einer großen Gesellschaft, seinen Stiefvater, der ihn zur Ordnung verweist, zu erwürgen, wird von ihm geohrfeigt und bekommt einen hysterischen Anfall. In der Politik, für die der einseitig auf sein ästhetisch-religiöses Empörer-Ideal eingestellte Dichter keinerlei Sublimierung aufbrachte, kommt dieser Haß am primitivsten zum Ausdruck: Als die Februar-Revolution ausbricht, wird Baudelaire wie von einem Rausch erfaßt. Ein Freund trifft ihn, wie er mit einem nagelneuen Gewehr bewaffnet durch die Straßen läuft und „wie einen Refrain“ vor sich hinschreit: „Der General Aupick muß totgeschossen werden.“

Laforgue zeigt, wie auf dieser einfachen Grundlage eine höchst komplizierte seelische Konstruktion entsteht. Neben und unter dem Haß weist er die homosexuelle Fixierung nach, die Wandlung der Mutter zur Dirne, die Identifizierungen, die Wendung der gehemmten Aggression gegen das eigene Ich, das Hineinspielen der Kastrationsangst und der prägenitalen Komponenten, durch die das seltsame Gemisch von höchster Persönlichkeits-Entfaltung und tiefster Selbsterniedrigung, von leidenschaftlichster Erotik und Impotenz, von Verschwendung und Bettelei zustandekommt. Die Fixierung an die Mulattin, die Süchtigkeit, die Erwerbung der Syphilis, an der Baudelaire schließlich zu Grunde ging, werden als Folgen der Konstellation des Unbewußten erfaßt und gedeutet — vor allem aber: „die Schranke“ —, die

Schranke, die den Dichter an der Erreichung des Sexualziels hinderte und ihn lebenslänglich in seiner Phantasiewelt festhielt.

Besonders anschaulich zeigt Laforgue, auf welchem Wege Baudelaire der Dichter der „Décadence" wurde, der Troubadour, der als erster die Gewalt und den Reiz des Bösen und Schädlichen besang und dadurch seinen Versen eine Faszination verlieh, die keiner seiner Nachfahren erreichte. Die kundige Anwendung der analytischen Deutungstechnik ergibt, daß er in seinem Werke das verherrlichte, was ihm im Leben als Mittel zur Selbstbestrafung diente: Ausschweifung und Fäulnis, Krankheit und Verwesung. Analytische Denkweise macht es klar, daß diese Dinge seine stärksten Befriedigungen bedeuten, das Fortleben seiner infantilen Sehnsuchtstriebe — verdeckt und verzerrt in der Wirklichkeit, geklärt und veredelt in seiner Kunst.

Nach dem Bibelwort werden Gefäße geschaffen zur Verherrlichung und Gefäße zur Erniedrigung. Die Analyse Baudelaires bezeugt, daß es noch eine dritte Möglichkeit gibt für den Sonderfall des Künstlers, der ein Gefäß sein kann, geschaffen zur Erniedrigung und zur Verherrlichung zugleich.

Hänsel und Gretel

Von

Emil Lorenz

Aus dem Jahrgang 1931 (Band XVII) der von Sigm. Freud herausgegebenen „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften". (Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von ca. 560 Seiten; Jahresabonnement Mark 22'—.)

Es war auch in alten Zeiten keine Alltäglichkeit, daß Kinder von ihren Eltern in den Wald geführt und dort dem Hungertode überantwortet wurden. In dem Märchen von Hänsel und Gretel ist zwar in Rücksicht auf seinen guten Ausgang der Wunscherfüllungscharakter offenkundig, aber man muß doch fragen, woher der sonderbare und unheimliche Inhalt des Märchens stammt, der Weg, auf dem es zu der endlichen Wunscherfüllung gelangt. Der Psychoanalytiker kann nicht annehmen, daß es lediglich die Absonderlichkeit eines Schicksales und das mit ihm konfrontierte Gefühl der Geborgenheit in einer normalen, von elterlicher Güte behüteten Kindheit ist, die die Wirkung dieses Märchens ausmacht. Bei der weiten Verbreitung des Märchens, von dem Hänsel und Gretel in der Grimmschen Fassung ja nur ein einzelnes, freilich überaus einprägsames Beispiel darstellt, muß man vielmehr annehmen, daß es tiefere Motive sind, durch die diese Wirkung erzielt wird, Motive, die hinter der manifesten naiven Ausdrucksweise verborgen sind und ihre Kraft aus unbewußten Quellen schöpfen.

Es sei gestattet, die in dem Märchen enthaltenen Motive im Anschluß an die vergleichende Studie in den „Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm"[1] im Nachstehenden auseinanderzulegen.

A) Die Kinder werden von den Eltern im Walde verlassen. Grund: Hungersnot.

---

[1]) Neu bearbeitet von Johannes Bolte und Georg Polivka. Leipzig 1913, Dieterich, 1. Bd., S. 115 ff.

B) Sie finden aber zweimal durch Ausstreuen von Kieselsteinen zurück.

C) Nach dem Ausstreuen von Brotkrumen finden sie nicht mehr zurück.

D) Sie gelangen zum Kuchenhaus.

E) Von der Hexe eingesperrt und gemästet, streckt der Knabe ein Knöchlein oder Hölzlein statt des Fingers heraus.

F) Sie schieben die Hexe in den Ofen.

G) Auf der Flucht tragen Enten die Kinder übers Wasser.

H) Mit Schätzen kehren sie ins Elternhaus zurück. Die Stiefmutter ist inzwischen gestorben.

Wenn wir annehmen, daß es sich bei der Frage nach der seelischen Wirklichkeit, die diesen Motiven zugrundeliegt, um Erlebnisse handeln muß, die in jedem Menschen aufbewahrt sind, wenn wir weiter bedenken, daß die Wirkung auf das Kind, die von diesem Märchen ausgeht, eine noch unmittelbarere ist als beim Erwachsenen, dieses Märchen also ein wirkliches Kindermärchen, nicht herabgekommenes Sagengut darstellt, so müssen es Erlebnisse der frühen oder sogar der frühesten Kindheit sein, die in ihm verborgen sind.

Das Urbild aller Trennung ist die Geburt, das Urbild aller Hungersnot die Entwöhnung von der Mutterbrust. Es sind die einschneidendsten Traumen, die der Mensch mitmachen muß. „Hänsel und Gretel" durchläuft den Weg zwischen diesen beiden Entwicklungspunkten des frühinfantilen Seelenlebens. Das Motiv *A* verlegt den Grund für die dem Empfinden des Säuglings unbegreifliche und unverzeihliche Entwöhnung in die äußere Realität. Es spricht von einer „Hungersnot", was die entwöhnende Mutter gewissermaßen entschuldigt. Andrerseits mißt es ihr aber doch wieder eine Schuld zu, denn es hängt der Mutter den gehässigen Charakter der „Stiefmutter" an.

Die Motive *B* und *C* behandeln den Versuch, die verlorene Mutterbrust wiederzuerlangen. Die ausgestreuten Kieselsteine sind eine herabsetzende Kennzeichnung der dem Kinde nach der aufgezwungenen Entwöhnung zunächst unannehmbaren festen Speisen. Nach der Annahme des Brotes aber ist die Rückkehr abgeschnitten. Die Vögel des Waldes, die das Brot im Märchen essen, stehen in Stell-

vertretung der Kinder selbst. Daß es sich um eine Stellvertretung handelt, die nicht willkürlich postuliert wird, ergibt sich aus der Betrachtung des folgenden Motives.

Die Kinder sind, nachdem ihnen die Rückkehr abgeschnitten ist, weiter in den Wald gegangen. Was jetzt zu erwarten steht, ist sicherlich keine glatte Anpassung an die versagende Realität, sondern eher ein Kompromiß, bei dem der unbewußte und darum wichtigere Teil wiederum eine neuerliche Eroberung der verlorenen Mutterbrust darstellen wird. Das Kuchenhaus setzt dieses Motiv ganz folgerichtig fort. Die Kinder essen davon, wie von dem Brote, das in ihrer Stellvertretung die Vögel aufgepickt haben. Aber freilich, so ein eßbares Haus gibt es in dieser Welt nicht; es muß eine symbolische Bedeutung haben: Das Haus, von dem man ißt, ist die Mutter, an der man trinkt; und ehe man auf diese Welt kam, verfügte man ja tatsächlich über einen Aufenthaltsort, der keine Nahrungssorgen aufkommen ließ. Das Motiv *D* ist demnach der Ausdruck der von uns erwarteten Regression zur Stillperiode und noch weiter zurück. Es ist die von den tiefsten Schichten der Seele ersehnte Seligkeit des Embryonalzustandes, die hier ein Symbol gefunden hat.

Dieses Äußerste an Realitätsflucht, das in dem Motiv des Kuchenhauses verkörpert erscheint, ruft aber auch wieder den Protest der der Wirklichkeit zugewandten Instanz unseres Seelenlebens hervor. Das Motiv dieser Rückkehr wird darum gewissermaßen mit dem negativen Vorzeichen versehen. Das Eingesperrtwerden in einem Ställchen im Motiv *E* und die Gefahr des Aufgefressenwerdens bringt die negative Wertung des Aufenthaltes im Uterus und der intrauterinen Ernährung. Es ist ein Vergeltungsmotiv. Die Hexe aber, die alles besorgt, ist die Mutter im Lichte der Flucht vor der gefährlichen und verbotenen regressiven Sehnsucht.

Die in den Ofen geschobene Hexe setzt das Regressionsmotiv noch weiter fort. Es ist das Äußerste an Ablehnung der Regression, was sich das Märchen hier gestattet. Der Ofen, das Symbol des Mutterleibes, erscheint als Ort der Vernichtung, der Mutter aber wird die einstige Bewahrung darin als Verbrechen angerechnet.

Der symbolischen Bedeutung des Aufenthaltes bei der Hexe als

Aufenthaltes in utero und der negativen Bewertung dieses regressiven Motives entspricht es, daß in das Motiv der Befreiung von der Hexe, in die anschließende Flucht, das Symbol des Wassers hineingewoben ist, über das die Kinder durch hilfreiche Tiere, die Enten, getragen werden. Die Flucht stellt also eine Geburt dar, die Motive „Wasser“ und „Rettung“ lassen das Weiterwirken der regressiven Phantasie in positiver Fassung und ihren Abbau erkennen.

Nun geht es vorwärts zur richtigen Einschätzung der einst verlassenen Realität. Die Anpassung an sie muß natürlich im Sinne der Anerkennung der Entwöhnung erfolgen. Diese Anerkennung findet mehrfachen Ausdruck. Daß die im Ofen verbrannte Hexe eine Doublette der Mutter ist, kommt darin zum Vorschein, daß nach der Rückkehr der Kinder auch die Stiefmutter gestorben ist. Wo liegt aber schließlich der Ersatz für das Verlorene? Das Trieb-Ich läßt sich doch nicht so leicht abspeisen. Das Märchen legt nun Gewicht auf die Schätze, die die Kinder aus dem Hause der Hexe heimbringen. Dieser Fortschritt entspricht natürlich genau dem Gange der Libidoentwicklung. Die orale Phase der Libidoentwicklung hat mit der Entwöhnung ihren Höhepunkt überschritten. Was jetzt folgen muß, ist die Hinwendung zur analen Organisationsstufe, die ja erst zur vollen Ausprägung gelangt, wenn einmal der Übergang von der Milchnahrung zur festen Nahrung vollzogen ist. Die Schätze des Märchens, die von den Kindern dem erfreuten Vater vorgewiesen werden, repräsentieren dieses neue anale Interesse, das für das Verlorene Ersatz zu bieten vermag.

Indem wir auf die bisherigen Feststellungen dieser Untersuchung zurückblicken, wird es uns begreiflich, daß die so starke Wirkung dieses Märchens, das ja sicher von allen Grimmschen Märchen das häufigst erzählte ist, ihren Grund darin hat, daß die zwei so wichtigen ersten Phasen der Libidoentwicklung sich darin mit nahezu historischer Treue widerspiegeln. Die Lust an diesem Märchen ist die lustvolle Belebung verlassener Libidopositionen, die ja niemals so völlig verlassen sind, daß ihre Wiederherstellung nicht wenigstens vorübergehend auf dem Wege der Phantasie erfolgen könnte.

Es sei nun einiger Nebenmotive gedacht, die in den Gang der Erzählung verwoben sind. Zunächst sei daran erinnert, daß den Kindern nach der Annahme des Brotes die Rückkehr ins Elternhaus abgeschnitten ist. Hier drängt sich als Parallele der Mythos von Persephone auf, die im Hades verbleiben muß, weil sie dort, wenn auch nur ein einziges Mal, Speise zu sich genommen hat. Es entspricht dies dem weiteren Umstand, daß man zu dem Ort, an dem man einmal etwas gegessen hat, in eine Beziehung der „Pietät" tritt, wovon sich ja die Bräuche der Gastfreundschaft herleiten, die Sitte, dem Fremden Speise zu reichen, z. B. Salz und Brot, oder den Willkommentrunk, um ihn gewissermaßen seelisch an das Haus zu binden. Umgekehrt zeigt aber wieder die Erscheinung des Heimwehs mit ihren seelischen und physiologischen Begleiterscheinungen, unter deren im übrigen ja recht mannigfaltigen Symptomen die Nahrungsverweigerung besonders hervortritt, eine oral bedingte Fixierung an die Heimat. Eine Analyse des Heimwehs müßte ihren Ausgangspunkt vom Trauma der Entwöhnung nehmen. Im übrigen stimmt ja zu der oralen Fixierung des Heimwehs sein melancholischer Gesamthabitus. Indessen ist aber Heimweh weder eine Melancholie, dazu fehlt ihm das Symptom der Selbstvorwürfe, noch Trauer, da der an Heimweh Leidende vielfach gar nicht weiß, woran er leidet. Man könnte die Vermutung aussprechen, das Heimweh sei eine narzißtische Neurose mit der Fixierungsstelle im Trauma der Entwöhnung und zur Melancholie darum nicht gediehen, weil es der großartigen sadistischen Zuschüsse dieser Psychose entbehrt.

Das Knöchelchen, welches der im Stalle eingesperrte Knabe statt seines Fingers herausstreckt, um die Hexe zu täuschen, steht wohl in Beziehung zur Kastrationssymbolik. Dieses Motiv ist in die Nähe eines andern zu stellen, das ebenfalls bereits in die Periode einer mehr genital bestimmten infantilen Sexualforschung hineinreicht, in die Nähe der gespielten Ungeschicklichkeit des Mädchens der Hexe gegenüber, als diese das Ansinnen stellt, Gretel möge in den Backofen hineinkriechen.

Es ist mit diesem Motiv offenbar darauf Bezug genommen, daß den Kindern oft die Möglichkeit eines einstigen Aufenthaltes im Mutterleib — eine Kenntnis hievon mag ihnen von woher immer

vermittelt sein — irgendwie unbegreiflich und unglaubhaft erscheint, eine häufige Folge frühzeitiger Aufklärung. So leicht sich das Kind mit der Einsicht abzufinden vermag, auf irgendwelchem Wege aus dem Mutterleibe gekommen zu sein, so schwierig ist der infantilen Sexualforschung das Problem, wie es in denselben hineingekommen sein mag. In der gespielten Ungeschicklichkeit des Mädchens, die ja im manifesten Zusammenhang der Erzählung immerhin eine befriedigende Rationalisierung erfährt, indem sie die Hexe verleiten soll, sich dem Backofen in so gefährlicher Weise zu nähern, liegt darum das latente Motiv eines unbefriedigten Wissensdranges, zugleich auch eine bei Kindern, die mehr wissen als die Eltern meinen und wünschen, gespielte Unwissenheit in Hinsicht auf die Herkunft der Kinder. Es ist so, als würden sie sagen: „Ich bin ja sicher auf einem ähnlichen Wege wie die Jungen der Haustiere auf die Welt gekommen. Diese Erkenntnis könnt ihr mir nicht verhehlen. Wenn ihr aber glaubt, daß ich glaube, in diesen Mutterleib auch auf irgendeine harmlose Weise h i n e i n gekommen zu sein, etwa wie man Brot in den Ofen schiebt, so täuscht ihr euch. Da steckt mehr dahinter, als ihr zugeben wollt." Das Hineinstoßen der Hexe ist wie ein Hohn auf die unzulänglichen Antworten, die das Kind bei seinen ungeduldigen Fragen nach seiner Herkunft von den Erwachsenen erhält, wie die boshafte Aufforderung: Probiere es doch selber, wie harmlos die Geschichte in Wirklichkeit ist.[1]

Diese kleine Untersuchung bietet uns nun noch Anlaß, über den eigentlichen psychologischen Hergang der Entstehung solcher Märchen überhaupt nachzudenken. Dieses Nachdenken aber vermittelt uns die Einsicht, daß all diese Kindermärchen ja nicht von Kindern erfunden sind, auch jene nicht, die nicht herabgekommenes Sagengut sind, sondern sich von Anbeginn von außen an die Kinder wenden. Immer sind es Erwachsene, die, wie vorzugsweise eben die Eltern, angesichts ihrer eigenen Kinder eine Wiederbelebung ihrer eigenen unbewußten infantilen Erlebnisse

---

[1]) Vgl. die bei B o l t e - P o l i v k a (a. a. O.) zitierte Arbeit von C o s q u i n: Le conte de la chaudière bouillante et la feinte maladresse (Revue des traditions populaires 25, 1. 65. 126).

erfahren, eine Wiederbelebung, die natürlich durch die starke Identifizierung mit dem Kinde ermöglicht wird, worauf das Unbewußte, dessen Verdrängungen hiemit gelockert werden, die Märchenmotive als seine Abkömmlinge ins Bewußtsein entsendet. Die Identifizierung mit dem Kinde ist begreiflicherweise bei der Mutter am stärksten, weshalb das Märchen auch fast ausnahmslos ein spezifisches Gebilde der weiblichen Phantasie ist. Überblickt man von diesem Punkte aus die ganze Mannigfaltigkeit dessen, was als „Märchen" bezeichnet wird, so drängt sich gewissermaßen die Notwendigkeit auf, den maßlos erweiterten Umfang dieses Begriffes einmal sinngemäß einzuschränken. Doch fällt diese Aufgabe außerhalb des Bereiches dieser Ausführungen. Daß die Identifizierung mit dem Kinde sich auf dem Boden des elterlichen Narzißmus erhebt und von ebendort ihre Hellsichtigkeit bezieht, sollte keiner Hervorhebung bedürfen. Daß dieser Narzißmus wiederum in dem originären Narzißmus des Kindes seinen Mitspieler hat, läßt die so zahlreichen paranoischen Züge des Märchens begreiflich erscheinen. Und wieder ergibt sich hier eine zwingende Beziehung auf unser Märchen. Es ist ein paranoischer, nämlich ein Projektionsmechanismus, der das vom Entwöhnungstrauma betroffene Kind veranlaßt, sich von der bösen Stiefmutter verfolgt zu glauben. Wir dürfen uns die vollständige Entwicklung einer solchen Projektion in folgender Weise denken. Am Anfang steht die Identifizierung mit der nährenden Mutterbrust. Auf sie beziehen sich oral-sadistische Triebregungen des saugenden Kindes. Im Gefolge der Entwöhnung wird das Objekt dieser Triebrichtung introjiziert. Die Triebrichtung wendet sich jetzt gegen das introjizierte Objekt, das mit dem ursprünglichen Subjekt identisch geworden ist, erscheint darum von außen her als gegen das Subjekt gerichtet, das sich damit von aggressiven Tendenzen, wie Gefressenwerden oder Kastriertwerden, bedroht fühlt. Hiebei darf dieser Projektionsmechanismus nicht einmal als ein reiner bezeichnet werden, weil ja das reale Erlebnis der Entwöhnung selbst von dem Kinde als etwas Gewalttätiges und Feindseliges aufgefaßt werden muß, das dem Kinde von der Mutter widerfährt. Wäre das Kind (wenn wir zur Veranschaulichung des Vorganges diese Fiktion machen

dürfen) schon denkfähig, so wäre es ihm leichter als einem beliebigen Paranoiker, seinen Verfolgungswahn zu rationalisieren. Ein klinisches Beispiel für die in Frage stehenden Mechanismen bietet der Beitrag, den Gustav Bychovski unter dem Titel „Ein Fall von oralem Verfolgungswahn" veröffentlicht hat.[1]

Wir finden in unserem Märchen die in das klinische Bild des Verfolgungswahnes gehörigen Mechanismen noch in anderen Motiven wieder. Die Zweiheit der verfolgten Kinder entstammt der Identifizierung mit der Zweiheit des Elternpaares. So bekommt sogar Gretel etwas von der dem weiblichen Geschlechte geltenden Feindseligkeit ab, indem sie, wenn auch unfreiwillig, als Hilfskraft der Hexe dienen muß. Der Finger, den Hänsel der augenschwachen Hexe jeden Tag herausreichen muß, damit sie feststellen könne, wie fett er schon geworden ist, steht wohl an Stelle des Penis. In weiterem Verfolg des Motives dürfen wir wohl die Gleichung Penis-Mamma ansetzen und in dem trockenen Knöchelchen oder Hölzchen, das der Knabe statt des Fingers heraushält, das Symbol für die entzogene oder versiegte Brust erblicken, die ja den Ausgangspunkt des ganzen seelischen Prozesses bildet.

Jetzt noch ein Letztes in der Form einer Frage: Stellt nicht das Trauma der Entwöhnung einen hinlänglich variablen Faktor dar, um eine spezifische Disposition für die Neurosenwahl in der Richtung der Paranoia zu begründen? Nach allem, was im Vorangegangenen ausgeführt wurde, scheint mir die Antwort darauf nur bejahend ausfallen zu können.

---

[1]) Internat. Zeitschrift für Psychoanalyse XV. (1929), S. 96 ff. „Man glaubt eine gigantische Wiederholung der zur Zeit des Saugens erlebten Versagungen und Reaktionen vor sich zu sehen. Das vorhandene Material zwingt uns die Annahme auf, daß diese oralen Versagungen (vielleicht nicht nur die Entwöhnung allein) vom Patienten folgendermaßen verarbeitet wurden: Die Brust als Liebesobjekt introjizierte er und identifizierte sich mit ihr; dieser Prozeß muß ihm aber nicht restlos gelungen sein, sondern er vollzog sich sozusagen kontinuierlich, so daß der Patient jede neuerliche Wegnahme als Attentat auf sich selbst, auf die inzwischen zu seinem Ich gewordene Brust, beziehungsweise Milch empfand. So wurde die Mutter aus der Spenderin zur Berauberin, hiemit zur Feindin." (Ebendort S. 99.)

DIE ZEITSCHRIFTEN

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse

Offizielles Organ der
Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von M. Eitingon, S. Ferenczi, S. Radó

Jährlich 4 Hefte Lexikonoktav im Gesamtumfang von etwa 600 Seiten. Abonnement jährlich M. 28.—

Im Januar 1932 beginnt der XVIII. Jahrgang

Imago

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Sándor Radó, Hanns Sachs, A. J. Storfer

Jährlich 4 Hefte Großquart im Gesamtumfang von etwa 560 Seiten. Abonnement jährlich M. 22.—

Im Januar 1932 beginnt der XVIII. Jahrgang

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE
1926

In blauem Ganzleinen M 4.–

Sigm. Freud . . . . . . Die Widerstände gegen die Psychoanalyse
Sigm. Freud . . . . . . Die „Ausnahmen"
Sigm. Freud . . . . . . Die okkulte Bedeutung des Traumes
Thomas Mann . . . . . Mein Verhältnis zur Psychoanalyse
Hermann Hesse . . . . Künstler und Psychoanalyse
Lenormand . . . . Das Unbewußte im Drama
F. van Eeden . . . . . Über Psychoanalyse
Hanns Sachs . . . . . . Gemeinsamer Tagtraum und Dichtung
Hanns Sachs . . . . . . Carl Spitteler †
Alfred Polgar . . . . . Der Seelensucher
Georg Groddeck . . . . Wie ich Arzt wurde und wie ich zur Abneigung gegen das Wissen gekommen bin
Theodor Reik . . . . Psychoanalytische Strafrechtstheorie
A. Stärcke . . . . Geisteskrankheit und Gesellschaft
O. Pfister . . . . Elternfehler in der Erziehung zur Sexualität und Liebe
Vera Schmidt . . . . . Das psychoanalytische Kinderheim in Moskau
A. Aichhorn . . . . . . Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung
Siegfried Bernfeld . . . Bürger Macchiavell ist Unterrichtsminister geworden
Stefan Zweig . . . . . Das Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens
* * * Aus dem „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens"
S. Ferenczi . . . . . . Begattung und Befruchtung
Ernest Jones . . . . . . Kälte, Krankheit und Geburt
K. Abraham . . . . . . Über Charakteranalyse
Otto Rank . . . . Drei Stunden einer Analyse
P. Schilder . . . . Selbstbeherrschung und Hypochondrie
A. Kielholz . . . . . . Über Erfinderwahn

Kunstbeilagen:

Sigmund Freud (Photographie 1922).
Karikaturen von Ferenczi, Jones, Abraham, Eitingon, Bernfeld, Schilder.
Photographie der Freud-Gesamtausgabe.

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1927

In gelbem Ganzleinen M 4.–

Lou Andreas Salomé	Zum 70. Geburtstag Sigm. Freuds
Prof. E. Bleuler	„ „ „ „ „
Stefan Zweig	„ „ „ „ „
Alfred Döblin	„ „ „ „ „
Sigm. Freud	Vergänglichkeit
Sigm. Freud	Zur Psychologie des Gymnasiasten
Sigm. Freud	Psychoanalyse und Kurpfuscherei
O. Pfister	Die menschlichen Einigungsbestrebungen im Lichte der Psychoanalyse
M. D. Eder	Kann das Unbewußte erzogen werden?
Th. Reik	Gedenkrede auf Karl Abraham
K. Abraham	Die Geschichte eines Hochstaplers
K. Abraham	Über Coués Heilformel
I. Levine	Psychoanalyse und Moral
G. Wyneken	Sisyphos oder: Die Grenzen der Erziehung
L. Binswanger	Erfahren, Verstehen, Deuten in der Psychoanalyse
Erwin Kohn	Das Liebesschicksal Lassalles
H. Gomperz	Sokrates und die Handwerksmeister
O Rank	Don Juan und Leporello
E. v. Sydow	Die Wiedererweckung der primitiven Kunst
L. Jekels	Zur Psychologie der Komödie
Th. Reik	Zur Technik des Witzes
F. Alexander	Zu Ferenczis Genitaltheorie
Karen Horney	Flucht aus der Weiblichkeit
E. Simmel	Doktorspiel, Kranksein und Arztberuf
Georg Groddeck	Nicht wahr, zwei Damen . . . ?

Kunstbeilagen:

Sigm. Freud. (Nach einer Radierung von Ferd. Schmutzer.)
Porträt von Karl Abraham †.
Karikaturen von Psychoanalytikern.
Abbildungen aus „Robitsek: Der Kotillon."

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1929

In rotem Ganzleinen M 4.–

Kunstbeilagen:

Porträt von Oskar Pfister.
George Sand. (Nach einer Zeichnung von L. Calamatta).

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1930

In braunem Ganzleinen M 4.–

Sigm. Freud . . . . . . Dostojewski und die Vatertötung
Theodor Reik . . . . . Freuds Studie über Dostojewski
Friedrich Eckstein . . . Das Unbewußte, die Vererbung und das Gedächtnis im Lichte der mathematischen Wissenschaft
Hanns Sachs . . . . . . Kunst und Persönlichkeit
Albrecht Schaeffer . . . Geschichte eines Traumes
Editha Sterba . . . . . Der Schülerselbstmord in André Gides Roman „Die Falschmünzer"
André Gide . . . . . . Der Selbstmord des Knaben Boris
* * * . . . . „Kinder können furchtbar schweigen . . ." (Episoden aus der Kindheit eines Proletariermädchens)
Heinrich Meng . . . . . Sexualpädagogik und Psychoanalyse
Fritz Wittels . . . . . Kindweib, die große Mode
Karl Landauer . . . . . Zur psychosexuellen Genese der Dummheit
Ernest Jones . . . . . . Die englische „Schicklichkeit"
Joan Riviere . . . . . Weiblichkeit als Maske
Theodor Reik . . . . . Über den zynischen Witz
Franz Alexander und Hugo Staub . . . . Ein Fall von Kleptomanie aus Schuldgefühl
Wilhelm Reich . . . . . Die Dialektik im Seelischen

Kunstbeilagen:

Porträt André Gide.
Porträt Ernest Jones.

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1931

In blauem Ganzleinen gebunden M 4.—

Stefan Zweig . . . . Bildnis Sigmund Freuds
Fritz Wittels . . . . Der Antiphilosoph Freud
Heinrich Meng . . . . Goethe und Freud
Theodor Reik . . . . Zu Freuds Kulturbetrachtung
Paul Federn . . . . Die Wirklichkeit des Todestriebs
Paul Federn . . . . Vom Nationalgefühl
C. Müller-Braunschweig. Psychoanalyse und Weltanschauung
Leo Schestow . . . . Alexander und Diogenes
Erich Fromm . . . . Der Staat als Erzieher
Ernst Simmel . . . . Zur Geschichte des Berliner Psychoanalytischen Institute
Helene Deutsch . . . Ein Fall von Katzenphobie
Helene Deutsch . . . Der feminine Masochismus und seine Beziehung zur Frigidität
Karl Landauer . . . . Eine „Dirne"
K. Schjelderup . . . . Träume und Halluzinationen der Asketen
Oskar Pfister . . . . Donjuanismus und Dirnentum
Felix Boehm . . . . Der Weiblichkeitskomplex des Mannes
F. Alexander . . . . Zur Genese des Kastrationskomplexes
René Laforgue . . . . Über die Erotisierung der Angst
Siegfried Bernfeld . . Ein mißglücktes Tagebuch
Hans Kalischer . . . Die Entwicklung eines Vagabunden

Kunstbeilagen:

Porträt Paul Federn
Porträt Max Eitingon
Porträt Helene Deutsch
Porträt Franz Alexander

der psychoanalytischen, speziellen Neurosenlehre

SIGM. FREUD

Die Zukunft einer Illusion

In Ganzleinen M. 3.60

Einige Urteile

(festgehalten für die Nachwelt)

„Süddeutsche Monatshefte":

„Es scheint gewiß, daß ein nicht genau zu bestimmender Teil der Menschheit nichts anderes anstrebt als Lust und darauf beruhen die diagnostischen Erfolge des P a n s c h w e i n i s m u s."

„Freie Welt":

„Freud spricht zu dem heute so überaus großen Haufen von Neurotikern und Entfesselten, die von ihm wie von einem wissenschaftlichen Tetzel einen Generalablaß für alle ihre auch ihnen selbst unerträglichen Ekelhaftigkeiten und Laster und ein gnädiges Admittatur für ihre libidinösen Sättigungsbedürfnisse erwarten. Nur für diese Sorte kann er ein Abgott und der Vertreter höchster Wissenschaftlichkeit sein. Wir hielten es für eine Pflicht, unser Volk und unsere deutsche Jugend vor dieser Sumpfwissenschaft eindringlich zu warnen und da dies geschehen, ist der Wiener ‚Gelehrte' für uns abgetan."

„Theologische Literaturzeitung":

„Freud unter den Propheten . . . Die Plattheit ist nicht zu übertreffen."

SIGM. FREUD

Das Unbehagen in der Kultur

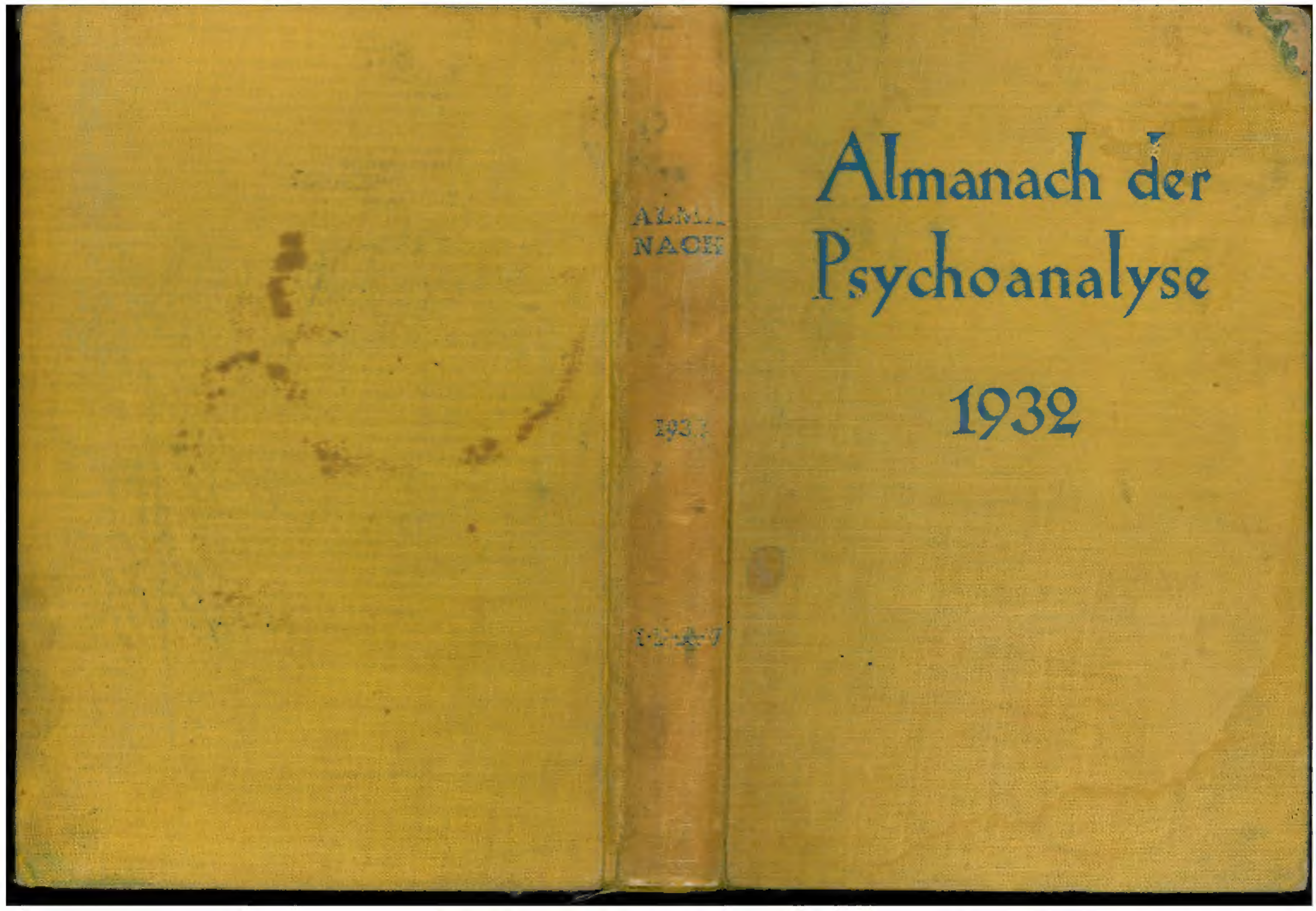
In Ganzleinen M. 5.—

Ein Urteil

(festgehalten für die Nachwelt)

Prof. Dr. Johann Triebl
in der Wiener „Reichspost":

„Von Freuds neuester Schrift gilt das Wort: So viele Sätze, so viele Irrtümer oder doch wenigstens Unrichtigkeiten, Schiefheiten, unbewiesene und unbeweisbare Behauptungen, falsche und gewaltsame Deutungen, willkürliche Annahmen . . . Hätte man bisher noch keine klare Einsicht in das Problematische dieser neuesten ‚Wissenschaft' gehabt, die vorliegende jüngste Publikation Freuds müßte auch dem Blindesten die Augen öffnen . . . Wozu all dieser Aufwand von Beredsamkeit . . . Manche Behauptungen klingen geradezu romanhaft, muten wie tolle Phantasien eines Irrsinnigen an, ja fordern zu schallender Heiterkeit heraus . . . Was gegen das Gebot der christlichen Nächstenliebe eingewendet wird, erhebt sich nicht über das Niveau frivoler Witze. Die Befolgung der hohen ethischen Forderungen bedeutet eine Schädigung der Kulturabsichten. Die Krone Polens aber gebührt dem, der aus Freuds ebenso abenteuerlichen und bizarren, wie verworrenen und widerspruchsvollen Ausführungen über die Entstehung des Gewissens klug zu werden vermag."


Almanach der
Psychoanalyse
1932